5217 d
a
47
Coburger Landes-Bücherei

J. Pentzel del. a fec. 1805.

Kleine Romane,

Erzählungen, Anecdoten

und

Miscellen

von

August von Kotzebue.

Erstes Bändchen.

BIBLIOTHEK COBURG

Leipzig 1805
bey Paul Gotthelf Kummer

An

Frau von Schröder

gebohrne von Prizbuer

in Berlin.

Meine geliebte Freundin!

In den Tagen des unverhüllten Egoismus, in welchen wir leben, ist die Zueignungsschrift eines Buches gewöhnlich nur an die Eitelkeit seines Verfassers gerichtet, mit welchen erhabenen, oder achtungswerthen Nahmen sie auch geziert seyn mag; ich will daher nur lieber gleich bekennen,

daß ich in diesem Augenblick mich einer ähnlichen Sünde theilhaftig mache.

Zwar könnte ich sagen: ich habe Ihnen einen Beweiß geben wollen, daß ich auch in weiter Ferne Ihrer oft mit Achtung und Liebe gedenke, aber auch das wäre ja im Grunde nur eine Verbeugung, die ich mir selber machte, denn es hieße mit andern Worten weiter nichts, als: ich bin Gott sey Dank noch immer fähig, das Gute und Schöne zu lieben und zu bewundern. Es soll Ihnen also lieber unverholen bleiben, daß ich diese Zueignungsschrift nicht um Ihretwillen, sondern um Meinetwillen gemacht habe, der Welt nemlich, die

mich

mich nicht kennt, und doch so oft verkennt, wünschte ich laut sagen zu dürfen, daß eine Frau wie Sie seit funfzehn Jahren meine schwesterliche Freundin ist; daß eine solche Frau in einem so langen Zeitraum nie Ursach fand mir ihre Freundschaft zu entziehn; daß sie in Trauer und Freude, bey Verfolgungen wie bei Verhätschelungen meines Schicksals, immer dieselbe gegen mich geblieben, und daß derjenige, der eines solchen Vorzugs sich rühmen darf, wohl stolz darauf seyn mag, da sie ihre Freundschaft keinen Unwürdigen schenkt. — Das war es, meine theure Freundin, was ich meiner Eitelkeit zu gefallen, und im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, drucken zu

 lassen

lassen mir nicht versagen konnte. Gerne ließe ich auch drucken, wie groß meine innige Liebe und Verehrung für Sie ist, aber dazu fehlt es mir an Worten und dem Setzer an Buchstaben.

Jerlep bey Reval, im Sommer 1805.

A. v. Kotzebue.

Inhalt.

Inhalt
des ersten Bändchens.

Des Pfarrers Tochter. Ein Roman in zwei Büchern.

Erstes Buch . . . S. 1.

Erzählungen.

Uebermaaß menschlicher Leiden . . . 138
Esther von Racine . . . 143
Johann Schad, ehemaliger Benediktiner zu Banz; jetzt Doktor der Philosophie zu Jena . . . 149
Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth Französischer Frauen während der Schreckenszeit . . . 174
Die Rosen und der Pfau . . . 187
Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter . . . 195
Peter der Grausame . . . 204
Ein seltsamer Prozeß . . . 206

Zwei große Verlegenheiten einer Königin ... S. 213
Falsche Scham ist großen Seelen fremd ... 215
Hofdienst ... 217
Empörender Uebermuth ... 220
Talbot ... 229
Billet an einen Reisenden in Toulon ... 233
Die Pariser Bluthochzeit ... 236
Jean Bart ... 238
Klage eines unglücklichen Ehemannes, des Advokaten Eduard Seval von Beaulieu ... 242
Ein Geschichtchen von Addison ... 252
Seltene Zartheit ehelicher Liebe ... 256
Maria Moulin zu Frankfurt am Main ... 260
Alexandre Claude le Jean ... 262
Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig ... 265
Camoens ... 268
Das Grab auf dem Hügel ... 275

Anecdoten.

Die Wittwe ... 308
Tugendlohn ... 310
Der Grenadier ... 312
Kunst-Keim ... 313
Ersatz ... 314
Grabschrift ... 315
Stolz auf Verwandtschaft ... 317
Geographie ... 318
Die Einschläferer ... 320
Distinguo ... 323
Anecdote von Friedrich dem Großen ... ebend.

Dich-

Dichter = Neid . . S. 325
Seltsame Reise . . 326

Miscellen.

Paradoxen . . 328
Prophezeihung . . 331
Der isländische Krystall . . 334
Es geschieht nichts neues unter der Sonne 336
Aussprüche der Minnegrichte aus alten Handschriften, vom Baron Aretin . . 340
Vertheidigung der Xantippe . 345
Das Wochenbett . . 349
Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der Römischen Schriftsteller, von C. A. Böttiger . . 350
Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionaire neologique . . 356
Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode ins Theater geht . 373
Die Kunst, die Weiber treu zu machen . 378
Akrostichon . . 383
Warnungstafel. Lacrimas . . 384
Die Winde . . 399
Würkung der Critik . . 400
Der große Corneille und der große Göthe . 402
Moden . . 405
Eldorado . . 410

* * Ein

Ein Gedicht von Maria Stuart = S. 412
Die Asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die Europäischen = 415
Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge, vom Professor Müller in Schaffhausen = = = 425
Robert Percival = = 431
Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit = 438
Die Neugriechen = = 441

Des

Des
Pfarrers Tochter.
Ein Roman in zwey Büchern.

Erstes Buch.

In der lustigen Residenz des jungen Fürsten Cajus oder Sempronius, lebte Carl Fernau, ein Mann von hellem Kopf, redlichem Herzen und einnehmender Gestalt. Er glaubte stolz zu seyn, im Grunde war er nur eitel, doch nicht auf seine Person. Es giebt Menschen, die nichts behaglicher finden, als die schönsten Pferde, die niedlichsten Möbeln, kostbar gebundene Bücher und dergleichen zu besitzen, oder eigentlich nur andern vorzuzeigen, und an der Bewunderung ih-

rer Gäste sich zu weiden. Zu dieser Klasse gehörte Fernau. Es war seine einzige Schwachheit, unschädlich, so lange sie nur auf Gegenstände des Prunkens sich einschränkte. Er hätte längst gern geheyrathet, denn er zählte seinen acht und zwanzigsten Sommer, auch hatte er gerade so viel Vermögen, als in seiner Lage nöthig war, um frey von jedem Joche, den Mangel zu entfernen; aber seine Mutter lebte noch, wohnte bey ihm, war eines fürstlichen Raths Wittwe, that sich ein wenig auf ihren Rang zu gute, und brauchte viel, nicht aus Bedürfniß, sondern um der Welt zu zeigen, sie habe viel. Wer doch Alles besäße, was blos aus diesem lezten Grunde verzehrt wird! Gegen den wäre Crösus ein Bettler.

Der Wunsch, eine Schwiegertochter zu umarmen, lag allerdings auch der Frau Räthin am Herzen, aber wenn einmal der Sohn ein Mädchen nannte, so war's immer nicht die rechte. Darum schrieb er einst an seinen Freund, den Secretair Welsch in Dresden.

„Dein

„Dein häusliches Glück, das Du so reizend schilderst, hat mir, bey aller Freude, doch auch ein wenig Unbehaglichkeit verursacht. Warum wird es mir nicht auch so gut? — Ich höre das Warum dich wiederholen. Ach Freund! da giebt es eine Menge kleine, mitunter auch wohl recht winzige Gründe, die dennoch aufeinander gethürmt, unübersteiglich scheinen, wenigstens mir. Du kennst des Menschen eitlen Sinn: er pflegt sich einzubilden, er handle immer aus einem ihm bewußten Grunde, den er, ohne zu errötheu, nennen darf, indessen gewöhnlich Dutzende, deren er sich schämt, sie auch wohl sich selbst ableugnet, seinen Willen leiten. So geht es mir auch. Ich heyrathe nicht, weil, nach meiner Meynung, (nemlich nach der, die ich zu verlautbaren für gut finde) ich noch kein Mädchen angetroffen, das mir Glück zusagte. Im Grunde ist das nicht wahr."

„Vor anderthalb Jahren lernt' ich ein hübsches Mädchen kennen, das ich zum Ball abholen sollte. Ich fand sie schon recht niedlich geputzt, und das

Verlangen zu tanzen leuchtete frölich aus ihren Augen. Da hieß es plötzlich, die alte Tante habe Kopfschmerzen, und könne dem blinden Vater heute nicht vorlesen. Flugs wandte sich die Tochter zu mir, und sagte mit freundlicher Ergebung: „so bedaure ich, Sie bemüht zu haben, denn ich „kann nicht mit Ihnen fahren. Mein blinder „Vater ist gewohnt, daß ich oder die Tante durch „Vorlesen die Abendstunden ihm verkürzen. Ich „bitte Sie aber, ihm nichts von meiner Tanzlust „zu verrathen, denn sonst leidet er nicht, daß ich „zu Hause bleibe.“

„Ich glaube, lieber Ferdinand, ich sah das Mädchen fast zärtlich an, und nahm verwirrten Abschied. Die möchte ich wohl heyrathen, sagte ich zu meiner Mutter, als ich nach Hause kam. Ach Kind, erwiederte sie, die ist viel zu arm.“

„Vor vier Monaten, bey einem Morgen-Spaziergang, traf ich eine allerliebste Gärtnerstochter, die ihrem jüngern Bruder vorbuchstabirte, dabey

bey mit den Händen niedliche Blumensträußer band, und mit dem Fuße ihre kleinste Schwester wiegte. Ich sah ihr unbemerkt zu, wie sie alles das so flink und freundlich that. Nach einer Weile stand sie auf, ein Korb mit Sträußern war gefüllt, der strenge Vater zählte ihr die Blumen zu, bestimmte auch den Preiß. Sie gieng, ich folgte ihr von ferne. Sie verkaufte ihre Blumen schnell. War der Käufer ein Jüngling, so blieb sie ernst und einsylbig; aber gegen Frauen und betagte Männer war sie freundlich und geschwätzig. Ein alter Officier, dem sie gefallen mogte, gab ihr einige Groschen mehr als sie begehrt hatte. Sie dankte vergnügt, doch kaum war er fort, so schenkte sie einem Krüppel, der neben ihr lag, den Uiberschuß, den sie dem Vater nicht zu berechnen brauchte. Auf dem Heimwege begegnete sie einer alten Bäuerin, die ein Weilchen ausgeruht, und deshalb den schwerbepackten Tragkorb neben sich gestellt hatte. Den wieder auf die Schultern zu laden, quälte sich die steife Alte vergebens. Hunderte schlenderten vorbey, ohne ihr zu helfen.

Mein

Mein Gärtnermädchen half und gieng dann singend weiter."

„Die möchte ich wohl heyrathen, sagte ich zu meiner Mutter, als ich nach Hause kam. Ach Kind, erwiederte sie, die ist viel zu geringer Herkunft. Brachte ich ein Aber dagegen vor, flugs stellte meine Mutter drey Aber ins Feld. Da ich nun weder in jene noch in diese eigentlich verliebt war, so that ich ihr den Gefallen und ließ es gut seyn."

„Ihrer Seits hat sie mir auch schon Manche vorgeschlagen, zum Exempel, eines Geheimenraths Tochter, die einen Winter in Berlin zugebracht, und Schlegels Vorlesungen über die Aesthetik mit beygewohnt hat. Ferner, eine reiche Kaufmannstochter, die schön auf dem Klavier spielt, und in allen Gesellschaften verdrüßlich wird, wenn kein Klavier da ist, oder wenn man sie nicht mit Bitten bestürmt, sich hören zu lassen. Geschieht das endlich, so klagt sie über Zwang, ziert sich noch lange, setzt sich endlich, spielt, und hört gar nicht wieder auf. — Ferner, ein

ein hübsches Fräulein, mit einem allerliebsten Stumpfnäschen, das seiner Mutter alle Augenblick in's Wort fällt und sie still zu schweigen bittet, weil sie doch nicht verstehe, wovon die Rede sey."

„Da habe ich denn gesagt: Liebe Mutter, die Eine ist mir zu klug, die Andere zu eitel, die Dritte zu naseweiß; und so hat meine Mutter es auch wieder gut seyn lassen. Sey ohne Sorgen, spricht sie bisweilen, Mädchen giebt es genug. Das habe ich vormals auch geglaubt, jetzt nur werde ich täglich mehr und mehr überzeugt, daß es sehr wenige Mädchen giebt, nemlich gute; besonders in der Stadt, wo sie nichts wollen, als Jünglingen gefallen, Gespielinnen überglänzen, durch Talente schimmern, durch kaum verhüllte Reize locken; wo jedes Mädchen schon den erfahrnen Blick einer jungen Frau nicht mehr bergen kann, Blödigkeit für Dummheit gilt, Schaamröthe aus Schminktöpfen geholt, und Sittsamkeit aus der Donau-Nymphe erlernt wird. Nein, aus der

Residenz hole ich mir kein Mädchen. Was im Garten frölich blühen soll, muß auch im Garten gewachsen seyn, die versetzten Treibhauspflanzen fallen da um. Gern machte ich eine botanische Runde auf dem Lande, besähe mir da die Feldblumen, die, wenn auch nicht an Gestalt, doch an würzreichem Duft, Aurickeln und Tulpen weit hinter sich lassen, doch leider ungekannt zwischen bethautem Grase blühen und verblühen. Aber meine Mutter ist alt und kränklich, ich darf sie nicht allein lassen; sie ließ mich ja auch nicht allein, als ich jung und kränklich war."

„Noch giebt es manche kleine Hindernisse, die jeden Funken in mir ersticken, an dem Hymen seine Fackel anzünden könnte. Mein Haus ist nicht groß; die einzigen guten Zimmer, die ich meiner künftigen Gattin einräumen könnte, bewohnt meine Mutter. Soll ich sie daraus vertreiben? — Die kleine Wirthschaft, die ich der Hausfrau übergeben müste, besorgt meine Mutter und hat Freude daran. Soll ich ihr diese rauben? soll sie das Vergnügen entbehren, alles nach ihrem Sinn zu

ma=

machen? soll sie abhängig von einer Schwieger=tochter werden? — Langeweile und Grämlichkeit würden dann ihr Alter verbittern. Lieber bleibe ich ledig." —

So dachte und fühlte Carl Fernau; wie er aber dachte und fühlte, so handelte er auch stets. Darum blieb er unbeweibt, bis nach einigen Jahren die kindlich gepflegte Mutter in seinen Armen starb. Zwar hatte er an das Hagestolzen=Leben sich schon sehr verwöhnt: er las beym Essen, brachte den Abend regelmäßig auf dem Cassino zu, schmeckte die Eichorien im Caffee nicht, sah die Löcher in seiner Wäsche nicht, und glaubte der Haushälterin aufs Wort, daß die Theurung mit jeder Woche steige; aber endlich wurde er doch gewahr, daß seiner Mutter Zimmer leer standen, obschon bey weitem nicht so leer als sein Herz. Die paradoxe Meynung, welche er über die jungen Damen in der Residenz hegte, hatte wo möglich noch tiefer gewurzelt, seitdem er zufällig erfahren, daß eine derselben ihres kranken Vaters Bett verkauft hatte, um auf der Redoute als Braut von Messi=

na

na zu erscheinen. Lieber, sagte er, wolle er sich eine Frau aus Sicilien holen, trotz der Barbaressen, die er für minder barbarisch hielt, als Frauenzimmer-Eitelkeit. Weil aber doch Sicilien zu weit lag, so blieb es bey dem ersten Vorsatz, ein Blümchen auf dem Lande zu erspähen, mit dem er seine stille Wohnung schmücken könnte. Künftige Woche, nahm er sich vor, will ich da oder dorthin reisen. Aber bald war das Wetter zu schlecht, bald wurde ein neues Schauspiel gegeben, bald hatte er sich zu einer Partie Schach versagt, und hatte er endlich einmal den Tag der Abreise bestimmt, so gab es allerley am Reisewagen zu bessern, oder die Pferde mußten beschlagen werden. Kurz, er machte es mit seiner Heyrathslust, wie die Krämer mit Kunden die borgen wollen, sie schreiben an ihre Bude: willst du borgen, so komm morgen; weil man das immer heute lesen muß, so erscheint der Morgen nie. Hätte nicht endlich der Zufall für ihn gewürfelt, das mißliche Wagespiel wäre ihm ewig fremd geblieben.

In

In Fernau's Wohnort lebte auch ein Cattunfabrikant, der für reich galt, es aber nicht war. Er hatte sich schöne Maschinen aus England verschrieben, die, wenn sie im Gange waren, Jedermann wohlgefielen, so, daß die Achtung vor ihrem Erfinder, ohne daß man sich dessen bewußt war, auf ihren Besitzer zurückstrahlte, wie das oft geschieht. Er beschäftigte über hundert Menschen, und bezahlte sie auch an jedem Sonnabend, freylich oft mit geborgtem Gelde, aber wer wußte das? die Gläubiger selbst nicht einmal, denn Einer holte immer so regelmäßig im Stillen, was der Andere im Stillen brachte, daß der Credit des Fabrikanten mehrere Jahre lustig blühte. Jüngst hatte er auch ein schönes Landgut gekauft, von einem Edelmann, der dem Verlangen nicht widerstehen konnte, den Kayser Napoleon krönen zu sehn, und, der letzte seines Stammes, des Ahnherrn Erbe vergeudete, um den Ersten seines Stammes anzugaffen, und von dessen langen Mantel erzählen zu können. Auf diesem Gute wollte Madam Holla (die Frau des

Fa-

Fabrikanten, die seit kurzem zur Gemahlin erhoben worden) ein paar Sommermonate zubringen; Mamsell Hortensia Holla, ihre Tochter, die auch Landschaften zeichnete und von Madam Bürger declamiren gelernt hatte, sollte sie begleiten, und Carl Fernau wurde förmlich zu einem Besuche eingeladen.

Wie gieng das zu? — Sehr natürlich. Denn erstens, als Herren Holla's Fabrik im höchsten Flore zu stehen schien, und von seinem Reichthum des Geredes viel war, errinnerte sich Fernau's Mutter plötzlich, daß sie weitläuftige Verwandte seyen. Der Stammbaum wurde gemustert, und der ferne Nebenzweig herüber zur Krone gezogen. Seitdem war Fernau in Holla's Hause der Herr Vetter; und als, der klugen Mutter wohl bewußt, das Vermögen täglich ab —, Hortensien's Alter hingegen täglich zunahm, da wurde er der liebe Herr Vetter, ohne den keine Familienabfütterung (Fest oder Schmauß genannt) vor sich gehen konnte, und dem die Cousine Schillers

Würde der Frauen mit besonderem Nachdruck vordeclamirte. Beyde, Mutter und Tochter, hatten schlau berechnet, daß, wenn einmal die englischen Maschinen ins Stocken geriethen, alle Häuser und Landgüter verschlossen würden, es wohl gethan sey, die Zimmer der seligen Räthin sich offen zu erhalten. Zu dieser Speculation, die sehr vernünftig war, weil sie ganz auf fremdes Risico gebaut wurde, gesellte sich noch ein anderer Umstand, der die Einladung bewürken half. Besagtes Landgut nemlich war so entlegen (wohl 15 bis 20 Meilen von der Residenz) und hatte so wenig genießbare Nachbarschaft, daß schwerlich viel Besuch zu erwarten stand. Dort ganz allein in den Schönheiten der Natur schwelgen? Gräßlicher Gedanke! — Mit wem sollte die Mutter Tarock spielen? wer sollte der Tochter Zeichnungen loben? wer in Extase gerathen, wenn sie den Monolog aus der Jungfrau von Orleans herleyerte? — Eitelkeit hat keinen grimmigern Feind als Einsamkeit; sie kann wohl eine Weile die eingeschlürfte Bewunderung einsam wiederkäuen, doch

frische Nahrung giebt der Gefräßigen nur die Geselligkeit.

Carl Fernau wurde daher, nachdem zuvor ein deutsches Bruchstück aus Vossens Luise, und ein französisches aus Delille's Gärten, declamirt worden war, mit süssen Worten aufs Land gelockt. Er versprach zu kommen. Den Platz im Wagen schlug er jedoch aus, weil sein Arzt und sein Instinct ihm sagten, es sey besser zu reiten, und ungestört der holden Natur ins liebliche Antlitz zu schauen, statt Hortensien's grüner Florkappe gegenüber zu sitzen. Ueberhaupt würde Fernau die Einladung schwerlich angenommen haben, hätte nicht bey dem Worte Landgut, sich alsobald der oft gefaßte und oft verschobene Vorsatz, sich auf dem Lande umzusehn, (wir wissen schon warum) ihm lebhaft dargestellt. Es konnte ja ein Wink des Schicksals seyn. Ohne bestimmten äußern Antrieb — das fühlte er — würde seine Trägheit ihn wohl für immer an die staubige Residenz fesseln, obschon im Sommer aus jeder Hausthür eine andere Art von Geruch ihm entgegen qualmte.

Also,

Also, um sein Inneres einmal zu lüften, wie man Pelzwerk an schönen Sommertagen ausklopft, schwang er sich auf den Gaul, und ritt gemach neben dem Wagen der Frau Muhme, öfter noch vor und hinter demselben, so, daß die feurigen Pfeile, die aus dem Wagen auf ihn abgeschossen wurden, meist in die Kornfelder fuhren, ohne jedoch, wie Simsons Füchse, sie in Brand zu stecken.

Ein unbequemes Nachtlager in einem kleinen Wirthshause, wurde ihm noch lästiger durch das Zimpern der keuschen Cousine. Es waren nemlich nur zwey Zimmer vorhanden, die aneinander stießen, und deren Zwischenthür unglücklicherweise weder verschlossen noch verriegelt werden konnte. Mamsell Holla, obwohl unter mütterlichem Schutz, schwur, sie werde kein Auge zuthun, wenn sie eine leibhafte Mannsperson sich so nahe wisse. Fernau mogte betheuren so viel er wollte, daß er ihre reife Unschuld gewissenhaft respectiren werde, auch dem Nachtwandeln nicht unterworfen sey, sie blieb dabey, daß, wenn er Schlaf ihr gönne, er nicht so nahe bleiben dürfe. Ein ver-

schäm-

schämter Seitenblick, in Zärtlichkeit getaucht, foderte zugleich ihn auf, ihren Worten noch eine andere, schmeichelhafte Deutung zu geben. Er aber konnte vor Verdruß dazu nicht kommen, denn er muste nun in der Wirthsstube, auf einer Streu, von üblen Dünsten umgeben, zwischen Handwerksburschen schlafen.

Da man bey früher Tageszeit die Reise fortzusetzen gesonnen war, so hatte Mamsell Holla beym Schlafengehn dem Ritter aufgetragen, sie durch ein sanftes Klopfen an der Thür zu wecken, doch — um der Schwestern von Lesbos willen! — die Thür ja nicht zu öffnen, damit auch nicht die kleinste Spalte, (wäre sie gleich nicht größer, als der Raum zwischen Meister Schnocks Fingern in Shakespears Sommernachtstraum) ihrer Sittsamkeit Gefahr drohen mögte. Fernau, jeder Ziererey herzlich gram, versprach ungeduldig, er wolle, um jeden sündhaften Gedanken zu entfernen, während dem Klopfen an Fichte's Prahlerey denken, das Räthsel der Welt zu lösen, und folglich die schönen Räthsel, die Cousine

sine Turandot so kieselherzig zu verschleyern wünsche, gänzlich aus seiner Einbildungskraft verbannen.

Nachdem er aber am nächsten Morgen durch eine sehr üble Nacht in sehr üble Laune versetzt worden war, so empfand er große Lust, der keuschen Dame Hortensia einen Streich zu spielen. Noch zu rechter Zeit besann er sich eines bessern, als er würklich schon vor der Thür stand, und den Schein von Vertraulichkeit erwog, den, wider seinen Willen, ein solcher Scherz gewinnen könnte; er klopfte also verabredetermaßen anfangs leise, dann stärker, endlich laut. Als aber dennoch keine Bettgardine rauschte, keine Kehle sich räusperte, keine melodische Stimme Werda rief, sondern Mutter und Tochter so tief zu schlafen schienen, als Leute, denen man Göthe's Bekenntnisse einer schönen Seele vorliest, so meynte er endlich im Ernst, es sey wohl nothwendig, die Thür ein wenig zu öffnen; denn fuhren sie spät, so erreichten sie heute das Landgut nicht, und er sah einer zweyten quaalvollen Nacht

 ent=

entgegen. Rasch drehte er daher den Schlüssel, und, da er Widerstand merkte, so half er dem Stoß der Hand durch einen Stoß des Kniees noch ein wenig nach.

Armer Fernau! du wußtest nicht, daß deiner edlen Cousine Keuschheit, auf dein Wort allein, zu bauen nicht rathsam gefunden: einen dreybeinigten Tisch hatte sie vor die Thür gepflanzt, und auf denselben, mit großer Beschwerde und mütterlicher Hülfe, einen alten ledernen Großvaterstuhl gehoben. Durch dieses Bollwerk hoffte sie, dem ersten verwegenen Anfall trotz zu bieten, und legte sich nun beruhigt in das nahestehenhe Bett. Ach! aber das plumpe Kniee des Ritters brachte den dreybeinigen Tisch aus dem Gleichgewicht, der, da er selbst nicht mehr stehen konnte, die Zumuthung für ungerecht hielt, den alten Großvaterstuhl länger zu tragen, zu dessen Stütze ohnehin sein Schöpfer, trotz des mangelnden Beines, ihn ja nie bestimmt habe. Er entledigte sich daher ohne Umstände der demüthigenden Last, die, fallend, mit der hohen Lehne bis an den Fuß des

Bet-

Bettes reichte, und unglücklicherweise ein Geschirr zerschlug, das nicht so leer war, als der berühmte Marmorbrunnen zu Nürnberg. Dieses Zerschlagen geschah vermittelst eines der breiten Ohren des Großvaterstuhls, welches grade mit seiner ganzen Fläche die Oberfläche des Innhalts traf, daß er stolz empor stieg, wie die Fontainen auf dem Petersplatze zu Rom, bis das Gesetz der Schwere ihn zwang, auf Bett und Gesicht der schlafenden Schönen, in Millionen Tropfen herab zu stürzen.

Hilf Himmel! welch' ein Erwachen! wie verschieden von Adams seligen Erwachen, durch Mahler Müller beschrieben. Welch' ein zuckendes Streben der Purpurlippen, die Wuth in Tönen zu äußern! und welche Töne würde man vernommen haben, hätte nicht die weise Betrachtung, es sey fürs erste nothwendig, die zarten Lippen nicht allein zu verschließen, sondern sogar ein wenig einwärts zu klemmen, die Oberhand behalten. Wie aber sollte nun die zürnende Aurora — zur Strafe ihres Verspätens durch eignen Thau geweckt — ihr Antlitz schnell genug

davon befreyen? Denn noch immer stand der erschrockene Frevler mit starren Blicken ihr gegenüber. Soll sie einen Schwanenarm unter der Bettdecke hervorstrecken? — Mit nichten! Denn ist es nicht männiglich bekannt, daß die Damen heutzutage keine Ermel in den Hemden tragen? sie hätte also den nackten Arm zur Schau stellen müssen, nebst einem Theil des bescheidenen Busens. Lieber faßte sie den heroischen Entschluß, ihm, auf jede Gefahr, die einzige Sylbe fort! zuzuherrschen; aber von einem Blicke begleitet, der, troß der feuchten Augenwimpern, durch welche er sich stehlen mußte, den Bollwerkstürmer sogleich in die Flucht schlug.

Hierauf wurde die seltsame Mischung von gestriger Schminke und heutigem Unglück, sammt der Hautpommade, die allnächtlich mit den Sommersprossen kämpfte, sauber abgetrocknet, und, gleich der aus Meerschaum gebohrnen Venus, stieg Hortensia mit neuen Reizen vom entweyhten Lager auf. Nur die sonst gehorsamen Falten der Holdseligkeit standen ihr noch nicht zu Gebote, als Fer-

nan

nau mit demüthiger Abbitte vor sie trat; der Himmel ihres Gesichts erschien zwar trocken, aber nicht unbewölkt. Während der ganzen ersten Meile, wo der Weg sehr sandig war, grollte und schmollte sie zum Wagenfenster hinaus, welches mit der heiter aufgehenden Sonne sehr angenehm contrastirte. Als aber Phöbus freundlich höher stieg, und als er gar der schönen Zürnenden die Wangen küssen wollte, da überwog die Furcht vor den Spuren solcher Küsse, den Vorsatz, des Verbrechers Strafe zu verlängern, sie bedeckte das Vorgefallene, zwar nicht mit dem Mantel der christlichen, wohl aber mit der grünen Kappe der Schönheitsliebe, und, mütterlichen Rath befolgend, war am Ziel der Reise von den dummen Streichen des alten Großvaterstuhls keine Rede mehr.

Fast aber fieng man nach vier Wochen an zu wünschen, es möchten wieder dumme Streiche gemacht werden, denn die Langeweile regierte mit bleyernem Scepter. Bekanntlich wird diese Stundenmörderin auch aus der großen Welt gewöhnlich

lich durch dumme Streiche vertrieben, denn wenn man dort über die des Nächsten (nie über eigne) nicht lang und breit schwatzen dürfte, wie sollte man die grämliche Zeit los werden, die sich täglich wieder aufdringt? hingegen so einen fremden dummen Streich wie den Leichnam eines Selbstmörders vor sich hinlegen, ihn zergliedern, zerschneiden, zerreissen, zerfetzen, fromm beseufzen, weise belächeln, zweydeutig entschuldigen, seufzend verdammen, ha! welch ein Genuß! — täglich war er den Residenzbewohnerinnen in vollem Maaße zu Theil geworden, denn wohlgeordnete Residenzen führen hierinn mit kleinen Städten einerley Maaß und Gewicht, oder vielmehr, eine Residenz besteht in dieser Rücksicht aus vielen kleinen Städten; aber jetzt, in dieser Entfernung, auf diesem einsamen Dorfe, wo die Leichname hernehmen zur christlichen Section? ein paar Nachbarn waren bereits zerlegt, und, außer einigen komischen Verknorpelungen und etwas Wasser im Gehirn, wenig Merkwürdiges bey ihnen gefunden worden. Jede schöne Gegend eine halbe Meile in

die

die Runde, jede Baumgruppe und jeden Silberfaden, der sich durch die Wiese schlängelte, hatte die Reißfeder der Cousine schon aufgespürt und nachgepfuscht. Alle mitgenommene Dichter und Undichter waren schon zwanzigmal durchdeclamirt worden, alle Quellen der Unterhaltung vertrockneten; und der Hauptstrom, der im Frühling des Lebens so mächtig anzuschwellen und lechzende Gefilde zu befruchten pflegt, der Strom der Leidenschaft blieb aus, so fleißig auch darnach gegraben wurde. Liebe, sie sey im tiefsten Herzen verborgen, verräth sich durch die Augen, so wie eine tiefliegende Quelle sich durch üppige Gräser auf der Oberfläche verkündet: allein vergebens spähte die erfahrne Mutter in Fernau's Augen nach den wohlbekannten Symptomen.

„Du magst dir vorstellen," schrieb Fernau an seinen Freund, „wie nahe wir der Verzweiflung waren, da wir endlich sogar unsere Zuflucht zur Kirche nahmen, wo doch, außer mir, niemand Unterhaltung fand. Ich aber — ja Freund ich muß dir bekennen, daß, zum großen Aergerniß

meiner schönen Cousine, die Zeit so schnell mit mir davon lief, als wolle sie meine ungenutzten Jahre einholen, die leider einen zu großen Vorsprung haben."

„Das Pfingstfest wurde gefeyert. Die ganze Kirche war mit Birken oder Mayen (wie man sie hier nennt,) geschmückt, eine Verzierung, die mir sehr wohl gefällt, weil sie Andachterweckender ist, als die bunten Marmorschnörkel in der Peterskirche; denn die Natur erinnert an ihren Schöpfer, jener Kunstprunk aber nur an die eitlen Geschöpfe."

„Die Frau Muhme, als Kirchenpatronin, erfreut sich natürlich einer eignen Loge mit hölzernen Gittern, die beym späten Eintritt mit grossem Geräusch auf die Seite geschoben werden, damit die frommen Bauerweiber Pflichtgemäß ihr Gebet unterbrechen, und ihre mit verbrämten Mützen festlich gezierten Köpfe nach den Strahlen der allergnädigsten Herrschaft drehen können. Ein Greis mit schneeweissem Haar bestieg eben die Kanzel, als wir, nach wohlberechneter Zögerung, durch

durch vornehmen Lärm der Gemeinde Ehrerbietung einflößten. Nur der Prediger warf einen Blick auf uns, der nur den Unschuldigen strafte, denn ich allein kam aus der Fassung. Sein herzliches Gebet aber, und seine schöne Stimme, die wie ferner Glockenton zu mir herüber schwamm, erinnerten mich an meinen lieben Herder und zogen bald meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Der alte Mann sprach so kunstlos und rührend, daß man wohl hörte, er habe von den feurigen am Pfingstfest ausgegossenen Zungen wenigstens eine erhascht, leider vernahm ich aber nur den Anfang seiner Predigt, denn des Zufalls Tücke wollte, daß ich, da er eben eine Pause machte, einen Blick unter die Kanzel werfen mußte."

„Ach! so wie ein Stein aus der Hand geschleudert der Macht des Werfenden entzogen ist, so auch ein Blick, der dem Auge entschlüpfte; beyder Folgen berechnet kein Sterblicher. Ich sah zwischen Birkengebüsch, das den Kirchstuhl da unten fast in eine Laube verwandelt hatte, etwas schimmern, das ich bald für einen Strohhut erkannte.

Die

Die Entdeckung reizte meine Neubegier. Fast vier Wochen war ich schon im Dorfe, und hatte noch nichts davon vernommen, daß, außer meinen Muhmen, noch Frauenzimmer mit Strohhüten hier hausten, und zwar mit solchen, um die sehr geschmackvoll ein dunkelgrünes Band sich zog, das unter dem Kinn eine Schleife bildete. So viel hatte ich nun heraus, trotz der Birkenbüsche, deren Gebrauch an diesem Feste ich bey weitem nicht mehr so zweckmäßig fand, als beym Eintritt in die Kirche. Aber nun ferner zu erspähen, was der niedliche Strohhut barg, das war wohl so schwer, als müßte Doctor Gall unter dem hereingekämmten Haar unserer heutigen Elegants die Organe der Stirn errathen."

„Nach der Versicherung eben dieses berühmten Mannes, fixiren wir die Gegenstände nur mit einem Auge. In gewöhnlichen Fällen mag er Recht haben; daß ich aber jetzt mit beyden Augen zu sehen mich anstrengte, und nebenher noch die Fliegen beneidete, die mit ihren vielen Augen um mich herum spazierten, das darfst du mir aufs

Wort glauben. Was ich so nach und nach entzifferte, soll dir unverholen bleiben. Das Mädchen saß fast immer etwas gebückt, darum bedeckte der Hut das ganze Gesicht, das Kinn ausgenommen, das aber in der grünen Schleife vergraben lag. Da indessen das Band zu beyden Seiten der Wangen nicht schnell aufwärts stieg, sondern zuvor eine sanfte Biegung machte, so schloß ich daraus: das Kinn sey rund, die Wange voll."

„Die beyden Enden der grünen Schleife hiengen nicht grade herunter, sondern ihre Richtung hielt ungefähr das Mittel zwischen horizontal und perpendicular, folglich hatte das Mädchen einen schöngewölbten Busen."

„So weit war ich in meinen Untersuchungen gekommen, als glücklicherweise zwischen der Predigt ein Lied angestimmt werden sollte. In der Kirche hieng eine schwarze Tafel, auf der mit dicker Kreide die Nummern der Gesänge verzeichnet standen; um aber die schwarze Tafel zu sehn, muste das Mädchen einen Birkenzweig auf die Seite biegen, und das that sie mit einer schönen run-

den Hand, die, wenigstens auf dem grünen Blättergrunde, auch recht weiß erschien. Doch blieben meine Conjecturen über die schöne Hand vor der Hand noch unvollkommen, denn obgleich die schwarze Tafel nicht, wie ich gewünscht hätte, oben an der Decke befestigt war, so hieng sie doch an einem Pfeiler hoch genug, um das Mädchen zu zwingen, den Kopf empor zu heben, und — Freund! — da sah ich den Himmel offen! Zum erstenmal in meinem Leben trug ich recht herzliches Verlangen eine Null zu seyn, und zwar eine recht eigentliche Null, vom Dorfküster an die Tafel geschrieben, denn ich fühlte, alle Zahlen, sie möchten Gold, oder Jahre, oder Könige andeuten, könnten den Werth nicht haben, den ihr Blick mir geben würde."

„Ein großes blaues Auge in dem die Unschuld hinter langen Wimpern sich gleichsam vor der Liebe versteckt hat, eine kaum gebogene Nase, und ein nicht zu kleiner Mund (denn nichts ist häßlicher) mit küßlich aufgeworfenen Purpurlippen — all das wurde in einem

Au=

Augenblicke, doch leider nur für einen Augenblick, sichtbar. Der alberne Küster hatte die Nummern so groß geschrieben, daß sie nicht zum zweytenmale hin zu sehen brauchte, und zu uns herauf sah sie nun einmal gar nicht. Ich hofte wenigstens beym Blättern im Gesangbuch meine Bemerkungen über die Hände ergänzen zu können, aber das Blättern geschah neidischerweise auf ihrem Schoose, der völlig unsichtbar war; und auch nachdem sie das bezeichnete Lied gefunden, hielt sie das Buch nicht mit der Hand, wie ich mir geschmeichelt hatte, sondern legte es vor sich hin auf die Brüstung des Kirchenstuhls. Einen großen Vortheil schöpfte ich aber doch noch aus dem Liede, denn so lange dasselbe währte, hielt sie den Kopf um einen Zoll höher als zuvor, wodurch gerade ihre Lippen sichtbar wurden, und da sie andächtig mit sang, so war sie genöthigt, mir zwey Reihen Perlen zu zeigen, die mit den Blüten von dem Kinde der Sahontala wetteyfern konnten."

„Wie

„Wie sie die Lippen so bewegte, war mirs auch als hörte ich ihre Stimme wie leisen Harfenton; ich will das aber nicht mit Gewißheit behaupten, denn die kreischenden Bauerweiber saßen zwischen mir und ihr. Mag sie doch singen gut oder schlecht, wenn sie nur wohlklingend spricht. Du weißt, ich halte darauf viel, denn eine wohlklingende Stimme thut dem Ohre so wohl als die grüne Farbe dem Auge."

„Dein Wunsch, höre ich dich lächelnd sagen, setzt den Wunsch, recht oft mit ihr zu sprechen voraus? — Allerdings mein Freund, oft, täglich, in jeder Stunde möchte ich mit dem holden Geschöpfe reden; und warum sollt' ich das nicht? ja ich will es — wenn sie nur will. Doch höre weiter, noch habe ich nicht vollendet."

„In demselben Kirchstuhle, in welchem das schöne Mädchen mit dem fatalen Strohut saß, befand sich auch eine ältliche Frau mit einem blassen, hohlwangigen Gesicht und fast erloschenen Augen. Durch lange Leiden hatten ihre Züge so manche Schmerzensfalte angenommen, daß man bey ihrem

rem Anblick immer glauben mußte, sie leise wimmern zu hören, und doch war auch wiederum so viel fromme Ergebung in dem Blick, den sie gen Himmel schlug. Das Lied sang sie nicht mit, vermuthlich weil sie oft stark hustete, wobey jedesmal die schöne Nachbarin den Kopf zu ihr wandte und auf ihrem Platze hin und her sich schob, woraus ich denn auf theilnehmende Unruhe schloß; denn ein bewegtes Gemüth bewegt auch den Körper wider seinen Willen. Einmal schien die kranke Frau ein wenig zu schaudern, und sah sich nach der Thür um; vermuthlich mogte sie ein wenig Zugwind spüren. Schnell wie ein Gedanke schwebte das schöne Mädchen dorthin, versuchte die Thür noch fester anzuschließen, und da ihr wahrscheinlich das nicht gelingen wollte, so riß sie hastig ihren eigenen Shawl von der Schulter, und befestigte ihn mit zwey Stecknadeln, die ihr Busentuch herleihen mußte, vor der klaffenden Thür-Ritze."

„Du begreifst, daß sie alles das nicht thun konnte, ohne von ihrem Sitze aufzustehen, und daß sie wiederum nicht aufstehen konnte, ohne

mir

mir einen schlanken üppigen Wuchs zu verrathen; auch hatte ich Gelegenheit, durch den Raub des Shawls, meine frühern Bemerkungen über die Fülle ihres Busens bestätigt zu sehn. Als sie von ihrem frommen Geschäft zurückkehrte, entspann sich ein kurzes Gespräch zwischen ihr und der blassen Frau, das ich zwar nicht hören, wohl aber von Wort zu Wort sehen konnte. Nemlich: der Kranken freundliches Lächeln sagte ganz deutlich: ich danke dir liebes Kind, gieng aber sogleich in den Zug der Besorglichkeit über. Gewiß fügte sie hinzu: wenn du nur selber, so ohne Shawl, nicht Gefahr läufst dich zu erkälten. Das Mädgen schüttelte freundlich den Kopf. Ich sah ganz deutlich die Antwort: O nein, daraus mache ich mir gar nichts."

„Ich würde sicher noch weit mehr beobachtet haben, wenn nicht alle Augenblick meine lästige Cousine mich angestoßen hätte, bald um mir einen verrosteten Helm zu zeigen, der über dem Grabmal irgend eines Landjunkers prangte, bald

um über die mit Flittergold umwundenen Kränze zu spotten, die man zu Ehren verstorbener Jungfrauen an den Wänden aufgehangen hatte. Vor dreyßig Jahren, als noch Empfindeley Mode war, (die man sehr ungerecht Empfindsamkeit zu nennen beliebte) würden diese Kränze mehr als eine Thräne dem Auge der Modedame entlockt haben; jetzt, da freche Verspottung jedes schönen Gefühls sich als Extrem an Empfindeley geschlossen, jetzt zeigen die Damen von gutem Ton statt des feuchten Auges einen grinsenden Mund. Sollen wir durchaus albern bleiben, so gebe uns doch der Himmel die Empfindeley zurück! durch sie wurden die Mädchen doch nur närrisch, jetzt werden sie schlecht."

„Doch was kümmert mich meine alberne Cousine? hab' ich doch eine der edelsten, der liebenswürdigsten ihres Geschlechts gefunden! — Du lächelst? — du zweifelst? — stehst du auch in dem irrigen Wahn, man müsse ein Frauenzimmer Jahre lang kennen, täglich mit ihm umgehen, um ein richtiges Urtheil zu fällen? — Schilt mich im-

merhin parador, ich behaupte gerade das Gegentheil."

„Ob ein Mädchen dir Interesse eingeflößt? das hat sie selber auf den ersten Blick weg, weiß es oft früher als du; aber dann ist es auch, dir gegenüber, mit ihrer Natürlichkeit am Ende. Sitze du Tage lang neben ihr, und führe Stundenlange Gespräche mit ihr, sie wird beständig in den Waffen gegen dich bleiben, und bey Allem was sie sagt und thut, bleibt dir immer der Zweifel, ob sie auch wohl das nemliche gesagt und gethan haben würde, wenn du nicht zugegen gewesen wärest. Hingegen in einer Entfernung von zehn oder zwanzig Schritten ein Mädchen scharf beobachten, das dich gar nicht kennt, nichts von dir weiß, nichts von dem Eindrucke ahndet, den es auf einen Fremden in seiner Nähe hervorgebracht — O da entfaltet sich die Seele in jeder unbedeutenden Bewegung, und in einer halben Stunde verräth sich dir genug, um wohlbegründete Schlüsse daraus zu folgern."

„Das

„Das holde Geschöpf, zum Beyspiel, das mir gegenüber saß — ich will jezt nicht von ihrer Schönheit reden, nur mit ihrer Seele habe ich es zu thun; und was vermagst du wohl gegen folgende Schlüsse einzuwenden? — Diese einfache, niedliche Kleidung verräth unverdorbenen Geschmack. — Dieser tief hereingezogene Strohhut, der sie eben so sehr hindert zu sehn, als gesehn zu werden, beweißt Sittsamkeit. — Die Unruhe bey der Mutter Husten, (denn gewiß war die blasse Frau ihre Mutter) die Eile, mit der sie aufsprang, um dem Zugwind jede Ritze zu verstopfen, die geschäftige Bedachtlosigkeit, mit der sie ihres Shawls zu diesem Zwecke sich bediente, waren Zeugen ihrer kindlichen Liebe. — Wirst du nun mein Urtheil Lügen strafen, wenn ich behaupte: dieß Mädchen, das ich nur von ferne, nur wenige Minuten sah, mit dem ich nie ein Wort gewechselt, ist geschmackvoll, sittsam, kindlichliebend, hat ein gutes unverdorbenes Herz. — Schwärmer! höre ich dich rufen, dein Stündlein hat geschlagen, du bist verliebt.

liebt. — Nein, Freund, noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hülfe hoffe ich es bald zu werden."

Der gute Fernau irrte, er war es würklich schon, das hatte Cousine Holla nur gar zu deutlich bemerkt. Als der Prediger Amen sagte, klopfte sie mit einigen Knöcheln ihrer etwas magern Hand ihn recht empfindlich auf die Schulter, um aus den süßen Träumereyen ihn zu wecken. „Was befehlen Sie?" fuhr er erschrocken auf.

„Mein Gott, hören Sie denn nicht, daß die Predigt zu Ende ist?"

Schon zu Ende?

„Schon? nun wahrhaftig, mich dünkt, es war die längste Predigt, die ich in meinem Leben gehört habe."

„Und auch die Ketzerischste" fügte die Mutter hinzu; „was meynen Sie, Herr Vetter? darf man solche Grundsätze den Bauern auf der Kanzel vortragen?"

„Es ist freylich etwas gefährlich" stotterte Fernau, der nicht ein Wort von der ganzen Predigt

wuste. Was ist gefährlich? fragte Hortensia hämisch lächelnd.

„Ich meyne" stammelte der arme ertappte Cousin, und wurde feuerroth dabey, „ich meyne nur —"

Mamsell Holla unterbrach ihn spöttisch: „Ich „will Ihnen sagen, was gefährlich ist. Während „der ganzen Predigt nichts anders thun, als nach „einem hübschen Mädchen gegenüber gaffen, ih„ren Strohhut mit den Augen durchbohren wol„len, und sogar Seufzer hinüber hauchen, das „ist gefährlich."

„Sie scherzen —"

„Keinesweges. Geben Sie mir Ihren Arm, wir gehn nach Hause."

„Schon nach Hause? es wird ja noch ein Lied gesungen?"

„Mein Gott, Leute von Stande singen ja die Lieder nicht mit." — Bey diesen Worten zerrte sie ihn zum Kirchenstuhl hinaus, und verlohren war die schöne Hoffnung, besonders beym Ausgang

das

das Mädchen zu beobachten, ihm vielleicht gar zu begegnen.

Gern hätte er gewußt, wer die Holde sey? aber fragen wollte er nicht, denn er fühlte wohl, daß die Frage, ehe sie noch über die Lippen gienge, den Weg durchs Blut über die Wange versuchen würde. Darum wollte er lieber fürs erste ein gleichgültiges Gespräch anknüpfen, dessen Faden er dann unvermerckt so zu spinnen vermeynte, daß die erwünschte Nachricht sich gleichsam von ungefähr daran reihen werde. Ein Unbefangener würde freylich schon längst errathen haben, daß das schöne Mädchen des Pfarrers Tochter seyn müsse; aber Verliebte haben das mit den Astronomen gemein, daß sie eher die Einwohner eines neuen Planeten entdecken, als ihre Nachbarn im nächsten Hause; was Wunder also, daß Fernau sehr weit auszuholen glaubte, als er mit der Bemerkung herausrückte: Der Prediger des Orts trage eine ehrwürdige Gestalt. Diese Aeußerung führte ihn so rasch zum Ziele, daß er nicht wenig erschrack, und die gefürchtete Farbenglut plötzlich

aus

aus den Wangen brach; denn Hortensia erwiederte lächelnd:

„Sie habe geglaubt, er sey blos mit der Ge„stalt der Tochter des Pfarrers beschäftigt ge„wesen, und daß er diese nicht für ehrwürdig ge„halten, das hätten seine nicht allzubescheidenen „Blicke bewiesen.“

„Ist das Frauenzimmer des Pfarrers Toch„ter?“ fragte er mit komischer Hastigkeit, die der Cousine ein lautes, bitteres Gelächter abnöthigte. „Ey freylich,“ rief sie, „des Pfarrers Toch„ter, ein Gänsgen von funfzehn Jahren, das „recht herzlich albern ist. Ich muß noch immer la„chen, wenn ich an die verlegenen Knikse denke, „die sie machte, als wir bey unserm ersten Hier„seyn so artig waren, dem Pfarrer einen Besuch „abzustatten. Und als wir vollends um den Thee„tisch saßen — wissen Sie noch Mamma? — Das „Gespräch war so einsylbig, es gab oft Pausen — „mitten in einer solchen Pause vernimmt mein „Ohr plötzlich einen Ton, wie von einem Wachtel-

„pfeif-

„pfeifgen, der gerade von Mamsell Charlotten „herzukommen schien.“ —

Charlotte heißt sie? unterbrach hier Fernau die Erzählung.

„Ja doch“ erwiederte die Cousine verdrüßlich und fuhr fort: „das Wachtelpfeifgen ertönte noch „ein paarmal so hell, daß Mamma und ich natürlich ganz verwundert unsere Blicke auf den „Ort hefteten, woher der Ton zu kommen schien. „Das arme Mädchen wurde feuerroth und sagte „kein Wörtgen. Da nahm endlich die Mutter „das Wort, und erklärte uns: die empfindsame „Tochter habe ein halb erfrornes Küchlein in den „Busen gesteckt, das sey nun nach und nach wieder „warm und lebendig geworden, und lasse sich laut „vernehmen, worüber das Mädchen eine kindische „Freude habe. Ich denke, Mamma und ich, wir „müssen vor Lachen sterben. Stellen Sie sich nur „das komische Pipen vor, lieber Vetter, und die „kindische Verlegenheit des Mädchens, als sey das „pipende Hühnchen ein leibhafter Amor, den sie „im Busen trage.“

Vergebens beschrieb Hortensia das Pipen so komisch als möglich, sie ließ sich sogar herab mit eignen Lippen es nachzuahmen, dem träumenden Fernau war kein Lächeln abzugewinnen. Sobald die Damen sich zur Mittagsruh begeben hatten, hieng er eine Flinte über die Schulter und schlich ins Dorf. Der Einfall, die Flinte mitzunehmen, auf den er sich nicht wenig zu gute that, war freylich nicht der glücklichste, denn Einmal giebt es um Pfingsten kein Wild zu schießen, und zweytens laufen die Hasen nicht über den Kirchhof, wohin er sich verfügte. Da aber für solche kleinliche Bedenklichkeiten seine Seele jetzt keinen Raum hatte, so leistete die Flinte ihm dennoch den Nutzen, den er von ihr erwartete, sie gab ihm nemlich eine Art von H a l t u n g, von edler Dreistigkeit; o h n e die Flinte würde es ihm vorgekommen seyn, als ob jeder Bauer, der ihm aufstieß, ihn verwundert fragte: w o g e h s t d u h i n? und auch gleich hinzufügte: A h a! d u w i l l s t d i e s c h ö n e P f a r r e r s t o c h t e r s e h n? Jetzt aber m i t der Flinte sah er jedem dreist in's Gesicht, als wollte er ihm

andeuten: du siehst ja wohl, ich gehe auf die Jagd. — Hätte er nur wenigstens einen Stein auf den Hahn geschroben, so hätte man doch glauben können, er wolle Krähen schießen, die in dem alten Kirchthurm nisteten. Doch was kümmerte das ihn? für ihn hatte die Flinte einen Stein und war auch geladen. Jedermann mußte ja begreifen, daß nur sein Weg aufs Feld ihn über den Kirchhof führte, und daß, wenn er zufällig stehen blieb, um die Grabschriften zu lesen, solches ganz natürlich zugieng, da ja nichts intressanter seyn kann, als zu erfahren, an welchem Tage ein Bauer gebohren worden, und an welchem er gestorben. Freylich verweilte er nur an den Leichensteinen, die nach dem Pfarrhause zu standen, und die Grabschriften mußten wohl schwer zu entziffern seyn, da er an mancher so lange studirte, als sey es Keilschrift aus Persepolis, ja nicht selten ihre Deutung mit starrem Blick in den Fenstern des Pfarrhauses suchte.

Ach! vergebens! die leeren Scheiben warfen nur die Strahlen der brennenden Mittagssonne

zu-

zurück, und um diese abzuhalten, hatte man inwendig sogar grüne Fenstervorhänge herunter gelassen, die Fernau in seinem Aerger sehr altmodisch fand. Nachdem er nun lange genug zwischen den Leichensteinen herum gewankt, um sämmtliche Grabschriften auswendig wissen zu können, schlich er nach Hause, mit einer Bitterkeit im Herzen, die durch der Cousine spöttische Frage: ob er eine glückliche Jagd gehabt? in üble Laune verwandelt wurde, ein Dämon, der troz des heiligen Pfingstfestes, ihn an diesem Abend nicht wieder verließ.

Die erfahrnen Damen bemerkten sehr wohl, was in ihrem Gaste vorgieng, und da die Gestalt der schönen Pfarrerstochter, troz des pipenden Küchleins, der Demoisell Holla den Cousin zu rauben drohte, mit dem sie in noch nähere Verwandtschaft zu treten entschlossen war, so wurde in stiller Kammer ein Rath gepflogen, wie dem Uebel klüglich vorzubeugen sey. Das beste und einzige Mittel, nach beyder Dafürhalten, schien: den blos durch seine Augen Verführten, je eher je lie-

ber mit dem Mädchen selbst zusammen zu bringen, da werde ihre Gänsehaftigkeit den Eindruck bald verlöschen, Hortensia hingegen durch Witz und Talente sie dermaßen überstrahlen, daß Schaam den Geblendeten ergreifen müsse; und habe man es erst dahin gebracht — (dieser letzte Schluß war richtig) daß der Liebende sich der Geliebten schäme, so sey von einem Manne, wie Fernau, kein Rückfall zu fürchten.

Diesem wohlersonnenen Plane zufolge, warf die Tochter bey der Abendtafel, gleichsam als von ungefähr, der Mutter die Bemerkung hin: es sey, wie sie vernommen, auf dem Gute von jeher Sitte gewesen, an hohen Feyertagen den Pfarrer mit seiner Familie zum Essen zu bitten; wenn das unterbliebe, mögte man es der neuen Herrschaft als Stolz auslegen, sie rathe daher, am morgenden zweyten Feyertage die gewohnte Einladung ergehen zu lassen.

Fernau gieng richtig in die Falle. Die Mutter schien keine große Lust zu bezeigen, die Tochter foderte den Vetter auf, seine Meynung zu sagen,

und er fand allerdings, daß die Frau Muhme in den Verdacht des Hochmuths gerathen könne, wenn sie der alten Sitte sich entzöge. „Nun wohlan," sagte Madam Holla, „man muß sich schon zuwei„len aufopfern." Sie sandte auf der Stelle einen Bedienten ins Pfarrhaus, dem Fernau's Herz fast hörbar nachklopfte. Bis zu der Rückkunft des Boten saß er stumm, und aß von allen Schüsseln, und trank aus allen Flaschen, ohne Hunger oder Durst. So oft die Thür aufgieng, schweifte ein wilder Blick dem Kommenden entgegen, und als der Bote endlich würklich hereintrat, ergriff er das Brod, schnitt sich hastig ein großes Stück, und zugleich den halben Finger mit ab, um den er ganz gelassen die Serviette band, und das Schnupftuch auf den Teller legte.

Der Bediente meldete: „die Frau Pastorin befinde sich nicht wohl, und könne nicht erscheinen; der Herr Pastor hingegen werde die Ehre haben, und, im Fall es mit seiner Frau sich nicht verschlimmern sollte, auch so frey seyn, die Tochter mitzubringen."

Jetzt

Jetzt holte Fernau Athem, allein so tief, daß er selbst darüber erschrack, und schnell den Bedienten fragte: ob der Himmel noch mit Regen drohe? — es sey kein Wölkgen am Himmel, erwiederte dieser, und so war es auch schon seit frühem Morgen. Die Damen erstickten, so gut sie konnten, ihre Lachlust, hoben die Tafel auf, holten englisch Pflaster für Fernau's verwundeten Finger, und wünschten ihm eine gute Nacht.

Die hatte er nun aber keinesweges. Den größten Theil derselben brachte er damit zu, für die Gesundheit der Frau Pastorin fromme Wünsche zu seufzen, und beym Frühstück erwähnte er: es sey doch wohl anständig, sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Auch diesen Gefallen that man ihm, verstohlen lächelnd. Die Antwort lautete: sie habe eine leidliche Nacht gehabt. Ob aber das Wort l e i d l i c h andeute, sie könne der Tochter Pflege heute entbehren? oder nicht? darüber zerbrach sich Fernau vergebens den Kopf; denn — l e i d l i c h — gehört zu der großen Schaar

von

von Worten, die ihre Bedeutung blos durch Ton und Geberde erhalten, mit und von welchen sie ausgesprochen und begleitet werden. Wenn ein Recensent aus der heutigen poetischen Unwelt, von einem Werke, das nicht zu seiner Schule gehört, mit langsamen Kopfnicken sagt: es sey leidlich — so heißt das gut. Wenn eine Frau die Geliebte ihres Mannes zum erstenmale sieht, und scharf musternd endlich mit gerümpfter Nase spricht: sie ist leidlich — so heißt das schön. Wenn ein wahrheitliebender aber wohlerzogener Mann, von einem Frauenzimmer auf sein Gewissen befragt wird: wie er ihre Gedichte finde? und er antwortet mit süßsaurem Lächeln: sie sind recht leidlich — so heißt das: sie taugen nichts. Wenn ein Feldherr nach Hofe berichtet: die Truppen haben sich leidlich gehalten, und blos ein Mouvemeut retrograde gemacht, so heißt das: sie sind davon gelaufen. Wenn eine galante Frau Kopfschmerzen hat, der Mann mit überlästiger Zärtlichkeit zu Hause bleiben will, und sie spricht sanft lächelnd: Geh nur lieber Mann,

ich

ich befinde mich leidlich — so heißt das: hohl dich der Henker!

Der Mensch — pflegt man gewöhnlich zu behaupten — unterscheidet sich vom Thiere durch die Sprache. Dem ist nicht also, denn alle Thiere sprechen, aber sie betonen nicht; derselbe Laut bedeutet bey ihnen auch immer dasselbe. Das Betonen und unser weit beweglicheres Geberdenspiel sind die beyden Himmelsgaben, durch die wir den großen Vortheil über jene gewinnen, die einzigen falschen Creaturen in der ganzen Schöpfung zu seyn.

Mit solchen bodenlosen Grübeleyen vertrieb der arme Fernau sich die Zeit, bis die Thurmglocke zur Kirche rief (denn es war der zweyte Feyertag) da eilte er in festlichem Staate, der Muhme den Arm zu reichen; doch ach! hier wartete seiner noch eine schwere Prüfung. Die klugen Damen nemlich hatten zu seinem Besten für rathsam gefunden, ihn das Gift der Schönheit ferner nicht ohne das Gegengift der Dummheit einschlürfen zu lassen, und daher beschlossen, wegen

gen leidlicher Kopfschmerzen, den Gottesdienst daheim zu halten, und das geschah höchst erbaulich in folgender Ordnung: Zuerst declamirte Hortensia ein Sonnet von Tiec an die heilige Jungfrau; hierauf mußte Fernau ein Kapitel aus Jacob Böhm vorlesen; diesem folgte das fromme und herzrührende Schauspiel: der Triumph des Kreuzes, durch dessen Uebersetzung aus dem Spanischen sich Herr Schlegel ein unsterbliches Verdienst um die deutschen Christen erworben hat; den gänzlichen Beschluß machten einige Gedichte von Novalis.

Fernau, der, um mit Jean Paul zu reden, nur ein Stylistiker war, und das Unglück hatte, alle diese Herrlichkeiten für erbärmliche Abgeschmacktheiten zu halten, litt natürlich große Pein. Endlich wurde das verdammte Reimgeklapper von den Bedienten im Nebenzimmer durch Tellergeklapper abgelößt, welches sich von jenem nur dadurch unterscheidet, daß es doch am Ende zu etwas Nahrhaftem führt.

Schon hatte die Thurmuhr zwölf geschlagen. Fernau stand vor einer Landschaft, die, von Hortensien gezeichnet, in breitem goldenen Rahmen prangte. Er schien ihre einzelnen Schönheiten recht zu studieren, doch im Grunde hatte der Schalk den Platz nur gewählt, weil von da sein Blick durchs Fenster die Straße bestreichen konnte, welche die Gäste herauf wandeln mußten. Dießmal täuschte er sogar die mißtrauische Cousine, denn das klügste Weib hilft sich selbst betrügen, sobald geschmeichelte Eitelkeit sich ins Spiel mischt. Hortensia fand es sehr natürlich, daß eine ihrer besten Zeichnungen seine Aufmerksamkeit fesselte, um so bitterer war ihr Gefühl, als der Unbesonnene selbst die Täuschung zerstörte, indem er plötzlich ausrief: da kommen sie! — Auf der Zeichnung kam aber Niemand, folglich war es klar, daß er zwar mit dem ganzen Körper vor ihr gestanden, nur allein die Augen ausgenommen. Diese Entdeckung würde ihre Laune für heute vergiftet haben, wäre nicht der Verdruß augenblicklich von der süssen Erwartung verschlungen worden,

den, nun bald einen herrlichen Triumph über die unwürdige Nebenbuhlerin zu feyern, die jetzt eben hinter ihrem Vater schüchtern herein trat.

Der Greis mit dem eisgrauen Haupte glich einem frommen Bischoff der ersten Kirche; keine Leidenschaft, nur Jahre hatten Furchen in dieß blasse Gesicht gezogen, in dem sanfte Heiterkeit wohnte, oder vielmehr gastlich aufgenommen wurde von einer heitern Zuversicht auf Gott und lange geübte Tugend. Daher sein Anstand ungezwungen und eine Freymüthigkeit in seinen sanften Urtheilen, die gute Menschen augenblicklich gewann, Thoren Scheu einflößte.

Und Charlotte? — Möchten doch alle Leser in der großen Gemähldegallerie zu Paris die heilige Micheline gesehen haben, so könnte man jede Beschreibung sich ersparen. Ein Gesicht, dem man, ohne verliebt zu seyn, alles glaubt; in dem man, ohne jemals Physiognomik getrieben zu haben, alles Gute und Schöne liest; vor dem man betend hinsinken, aber auch herzlich gern es küssen möchte; ein Gesicht, dessen Anschauen reine Be-

gierden — (denn es giebt auch solche) bald erstickt, bald erweckt — möge nun ein jeder sich die Züge selbst zusammen setzen.

Dießmal barg kein Strohhut Charlottens Reize, das Auge versteckte sich blos hinter die lange Wimper, die Stirn hinter die blonde Locke, die Wange hinter den rosenfarbenen Schleyer der Bescheidenheit. Fest unter dem Kinne schloß sich das weisse Gewand, das der holden Gestalt verrätherisch sich anschmiegte, und ein Strauß von Mayenblumen sollte des Busens Fülle verbergen helfen. Aus dem engen Ermel, der erst am Knöchel endete, quoll eine grübgenreiche Hand hervor, und neidisch deckte des Rockes Saum den niedlichen Fuß. Ein Glanz von Reinheit umfloß das ganze liebliche Bild, und hätte der heilige Aloysius bey ihrem Anblick seine himmlische Braut zu sehn vermeynt, so würde der ganze christliche Olymp den Irrthum sehr verzeihlich gefunden haben. Nur Cousine Holla nicht, denn die legte freylich, nach der Weiber Weise, den gewöhnlichen Maaßstab der eigenen Reize an die der Pfarrers

rers Tochter; sie verglich Gestalt und Züge mit den ihrigen, (die sie natürlich als schön voraussetzte) fand überall große Verschiedenheiten, und zog daraus den unfehlbaren Schluß: das Mädchen sey doch nur leidlich, worunter dießmal häßlich zu verstehen war.

Auch sie hatte sich heute nach ihrer Meynung ganz ländlich gekleidet, um mit den eigenen Waffen der Nebenbuhlerin zu siegen. Ein dicker Kranz von Kornblumen umzingelte ihr spitziges Haupt, ein Negligee vom feinsten indischen Musselin lag so eng um die Hüften, war um den Busen und unter den Ellenbogen so reichlich aus- und abgeschnitten, daß ein der Mode Unkundiger nothwendig zu dem Irrthum verleitet werden mußte, man habe am Zeuge sparen wollen. Das Treibhaus hatte Rosen vor die Brust, die Toilette Rosen auf die Wangen geliefert.

Man setzte sich zur Tafel. Hortensia hatte es darauf angelegt, durch ihren Geist zu glänzen, und wählte zum Thema des Gesprächs: den Vorzug der heydnischen Religion vor der christlichen, den sie

durch

durch Schillers Gedicht, die Götter Griechenlands erwieß, ohne dabey Rücksicht zu nehmen auf das reine Kind an ihrer Seite oder die Bedienten hinter ihrem Stuhle. In der Residenz pflegte sie zu frömmeln mit der poetischen Poesie, hier aber schien das Frömmeln ihr ein zu enger Tummelplatz, auch mußte sie wohl gar befürchten, bey dem alten Pfarrer nicht einmal Widerspruch zu finden, um den es ihr doch vorzüglich zu thun war. Ferner öffnete sich ihr, wenn sie dem herrlichen Jacob Böhm für ein Weilgen abtrünnig wurde, ein weites Feld, ihre Kenntnisse in der Mythologie zu zeigen, wobey die Pfarrers Tochter wahrscheinlich verstummen mußte. Sie begann daher mit den bekannten und nun schon verbrauchten Redensarten: von Dryaden, die aus Bäumen flüstern, und Najaden, die in Quellen murmeln; sie beklagte den Christen, der jetzt in der leeren Natur, nach übersinnlichen Gebilden hasche u. s. w.

Lange sprach sie allein, denn die Mutter verstummte ob ihrer Weisheit, Fernau sah und hörte

nur

nur die schweigende Charlotte, und dem Pfarrer war deutlich anzumerken, daß die Unterhaltung ihn drückte. Er gestand endlich frey heraus, ihm scheine die Materie für ein Tischgespräch unpassend.

„Bekennen Sie lieber," rief Demoisell Holla triumphirend, „daß Sie, trotz Ihres Alters, „Ihrer Weisheit und Erfahrung, nichts zu ent„gegnen wissen?"

Der Prediger lächelte fast mitleidig. Nach einer kleinen Pause wandte er sich zu seiner Tochter: „Charlotte, du bist jung, unwissend und „unerfahren, antworte du für mich." — Das holde Mädchen wurde glühend roth bey der unerwarteten Auffoderung, und wußte sich nicht gleich zu fassen. Ihre Gegnerin warf einen vornehmen Blick auf sie, Fernau's Athem stockte. Da wiederholte der Greis bittend: „rede mein Kind, „wie dirs ums Herz ist, hier bedarf es keiner „Kunst."

Jetzt öffnete Charlotte den Mund zum erstenmal, der lieblichste Ton schlug an Fernau's Ohr

und

und ein seltsamer Schauder durchbebte ihn. „Ich „meyne," flüsterte die Stimme, „der liebende „Geist des Schöpfers wehe untheilbar durch die „ganze Natur, den Menschen mit gerechnet, er „sey Christ oder Heyde. Wer ihn außer sich in „Bäumen und Quellen suchen muß, der ist zu „beklagen, denn er trägt ihn nicht im Busen."

Hier schwieg sie und schlug die Augen nieder, gleichsam erschrocken, daß sie laut geredet hatte. So ist es! sagte der Pfarrer, und hob sein Auge wie ein Heiliger zum Himmel. So ist es! wiederholte Fernau mit einem Entzücken, das ihm fast Thränen auspreßte. Die Cousine erröthete vor Unwillen, an allen den Stellen ihres Gesichts, die keine Schminke trugen. Die kleine Pause, zu welcher Verlegenheit sie nöthigte, füllte sie mit einem vornehmen und folglich nichts sagenden Lächeln aus. „Es mögte Ihnen schwer werden," sprach sie zu Charlotten, „uns Ihren Geist der „Liebe anschaulicher zu machen, als ich Ihnen „meine Najaden und Dryaden. Doch was Sie „sagten, klang recht artig, und so brechen wir lie-

„ber die Materie ab, denn in Gesellschaften von „gutem Ton darf man bekanntlich die Gegenstän- „de nur berühren, nicht erschöpfen.“

„Es giebt aber Gegenstände“ äusserte der Pfar- rer bescheiden, „die entweder erschöpft, oder gar „nicht berührt werden müssen.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Hortensia ver- drüßlich lachend, „zum Exempel die Unsterblichkeit „der Seele, was halten Sie davon?“

Was ich lehre, sagte der Greis und schwieg; doch so viel Verdruß, als diese heitern Züge her- bergen konnten, war darinn zu lesen. Die eigentliche Ursach, warum Demoisell Holla auf die- se Materie übersprang, war minder das Bewußt- seyn ihrer philosophischen Schlagfertigkeit, als der Kitzel, eine Menge französischer Verse aus Voltaire und einigen Andern zu declamiren, und durch die fremde Sprache, die sie geläufig redete, Charlotten in Verlegenheit zu setzen. So oft sie daher ein Bruchstück aus Oden und Epitres her- ausgegurgelt hatte, fragte sie jedesmal lächelnd die bescheidene Nachbarin, ob das nicht entzückend,

himmlisch, göttlich sey? und da Charlotte immer nur schweigend das Haupt ein wenig neigte, so warf die Cousine einen großen Blick auf Fernau, ihres Triumphs genießend.

Aber plötzlich hub der Pfarrer an: „wüßtest „du nichts, Charlotte, dem entgegen zu setzen? — antworte Kind, wüßtest du nichts?"

„Ich glaube doch," lispelte die Schüchterne.

„So sprich" fuhr er sanft fort, „du weißt, „ich tadle deine Blödigkeit nicht, doch hier mußt „du sie überwinden, denn es ist gut, daß derglei„chen nicht unbeantwortet bleibe."

Charlotte hub die Augen auf, aber nur um sie auf ihren Vater zu richten — er nickte ihr freundlich zu — da begann sie mit zitternder Stimme die erhabensten Stellen aus Delille's Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame herzusagen; und nach und nach verschwand das Zittern, und ihre Stimme wurde fest und immer fester, eine andere höhere Röthe überzog ihre Wange, eine fremde Glut ergriff ihr Auge, und als sie an die Worte kam: zittre! du bist unsterblich!

da

da schien sie ein strafender Engel; und wiederum an den Trost dem Leidenden zugerufen: verzage nicht, du bist unsterblich! da war es, als würde ein Accord auf der Harmonika gegriffen, der tief in jede Seele schnitt.

So ist es! sagte der Pfarrer, und hob sein Auge wie ein Heiliger zum Himmel. So ist es! rief Fernau, seiner selbst kaum mächtig. Zwey Thränen rollten über Charlottens Wangen, und ihr Busen war in heftiger Bewegung. — Madam Holla fand für gut den Stuhl zu schieben, um die weise Tochter aus der beschämenden Lage zu reissen. Gleich nach dem Essen eilte Charlotte nach Hause, weil vielleicht die Mutter ihrer bedürfen möchte. Die Frau Muhme verschwand, um der gewohnten Mittags-Ruh zu pflegen, und Hortensia schmollte mit dem Pfarrer, mit Fernau, mit sämmtlichen Bedienten im Hause, kurz mit allen erschaffenen Wesen, die ihr in den Weg liefen, sich selbst nicht ausgenommen.

Die Pflicht, den guten alten Prediger zu unterhalten, ruhte jezt allein auf Fernau. Er übte

sie gern, und hatte, nach Charlottens Entfernung, auch Besonnenheit genug dazu. Er erstaunte, einen Mann zu finden, der mit anspruchloser Redlichkeit und gediegener Vernunft eine ausgebreitete Weltkenntniß verband, dessen Gewandtheit im Gespräch, Ruhe bey Widerspruch, Schonung im Urtheilen, ja selbst dessen Geläufigkeit in der europäischen Universal-Sprache, im Französischen, einen versuchten Weltmann verrieth.

So war es auch. Pastor Wille hatte viele Jahre als Gesandtschafts-Prediger in Holland gestanden. Bey seinen persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften konnte es ihm nicht fehlen, sich Freunde und Gönner unter dem diplomatischen Corps zu erwerben, welches im Vorbeygehn gesagt, so unpassend als möglich mit dem collectiven Nahmen eines Körpers bezeichnet wird; denn wo giebt es einen Körper, dessen einzelne Glieder immer wachen, oder doch wachen sollten, um den Augenblick zu erlauern, wo sie mit aller Höflichkeit einander verrenken oder gar verschlingen können? wo jedes Glied nur geschaffen scheint,

um den Nahrungssaft vom Nachbar weg in eigne Canäle zu leiten, und auf Kosten des Nachbars ungeheuer anzuschwellen? — Doch die große Welt hat mehr dergleichen unpassende Benennungen aufzuweisen, zum Beyspiel ihre eigene, denn nichts ist weniger groß, als die Gemeinheit der Intriguen, Kabalen und Klatschereyen, die man große Welt zu nennen beliebt.

Aus ihr hatte Pastor Wille sich glücklich gerettet. Zwar wollten die erwähnten Gönner durchaus nicht zulassen, daß er — so lange schon in die geschnürte Glückseligkeit der feinen Cirkel eingeweiht, so lange schon gewöhnt, seine Ehre nur in der Meynung Anderer (wenn gleich Thoren) sein Vergnügen nur bey Diners, von welchen die Zeitungen sprechen, zu finden — daß er, statt einst als Hofprediger und fürstlicher Beichtvater zu glänzen, von einer Dorfkanzel, einem Paar alter Kirchhofslinden und einem baufälligen Pfarrhaus Besitz nehmen sollte. Aber Pastor Wille war der zierlichen Welt gerade so überdrüssig, als ein Reisender in Italien der ewigen Guirlanden

von Weinreben, ja noch weit mehr, denn die Reben tragen doch im Herbst eine köstliche Frucht, aber was trägt jene?

Hierzu kam noch, daß das baufällige Pfarrhaus, welches von den Kirchhofslinden beschattet wurde, ein schönes, liebes Mädchen barg, an dem des Mannes Herz schon damals hieng, als es noch im Knabenbusen frölicher klopfte, denn sein Vater war einst Justiz-Amtmann auf diesen Gütern. Der alte Pfarrer, sein Vorgänger und der Geliebten Vater, hatte beschlossen, daß nur derjenige der einzigen Tochter Gemahl werden solle, dem er zugleich seine Kanzel, sammt den Herzen und Gewissen seiner Bauern vermachen könne. Ohne Bedenken gieng Wille diese Bedingung ein, und noch nach langem Bedenken gereuete sein Entschluß ihn nimmer.

Schon achtzehn glückliche Jahre hatte er hier durchlebt, von seiner Gemeinde ehrfurchtsvoll geliebt, von seinen Hausgenossen liebevoll verehrt. Alle Fäden, die ohnehin locker genug an ehemalige Verhältnisse ihn banden, hatte er gleich im ersten

sten Jahre muthig zerrissen, und von den verlohrnen Jahren seines Lebens, wie er sie zu nennen pflegte, keine Erinnerung sich bewahrt. Nur allein gewisse Kenntnisse, dem Weltmann eigen, fuhr er fort zu cultiviren, um der Erziehung seiner Kinder willen, denn durch die Geburt eines Sohnes und einer Tochter hatte die geliebte Gattin sein Glück vollendet. Wie der zärtliche Vater die Tochter gebildet, ist schon aus manchem hervorgegangen. Der Sohn, Fritz Wille, ein wackerer, feuriger Jüngling, sollte nun bald die Universität beziehen, und war hiezu bereits in der Schule seines Vaters mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet worden.

Das erste und einzige Unglück, das diesen edlen Greis bisher getroffen hatte, bestand in der wankenden Gesundheit seiner Gattin, die, (er konnte sichs leider nicht verheelen) mit der Lungensucht kämpfte. Alles was die trügende Kunst der Aerzte gegen dieß boshafte, immer mit Hofnungen täuschende Uebel jemals erfand, war beharrlich und vergebens angewandt worden. Wem

die Aerzte nicht mehr zu helfen wissen, dem verordnen sie bekanntlich eine Reise ins Bad oder in wärmere Länder, und befreyen sich auf diese Weise von dem lästigen Anblick des Kranken, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob ihr Rath für diesen — nicht blos hülfreich — sondern auch ausführbar sey? — So wurde auch hier der welkenden Mutter ernstlich empfohlen, die rauhe Luft des nördlichen Deutschlands auf ein Jahr gegen den milden Himmel von Neapel zu verwechseln. Doch eben so gut hätte der weise Aesculap ihr eine Brunnencur im Monde verordnen mögen; denn mehr als eine gnügsame Familie zum täglichen Unterhalt bedarf, lieferte die Pfarre nicht, auch das nicht einmal ohne Mühe und Sorge. Des Arztes Rath hatte keine andere als die traurige Würkung, den armen Prediger Monate lang in Verzweiflung zu stürzen, denn ein Mittel wissen, das Liebste zu retten, und es nicht schaffen können, ist wohl Höllen-Quaal.

In dieser Angst gedachte er zum Erstenmale der alten Gönner, die ihn so oft mit schönen Worten

ten speisten. Er schrieb an alle; die Feder hatte er in sein Herzensblut getaucht. Viele waren tod, das wußte er nicht, und die noch lebten, antworteten ihm nicht. Er wollte einem reichen jungen Candidaten um ein Stück Geld seine Ansprüche auf die Pfarre abtreten, allein das Consistorium bewilligte den Handel nicht. Er wollte leihen, Niemand borgte. Er beraubte sich Monate lang des Schlafs, um ein treffliches Buch über die christliche Moral zu schreiben; von zehn Buchhändlern sandten Neune das Werk zurück, und der Zehnte bot einige Thaler. Jetzt wußte er keinen Ausweg mehr und versank in tiefen Kummer, den seine Kinder theilten. Gern wollte der Sohn ein Handwerk lernen, weil das Studieren zu viel koste; gern wollte die Tochter als Kammerjungfer dienen und den ersparten Lohn für die Mutter sammeln. Aber alle diese Entwürfe zeugten nur von vieler Liebe, konnten der Armuth nicht steuern.

Das Pfarrhaus blieb ein Haus der stillen Trauer, so lange die gute Mutter mit jedem schweren Athemzuge einen Theil der wenigen Le-

benskraft zu verhauchen schien. Doch zum Glück dauerte dieser verzweifelte Zustand nur so lange, als noch Aerzte aus = und eingiengen. Sobald die Kranke als unheilbar verlassen wurde, hatte sie die Bosheit sich zu erholen, erlangte zwar nie die alte Gesundheit, wurde immer noch von einem bedenklichen Husten gequält, kränkelte und litt, gewöhnte sich aber nach und nach an Kränkeln und Leiden, fand Linderung in einfachen Mitteln, Honig, Schneckensuppen und isländischem Mooß, fand Trost in der bekümmerten Liebe der Ihrigen, und Heiterkeit im Vertrauen auf Gott.

So wankete sie nun schon mehrere Jahre am Rande des offenen Grabes, und wenn Vorsicht, Ruhe, Liebe, ihr nur immer Stützen lieben, so war zu hoffen, daß noch in manchem Frühling die Blumen auch für sie blühen würden. Diese Hoffnung hatte die Heiterkeit in Haus und Herz des Pfarrers zurückgeführt, und von jenen Tagen der Angst war nichts mehr übrig geblieben, als die Gewohnheit, Alles still zu thun, leise zu sprechen, keine Thür zu werfen, keine bellenden Hunde zu hal=

halten, kurz, Alles aus dem Wege zu räumen, was die geliebte Halbkranke irgend erschüttern konnte.

Alles das erfuhr Fernau größtentheils aus dem Munde des Greises, dem das Herz überfloß, weil er Theilnahme fand, und weil edle Menschen sich schnell verstehn. „Ich gehöre zu den „Glücklichen," sagte er mit inniger Rührung, „die „den Schöpfer nicht um neue Gaben, nur um Er„haltung der empfangenen zu bitten haben. Wol„len Sie Zeuge meines stillen Glückes werden, so „besuchen Sie mich; ein Mann von Ihrem Schla„ge wird in meinem häuslichen Cirkel keine Lan„geweile finden."

Daß Fernau die Einladung mit Freuden annahm; daß er lieber gleich mitgegangen wäre, und den Wohlstand verwünschte, der ihn nöthigte, seinen Besuch bis zum andern Nachmittag zu verschieben, begreift Jeder, der verliebt, und auch der nicht verliebt ist. Endlich kam der ersehnte Augenblick! Muhme Holla hatte so eben den Kartentisch zurecht setzen lassen, und Hortensia griff

bereits nach den Karten, um sie nach löblicher Sitte zu präsentiren; da schlüpfte Fernau behende zur Thür hinaus, auf die Gefahr, bey seiner Zurückkunft mit Worten vergiftet und mit Blicken erdolcht zu werden.

Auf der Straße mußte er sich daran erinnern, nicht zu laufen, nicht zu lächeln, nicht die Lippen zu bewegen, lauter Dinge, auf welchen er sich selbst erst dann ertappte, als er gewahr wurde, daß der Schulmeister, der ihm begegnete, ihn befremdet ansah, und fast scheu ihm auswich. So schnell ihn aber seine Füsse bis zum Pfarrhaus trugen, so langsam waren seine Hände, an der verschlossenen Thür zu klopfen. Er that es endlich, doch weit lauter klopfte sein Herz. Die Gewohnheit der Hausgenossen, alles leise zu thun, und folglich auch leise zu hören, kam ihm zu Hülfe; ein trippelnder Fußtritt näherte sich, wer konnte es anders seyn als Charlotte? — fast wäre er bey dem Gedanken umgewandt, denn was sollte er ihr sagen? er rüttelte sich und fuhr sich selber an: wie bist du auf einmal so stumpf geworden?

eine leise Stimme von innen antwortete flüsternd: das ist die Liebe. Er seufzte. In dem Augenblicke öffnete sich die Hausthür, Besinnung und Fassung kehrten schnell zurück, denn eine fremde Gestalt trat ihm entgegen. Es war auch ein Mädchen, etwa in Charlottens Alter, auch hübsch, freundlich, sittsam, fast hätte er sie als Charlottens Schwester begrüßt; allein der Pfarrer sprach ja nur von einer Tochter, auch schien diese, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, wohl kaum etwas mehr als ein Dienstmädchen vorzustellen. Die Art hingegen, wie sie den Fremden empfieng, die bescheidene Freymüthigkeit, mit welcher sie ihn herein nöthigte, deuteten wiederum auf etwas Höheres.

Der biedere Greis nahm seinen neuen Bekannten mit vieler Herzlichkeit auf, und besann sich erst, als er seiner Frau ihn vorstellen wollte, daß er noch nicht einmal seinen Nahmen wisse. „Verzeihen Sie,“ sagte er lächelnd, „es ist immer das „Letzte, wornach ich frage, denn unter uns cultivir„ten Völkern sind die Nahmen ja so ganz bedeu-

„tungs-

„tungslos geworden, daß mir bey jedem fremden „Nahmen zu Muthe wird, als stünde ich wieder „in Holland vor einer Nelkenflor; wenn ich da „den Gärtner fragte: wie heißt die Nelke dort? „und nach ihrer Gestalt und Farbe etwa die Ant„wort erwartete: die graugestreifte, die „gelbgeränderte; so wurde auf einmal ein „Prinz von Oranien oder ein Admiral „Tromp daraus. Die Irokesen, und wer weiß „wie manche andere, für wild gescholtene Völker, „sind so vernünftig, sich Nahmen beyzulegen, die „Beziehung auf ihre Eigenschaften haben. Daraus „entstehn nach meiner Meynung zwey große Vor„theile, der Erste: man braucht einen Menschen „nur nennen zu hören, so hat man auch seine Be„kanntschaft gemacht. Der Zweyte: es können sich „die Kinder nicht mit berühmten Nahmen ihrer „Väter brüsten. Setzen Sie einmal den Fall, es „habe ein Held unter Prinz Eugen sich durch Ta„pferkeit in den Adelstand hinauf geschwungen, „und den Nahmen Türkenschild erworben; so „flößte damals schon sein bloßer Nahme Achtung

„und Vertrauen ein, ja, ein Fremder, dem der „fremde Mann mit den Worten vorgestellt wur„de: das ist der Herr von Türkenschild, „wuste gleich wie er mit ihm daran war. Nun „laufen aber hundert Jahre später, daß Gott er„barm! eine Menge kleine Türkenschilde herum, „die kaum zu Sonnenschirmen taugen würden. „Darum, lieber Gast, ehe ich nach dem Nahmen „frage, suche ich immer zuvor ein Stückgen von „dem Menschen selbst zu erhaschen, und oft habe „ich alsdann in meinem Sinn ihm längst einen „Nahmen beygelegt, ehe ich den rechten, oder „vielmehr unrechten erfahre. Sie zum Exem„pel sind meiner Frau bereits unter dem Nahmen „Herr Brav bekannt; jetzt bitte ich aber doch, „mir, um der Sitte willen, auch den unrech„ten zu spendiren."

Fernau nannte sich, und wurde von der Frau Pastorin noch freundlicher empfangen, als geschehen seyn würde, wenn er es gethan hätte, bevor der schwatzende Greis den kleinen Seitensprung nach Nordamerica machte. Fernau nemlich hatte

diesen Seitensprung benutzt, um einen Seiten-blick auf Charlotten zu werfen, die hinter ihrem sauber gedrechselten Spinnrade sich nur zu einer leichten Verbeugung erhoben hatte, und dann mit glühender Wange so emsig fort spann, als sey ihr die Arbeit gleich einer liefländischen Sklavin zugemessen worden.

Fernau's feuriger Seitenblick und Charlottens Wangen-Glut entflammten den mütterlichen Scharfsinn, der in solchen Fällen ohnehin schnell und hell zu leuchten pflegt. Eine lange Gedankenkette hieng sich an den Ring der oben erwähnten bedenklichen Symptome, während der Pfarrer die Nahmen abhandelte, und zwey Vermuthungen, eine wahre und eine falsche, giengen daraus hervor. Meine Tochter interessirt diesen jungen Mann, so hieß die erste, wahre Vermuthung. Er hat ihr bereits etwas davon merken lassen, so die zweyte, falsche, die doch, mit andern Worten ausgedrückt, auch so ganz falsch nicht gewesen wäre. Hätte sie nem-

nemlich den Schluß so geformt: meine Tochter hat bereits etwas davon gemerkt, so würde sie das Fleckgen mit der Nadel berührt haben, wie die Lateiner sprechen, oder den Nagel auf den Kopf getroffen, wie die gröbern Deutschen sich ausdrücken. Charlotte nemlich, bey all' ihrer holden Sittsamkeit, konnte doch den angebohrnen Mädchen-Instinct nicht verleugnen. Nun weiß aber jeder Herr der Schöpfung, der diese Kronen der Schöpfung ein wenig zu beobachten Gelegenheit hatte, daß sie sich ganz vortreflich darauf verstehn, etwa linker Hand alles zu bemerken, was in einem schwachen Männerherzen vorgeht, indem sie rechter Hand gedankenlos in die weite Welt zu gaffen vorgeben, oder auch wohl gar, sicher und kühn, an dem Bedrängten mit einem Blicke vorüberschweifen, der kaum dessen Nasenspitze zu berühren scheint. Wer dem traut, und sich mit der Einbildung kitzelt, er habe sein Geheimniß noch wohl verwahrt im tiefen Busen, der ist ein Neuling, denn mit jenem Blicke hat das Mädchen es

im

im schnellen Fluge gehascht, wie die Schwalbe eine Mücke.

Was sollte denn auch Charlotte bey der Tafel davon denken, daß Fernau's Auge sie mit freundlicher Wildheit zu verschlingen drohte, so oft sie nur das ihrige aufzuheben wagte? Wie sollte sie das Entzücken sich erklären, in das er zweymal ausbrach, als sie auf Befehl ihres Vaters ein lautes Wörtgen gesprochen hatte? — er findet Gefallen an dir, flüsterte eine Stimme ihr zu, die sich zum erstenmal vernehmen ließ, aber auch gleich so vertraut mit ihr that, als wären sie alte Bekannte. Schon auf dem Heimwege ließ sie sich mit der Stimme in eine Unterredung ein, von der zwar nichts bekannt geworden, die aber ziemlich lebhaft gewesen seyn muß, da gleich am Abend, als der Vater erwähnte, der fremde Herr auf dem Gute werde ihn besuchen, sich ähnliche Symptome zeigten, wie nun, da Fernau wirklich kam.

Der gute alte Pfarrer, so lange er auch Gesandtschaftsprediger in Holland gewesen war, merkte von alle dem nichts; seine Frau hingegen, obgleich

gleich sie ihr Dörfgen nie verlassen hatte, war in der ersten Minute vollkommen unterrichtet. Die Hoffnung zu einer Verbindung Charlottens mit einem Manne, welchen der ihrige Herr Brav genannt hatte, und das zu einer Zeit, wo sie den Tod, ihr Gatte das Greisenalter schon in der Nähe erblickten, eine solche Hoffnung mußte ihre blasse Wange mit einem Strahl der Freude färben. Ihre ganze Seele, seit lange schon gewohnt nur an ernsten Gegenständen, an Tod und Zukunft zu haften, riß sich jetzt noch einmal von den düstern Umgebungen los, und ergab sich willig dem heitern Gedanken an der Tochter Glück. Daß des Fremden Herz den Besitz ihres Lieblings verdiene, dafür bürgte ihr des Vaters Urtheil; ob er aber auch in der Lage sey zu heyrathen? und ob er gerade eine Predigerstochter heyrathen könne? (denn der Name Fernau klang ihr so adelich) das freylich blieben noch unerörterte Fragen, deren Beantwortung sie jedoch sehr bald zu entlocken wußte, indem sie mit weiblicher Feinheit ein Gespräch einlenkte, das, so unbedeutend

es schien, in einer halben Stunde ihr Alles verrieth, was sie zu wissen begehrte. Da nun jede Aeußerung des Fremden ihren Hoffnungen entsprach, so wünschte sie mit einer Heftigkeit, deren sie kaum sich noch fähig gehalten hatte, daß er nicht lange ihr fremd bleiben möchte, und dieser Wunsch — nicht unerreichbar schien er ja — lieh ihr für diesen Abend eine solche Heiterkeit, daß, ohne deren Quelle zu ahnden, die Tochter mehr als einmal die Hand mit dem gesponnenen Faden in den Schoos sinken ließ, um ihre Mutter mit einer Freudenthräne im Auge zu betrachten.

Auch Fernau, von dem Verlangen zu gefallen beseelt, entwickelte einen Geist, entfaltete ein Herz, des Vertrauens würdig, das die wackere Familie schnell zu ihm gewann.

Der Sohn, Fritz Wille, ein Jahr älter als Charlotte, anfangs schüchtern und ein wenig düster unter schwarzen Augenbraunen hervorschauend, wurde bald so dreist, den anspruchlosen Gast auf eine Partie Schach herauszufodern, ein Spiel, das ihn der Vater erst seit wenigen Wochen gelehrt

hatte, und das er nun, wie Alles, was sein Geist ergriff, mit Leidenschaft trieb. Fernau, der ziemlich gut spielte, fügte sich seinem Wunsche, weniger um dem Bruder gefällig zu seyn, als um während des Spiels unvermerkt die schöne Schwester in's Auge zu fassen. Trotz dieser Zerstreuung siegte er über den noch schwachen Gegner, dessen allzu reger Ehrgeiz fast in Thränen ausbrach, die der Vater albern, und die Mutter kindisch nannten.

„Siehst du nun," rief Marie freundlich scherzend, „mich zu überwinden ist keine Kunst, „drum prahle künftig nicht mehr."

Mit einem Unwillen im Auge, dessen Heftigkeit für des Jünglings Zukunft fürchten ließ, stürzte er schaamroth hinaus. Marien's Worte aber hatten zum erstenmale wieder Fernau's Blick auf sie gezogen, denn seit sie die Hausthür ihm geöffnet, war sie rein und glatt von ihm vergessen worden, obgleich sie dicht neben Charlotten saß und eben so artig spann als jene. Jetzt bemerkte er auch, daß ihre Kleidung um nichts geringer war, als die der schönen Nachbarin, und

da sie des Predigers Sohn geduzt hatte, so mußte er sie alle drey wohl für Geschwister halten. „Irre ich nicht," fragte er den Greis, „so spra„chen Sie gestern nur von zwey Kindern?"

„Ganz recht," erwiederte dieser, „zwey leibliche Kinder habe ich nur, dieß dritte hat mir Gott ohne mein Zuthun gegeben. Das brave Mädchen ist eine Wayse, in so fern nemlich ihre leiblichen Eltern tod sind; sonst aber keine Wayse, so lange wir leben." Mariens Augen füllten sich mit Thränen.

„Die beyden Mädchen," fuhr der Prediger fort, „lieben sich wie Schwestern, nicht wahr?" — Charlotte lächelte und streckte ihre Hand nach Marien aus, welche diese mit abgewandtem Gesicht faßte und drückte.

„Nun, und wir —" vollendete der Greis, „meine Frau und ich, wir machen keinen Unter„schied, nicht wahr?" — Jetzt erlag Marie ihrem Gefühl, sie sprang auf und eilte hinaus.

Alles was Fernau sah und hörte, fesselte ihn immer enger an die liebenswürdige Familie, und

als

als nach vier heitern Stunden der herein brechende Abend ihn erinnerte, daß es endlich Zeit sey, den ersten Besuch zu enden, da nahm er von der Schwelle des Pfarrhauses den festen Entschluß mit: dieß Mädchen werde mein Weib oder keine! und als die Lindenblüte vom Kirchhofe ihm so mild entgegen duftete, da stand er noch einmal still, sog mit langem Athem den von schwülen Lüften getragenen Wohlgeruch in sich, und seufzte so laut: meine Charlotte! daß das arme Mädchen, welches zufällig hinter der Hausthür noch ein wenig verweilt hatte, so erschrocken zusammen fuhr, als hab es Feuer im Dorfe schreyen hören, und schnell durch die Küche in den Garten, weit weit bis in die letzte Laube sprang. Freylich war in den vier langen und kurzen Stunden auch nicht eine Sylbe zwischen ihnen gewechselt worden, aber gesprochen hatten sie dennoch mit einander; Charlotte hatte ihren Faden ungleicher als jemals gesponnen, ihn sogar zweymal abgerissen, das warf ihr jetzt, im Dunkel der Laube, ihr zartes Gewissen vor, und in der Angst

plün-

plünderte sie die Sirenensträuche, weil ohne den Blumenbüschel vor dem Gesicht, sie das Zimmer nicht wieder zu betreten wagte.

Von den Damen am Tarocktisch wurde Fernau freylich mit einer Kälte empfangen, die sehr deutlich bewieß, wie übel man es empfunden, daß er den Skis in eigner Person gespielt. Eine Viertelstunde lang hatte man mit der möglichsten Geduld auf ihn gewartet. Endlich begann man doch nachzufragen, und da hieß es: der Herr Schulmeister, der eben jetzt den Herrn Kammerdiener besuche, sey dem Herrn Fernau auf der Straße begegnet, nicht weit vom Pfarrhause.

Dieß letzte Wort schlug Funken aus Hortensiens Augen, und ihre Lippen kleideten sich in die Farbe des heitern Himmels. Mit Hülfe der zu Rath und That stets bereitwilligen Frau Mutter, wurde das Verbrechen zergliedert, dem Ursprung desselben bis in Charlottens Augen nachgespürt, selbigen Augen eine kräftige Standrede gehalten, und endlich beschlossen, den Verirrten, nach bezeugter Reue, zwar wiederum zu Gnaden auf-

und

und anzunehmen, doch zuvor den Text ihm mit gebührender Salbung zu lesen. Solches geschah denn auch, als Fernau Wohlstandshalber zum Abendessen herein trat, denn nie war das Gefühl des leiblichen Hungers ihm fremder gewesen als heute. Man schmollte, spöttelte, witzelte, sprach von Verstoßen gegen Lebensart, von Kränkung der Verwandtschaft und Hochverrath an der Freundschaft, kurz, man trieb es so arg, daß Fernau endlich in die Schreckensworte ausbrach: „wärlich, liebe Cousine, Sie müssen mir jeden dummen Streich verzeihen, den ich gemacht habe und „vermuthlich noch machen werde, denn ich bin zum „erstenmale in meinem Leben verliebt.“

Sein Blitz schlug ein, jagte das Blut aus Hortensiens Nasenspitze und lähmte ihre Zunge. Sie vermogte nichts weiter hervorzubringen, als das Wörtlein würklich? doch war dasselbe von einem so ausdrucksvollen Lächeln der zuckenden Lippen begleitet, daß es für ein vollständiges Manifest gegen die verhaßte Nebenbuhlerin gelten konnte.

Die

Die mütterlichen Hülfstruppen rückten ins Feld. „Sie werden sich doch nicht lächerlich ma„chen, lieber Herr Vetter?“

„Lächerlich?“ wiederholte Fernau fast auffahrend, „lächerlich? wenn ich den Inbegriff von „Schönheit, Unschuld und Sittsamkeit liebe?“

Cousine Holla zwang sich in ein lautes Gelächter auszubrechen. Ihr Papagoy in der Ecke des Saales lachte plötzlich mit. Sie warf einen Blick auf den Käfigt, und sagte bravo!

„Errathe ich auch, worüber Sie lachen?“ hub Fernau mit großem Ernste an.

„Ich will hoffen, Herr Fernau, Sie werden „mir erlauben lächerlich zu finden, was sogar mei„nen Papagoy aus der Fassung bringt?“

„Sollten Sie vielleicht eben so wenig als die„ser den Grund davon anzugeben wissen?“

„Mein Herr! —“

„Verzeihen Sie, schöne Cousine; ich habe be„reits gestanden, daß ich meines Herzens, und „folglich auch meines Kopfes nicht mehr Meister „bin.“

„Dann wäre zu rathen, lieber Herr Vetter,“ so legte die kühlere Frau Muhme sich in's Mittel, „daß Sie von verständigen Freunden sich ein we„nig bevormunden ließen.“

„Ganz recht, das war auch meine Absicht. „Ich wollte die Cousine bitten —“ Hier stockte er, und aus Hortensiens Wetterwolken brach auf einen Augenblick die Sonne hervor. „Ich wollte „Sie bitten, in meinem Namen um Charlotten's „Hand zu werben.“

„Ich glaube, Sie sind toll geworden!“ sprudelte Demoisell Holla, indem sie mit großem Geräusch den Stuhl zurück schob, die Serviette auf den Tisch schleuderte und das volle Weinglas umwarf. „In der That, ich habe starke Kopfschmer„zen, und fühle, daß Ihre abentheuerlichen Gril„len mir das Blut noch mehr nach dem Kopfe trei„ben. Sie kennen mich, liebe Mamma, Sie „wissen, wie es mich angreift, so oft ich sehe, daß „ein Mensch, den ich meiner Freundschaft werth „hielt, durch Thorheiten sein Glück verscherzt; „erlauben Sie daher, daß ich mich entferne.“

Sie wünschte dem Herren Vetter eine frostige gute Nacht, krazte im Vorbeygehn ihrem Papagoy noch ein wenig den Kopf, zwang sich eine Opernarie zu trällern, verstummte jedoch, sobald sie den Saal verlassen, erreichte mit verhaltner Wuth ihr Schlafzimmer, fand dort die Kammerjungfer auf einen Stuhl entschlummert, und weckte dieselbe, ihr gepreßtes Herz erleichternd, durch eine derbe Ohrfeige.

Dame Holla versuchte noch ein Weilgen, den verirrten Gast vom Abgrund der Leidenschaft auf den bequemen, mit Sonnetten bestreuten Pfad zu Hortensiens Brautgemach zurück zu führen. „Sie „glauben nicht, Herr Vetter," sagte sie bedenklich, „in welchem üblen Rufe der alte Pfarrer steht. „Er ist ein Heterox, das weiß die ganze Resi„denz; er hat sich schon einmal vor dem Consi„storium verantworten müssen, und es ist ihm „nahe am Kragen hergegangen. Wer weiß, was „noch geschehen wird. Der Präsident ist unser „Freund, Sie wissen, er trinkt wöchentlich ein-

„mal

„mal alten Rheinwein bey uns, folglich haben „wir die neuen Klagen bis jetzt vertuscht.“

„Und werden es künftig um so lieber thun,“ meynte Fernau, „wenn des redlichen Greises „Tochter Ihre Muhme wird?“

„Nun ja — das wohl —“ versetzte Dame Holla so lang gezogen, daß ihr Ja für das beste Nein gelten konnte. „Aber haben Sie denn auch „bedacht, die große Armuth? wahrhaftig, mei„ne Tochter, die sehr wohlthätig ist, war schon „gesonnen, der Mamsell Charlotte einen Haufen „abgelegter Kleider zu schicken, die alle noch recht „gut sind.“

„Das wird nun wohl nicht mehr nöthig seyn,“ erwiederte Fernau vor Unwillen glühend, „wenn „anders das liebe Mädchen meine Hand anzuneh„men würdigt.“

„Anzunehmen?“ fuhr Dame Holla spöttisch heraus, „ach lieber Gott! das wird keine geringe „Freude seyn. Die konnte ja höchstens auf einen „Krämer im nächsten Landstädtchen rechnen.“ — Fernau fühlte, daß er zu warm wurde, stand da-

her

her auf, küßte der Frau Muhme mit einer steifen Verbeugung die Hand, und gieng stumm seines Weges. Ruhig schlief er nicht, aber doch ruhiger als in vorigen Nächten, denn sein Entschluß war gefaßt.

Hingegen saß die verdrüßliche Mutter bis tief in die Geisterstunde vor dem Bette der verdrüßlichen Tochter, und was sie in nächtlicher Stille beschlossen, das wurde am andern Abend kund. Denn als Fernau, weder durchbohrende Blicke, noch hingeworfene Winke achtend, gleich nach der Mittagstafel abermals in's Pfarrhaus schlich, und heute gar fünf Stunden dort verweilte, so wurde ihm bey der Heimkehr ganz trocken angekündigt: „man habe einen Brief von Vater Holla empfangen, der, häuslicher Geschäfte wegen, den ländlichen Aufenthalt abzukürzen nöthige, und man werde schon am andern Morgen in aller Frühe die Heimreise antreten." Die klugen Damen vermeynten nemlich, das alte Sprüchwort: aus den Augen, aus dem Sinne, müsse auch wohl an Fernau seine Kraft beweisen, ohne zu beden-

denken, daß Charlottens Bild ihm nicht im Sinne, sondern schon tief im Herzen lag, und daß man nie wird sagen können: aus den Augen, aus dem Herzen.

Ueberrascht wurde Fernau allerdings durch die unerwartete Ankündigung, denn Hortensia hatte oft geschworen, sie würde diese reizende Gegend nicht eher verlassen, bis die Nachtigall zu schlagen aufhöre; doch er faßte sich bald, die schlaue Liebe stand ihm bey. Er bedauerte höchlich, daß er gezwungen sey, die Damen ohne männliche Begleitung die ziemlich weite Heimreise unternehmen zu lassen, denn er für seine Person müsse wenigstens noch vier Wochen hier verweilen.

„Ich will nicht hoffen," ließ die Cousine mit hohem Anstand sich vernehmen, „daß Ihre blut-„junge Liebe zu der schönen Pfarrerstochter sie ver-„leiten werde, alles aus den Augen zu setzen, „was Sie ältern Verbindungen schuldig sind? „Auf einige Tage werden Sie doch stark genug „seyn sich zu trennen? dann mögen Sie in Got-„tes Namen auf den Flügeln der Liebe zurück eilen,

„wir werden Sie nicht daran hindern, ich wenig„stens gewiß nicht.“

„Sie thun mir Unrecht, schöne Cousine,“ versetzte Fernau bescheiden, „denn auch ich habe einen „Brief empfangen von meinem Arzte, der mir „zwey Kisten mit Pyrmonter Wasser schickt, die „ich (so lautet sein tyrannischer Befehl) noch „während des Frühlings ausleeren soll. Ich er„warte die Kisten stündlich mit dem nächsten Fuhr„mann.“

Hortensia schwieg und biß sich in die Lippen. „Wenn es so ist,“ nahm die Frau Muhme das Wort, „so wollen wir den Herrn Vetter mit un„serer Begleitung nicht belästigen, nur bedaure „ich, daß ich ihm kein Zimmer in unserm Hause an„bieten kann, denn leider befiehlt mein Gemahl „mir in demselben Briefe, einige wichtige Verän„derungen hier im Hause zu machen, weshalb „man die meisten Zwischenwände wird niederreis„sen müssen.“

Hortensia lächelte hämisch, und der Blick, den sie auf ihre Mutter warf, schien zu sagen: für so klug

klug hätte ich dich kaum gehalten. Fernau blieb unerschütterlich. „Es ist ja ein Wirthshaus hier „im Dorfe, ich werde mich schon behelfen.“

„Bewahre der Himmel!“ rief Madam Holla, „eine schmutzige Schenke, in der mein lieber Herr „Vetter, es nicht drey Tage aushalten würde.“

„Je nun“ fügte die Cousine naserümpfend hinzu, „so wird sich ja wohl ein Plätzgen im Pfarr„hause finden.“

„Gelingt es mir,“ sprach Fernau gelassen, „meiner Wünsche Ziel zu erreichen, so werde ich „nicht ermangeln, die Frau Muhme sogleich da„von zu benachrichtigen.“

„O es wäre ja Schade um die verlohrne Zeit, „man weiß, wie kostbar Augenblicke in solchen La„gen sind.“ — Unter dergleichen Stachelreden kroch der letzte bleyerne Abend vorüber, und als Fernau am andern Morgen noch vor fünf Uhr sich schnell in die Kleider warf, um den Damen wenigstens eine glückliche Reise zu wünschen, waren diese schon über alle Berge. Auch gut, sagte er sehr gefaßt, und befahl dem Bedienten, seine

weni=

wenigen Habseligkeiten in's Wirthshaus zu tragen, wohin er selber vorausgieng. Daß er dort auf jede Bequemlichkeit werde Verzicht thun müssen, erwartete er, weil das Haus zwar an einer befahrnen Landstraße lag, allein doch immer nur eine Art von Schenke war. Desto angenehmer wurde er überrascht, als er ein reinliches Zimmer und einen freundlichen Wirth fand. Der Mann hatte gedient, war Korporal unter den preußischen Truppen gewesen, hatte sich immer treu und brav gehalten, und endlich das Glück gehabt, bey einem Vorposten-Gefecht mit eigner Gefahr seinem Hauptmann das Leben zu retten. Dieser, ein wohlhabender Edelmann, wußte, daß seinem Retter längst der Sinn nach einer kleinen eignen Wirthschaft stand, er kaufte ihm heimlich die wohlgelegene Schenke, würkte ihm heimlich seinen Abschied aus, und als der Jahrestag jener Begebenheit wiederkehrte, führte der dankbare Biedermann ihn in seinem eigenen Wagen aus der benachbarten Garnison auf dieses freundliche Ruheplätzgen. Hier lebte er vergnügt, in einer Art

von Ueberfluß; denn sein Haus, schon zuvor durch dessen bequeme Lage für jeden Reisenden einladend, kam jetzt durch die Redlichkeit des Wirths in immer bessern Ruf, und mancher Fuhrmann, den schon die Nacht überraschte, fuhr doch lieber noch ein paar Stunden weiter, um nur bey dem ehrlichen Braunfeld übernachten zu können. Das ganze Dorf liebte und achtete ihn, sein Wohlstand nahm sichtbar zu, und seinem Glücke fehlte nichts als ein gutes Weib. Er gestand das selber, doch die Wahl wurde ihm schwer, denn er hatte sich, durch eigenen Trieb geleitet, eine Art von Bildung erworben, die er oft im Scherz verwünschte, weil sie für die Reize der Bauerdirnen ihn unempfänglich machte.

Um so mehr fand Fernau Gefallen an dem Manne, dessen Geradsinn und kräftiger, gesunder Verstand, ihn gleich in der ersten Stunde vermuthen ließen, daß er bey dem Wechsel der Wohnung und Hausgenossenschaft nichts verlohren, und der sonst so lästige Morgen vergieng ihm dießmal schnell mit Einrichtung der neuen Wirthschaft.

Kaum

Kaum aber begannen die Kirchhofslinden ihre Schatten zu verlängern, als er auch schon hastig dahin eilte, wo seinem Leben eine neue Sonne aufgieng. Bey seinem Eintritt in das Pfarrhaus fand er Charlotten gerade auf der Hausflur beschäftigt, und ihr entfuhren die Worte, von freudigem Erschrecken ausgepreßt: ha! sind Sie es würklich? denn sie hatte schon vernommen, die Gutsherrschaft sey plötzlich abgereist, noch vor Sonnen-Aufgang, und wie konnte sie anders vermuthen, als daß Fernau jene begleitet habe? Sie wußte freylich nicht, was sie davon denken sollte; der Vater selbst fand es unartig, so ohne Abschied davon zu gehn, sie fand es unherzlich, und beyde waren fast kindisch froh, ihm Unrecht gethan zu haben. Er erzählte sogleich auch hier sein Mährchen vom Pyrmonter-Wasser, und war schon so keck geworden, daß er fast ohne Stottern die Bitte damit verband, ihn zum Kostgänger aufzunehmen. Die Frau Pastorin, meynte er, esse vermuthlich nur gesunde, leichte Speisen, deren auch er bedürftig sey, (eine grobe Lüge, denn er aß

nichts lieber als derbe Hausmannskost) da er nun in der Schenke zwar eine recht gute Wohnung gefunden, allein der Tisch gewöhnlich blos für kräftige Fuhrleute zubereitet werde, so hege er den Wunsch u. s. w.

Man willigte mit Vergnügen in sein Verlangen, und nur der Streit über das Kostgeld, dessen Bestimmung ihm nie hoch genug, dem Pfarrer hingegen nie gering genug schien, verzögerte den Abschluß der Tractaten noch ein Weilgen. Charlotte hatte dem ganzen Handel mit hochklopfenden Herzen zugehört, denn sie war es ja, der die Besorgung der Küche oblag, sie sollte jetzt für einen Mann kochen, um dessen willen sie schon zwey Suppen versalzen hatte. Der Gedanke war ihr so lieb, so ängstlich — sie pflegte sonst wohl mit ihrer Kochkunst sich ein wenig zu brüsten, jetzt aber verließ das Vertrauen auf ihre Kräfte sie zum Erstenmale, und eine schwere — liebe Sorge fiel auf ihr Herz.

Ein Leben begann nunmehr, welches Mancher paradiesisch nennen, und dadurch die Wonne

desselben sehr schwach bezeichnen würde, denn welche Freuden gab es denn im Paradiese, um die Fernau die Stammeltern hätte beneiden sollen? Adam und Eva waren immer allein; das ist freylich der Wunsch aller Liebenden, indessen mag doch nicht geleugnet werden, daß Vermehrung der Gesellschaft durch einen verständigen Vater, eine zärtliche Mutter, freundliche Geschwister, wohl auch eine Vermehrung des Genusses ist. Adam und Eva hatten nichts auf der Welt zu thun, als zu essen und zu trinken, die Früchte wuchsen ihnen in den Mund, und wenn Schlegels göttliche Faulheit würklich zur Glückseligkeit beytrüge, so müßte man sie allerdings glücklicher preisen als Fernau'n und Charlotten. Da es aber eine Wahrheit ist, die man täglich mit Händen greifen kann, daß Arbeit jeden Genuß würzt, ja oft erschaft, warum hätte denn Charlotte mit Even tauschen sollen? da sie täglich um vier Uhr Morgens den Armen des Schlafs sich entwinden mußte, damit Alles geschähe, und sie doch für den Nachmittag Zeit übrig behielte, die sie mit gu-

tem Gewissen an Fernau verlieren könnte. Oder warum hätte Fernau mit Adam tauschen sollen? da er täglich mehrere Stunden im Pfarrgarten grabend, säend, pflanzend zubrachte, sich Eßlust und Heiterkeit holte, und gesunder dabey wurde, als hätte er die ganze Pyrmonter Quelle ausgeschöpft. Die Freude, dem Geliebten einen Leckerbissen zu bereiten, genoß Eva nie, Charlotte täglich. Das Vergnügen, die Geliebte mit allerley kleinem Flitterstaat zu beschenken, kannte Adam nicht, denn seine Frau hatte die böse Gewohnheit ganz nackend zu gehn; Fernau hingegen verschrieb jede Woche eine volle Schachtel aus der Stadt und ergötzte sich an Charlottens kindlicher Freude.

Man könnte die Parallele noch sehr verlängern, das liebende Paar im ersten Schöpfungs-Jahre würde nichts dabey gewinnen; denn der einzige Vorzug, den es noch vor dem liebenden Paare des siebenten Jahrtausends voraushatte, bestand in dem gröbern Vergnügen, die Sinne zu berauschen; und auch da noch ließe sich behaupten, Fernau sey im Vortheil gewesen, denn wann ist Sinnen-

nenlust reizender? in steter Nähe? oder in unerreichbarer Ferne? man weiß ja wohl, daß Nähe oft ihr Tod ist, aber Ferne die Erloschene oft wieder anzündet. Und wer mögte überhaupt, wie Adam, so mir nichts dir nichts, mit einer Frau zu Bette gehn, die man zum erstenmal sieht, deren Eroberung nicht die geringste Mühe verursacht hat? denn sie wurde ihm ja, wie man vom Glück zu sagen pflegt, im Schlaf gegeben, aber schöner ist der Genuß, den man durch Liebe und Sorge erkauft.

Charlotte vollends entbehrte nichts; sie hatte nur Ahndungen süßer als Genüße, sie war schöner als Eva und auch unschuldiger. Daß Fernau in der Gestalt sich mit Adam messen durfte, kann nicht behauptet werden; fürs Erste war er bey weitem nicht so groß, denn von den Rabbinen wissen wir, daß Adam als Flügelmann jeder Armee Ehre gemacht haben würde, indem er nicht weniger als hundert Ellen maas; fürs zweyte ist wohl unleugbar der Nabel keine sonderliche Zierde des Menschen, da nun Adam bekanntlich

kei-

keinen Nabel hatte, Fernau hingegen allem Vermuthen nach damit versehen war, so ist auch hierin dem Stammvater ein kleiner Vorzug nicht abzusprechen. Man weiß aber aus sicherer Hand, daß Charlotte an diesen Umstand noch mit keiner Sylbe gedacht hatte, ja daß, wenn auch hundert schöne Riesen ohne Nabel um sie geworben hätten, sie doch Fernau'n, der nur wenig über fünf Fuß maß, schöner als sie Alle würde gefunden haben.

Und das sey vor der Hand genug. Fernau liebte mit einem Feuer, dem ähnlich, welches einst Prometheus stahl, denn es bewieß an ihm dieselbe belebende Kraft; er hatte sich aber, nach seiner Meynung, noch nichts davon merken lassen, und erstaunte sehr, als sein Wirth ihm einst vertraute: die Kinder im Dorfe hätten es bereits dem Schulmeister erzählt. Charlotten gieng es ungefähr eben so. Vater und Mutter sahen Alles, nur durch verschiedene Brillen; der Alte war zu sorglos, die Kranke zu besorgt. Von Fernau's Redlichkeit so fest überzeugt, als von seiner eigenen,

nen, erwartete der Greis ruhig dessen Erklärung, hatte auch gar nichts dagegen, wenn die Liebenden Stundenlang allein mit einander spazieren giengen. Die Mutter hingegen zweifelte zwar auch nicht an Fernau's redlichen Absichten, aber bey längerem Aufschub fürchtete sie für der Tochter guten Ruf, zitterte sogar vor Gefahren, welchen freylich blinde Unschuld gerade am meisten ausgesetzt ist. Doch wollte sie auch nicht gern Winke geben, nicht durch Verbote die mädchenhafte Neugier reizen. Wäre sie nur gesund gewesen, man hätte, troz alles Scheelsehens, keinen Spaziergang ohne sie machen dürfen; so aber mußte sie sich begnügen, Marien oder den Bruder nachzusenden, zwey unzuverlässige Ehrenwächter, da sie auch diesen keine deutliche Instruction mitgeben durfte.

Glücklicherweise schwebte sie nur wenige Wochen in dieser mütterlichen Unruh, denn obgleich Fernau in seiner jezigen Lage nichts vermißte, folglich seine Erklärung nicht eigentlich verschob,

sondern nur nicht daran dachte, und immer mit Schiller ausrief:

O daß sie ewig grünen bliebe,

Die schöne Zeit der jungen Liebe!

so ist es doch nun einmal die Art der Liebe — der ersten wie der letzten — daß sie mit dem bloßen Grünen nicht lange zufrieden bleibt, sondern jeden zufälligen Sonnenblick benutzt, um auch ohne unser Zuthun Blüten hervorzutreiben, und so bald als möglich Früchte anzusetzen. Unfern dem Dörfgen lag ein alter Steinbruch, den, da er schon lange nicht mehr benutzt wurde, ein kleiner Wald von üppigem Gesträuch ausfüllte, zwischen welchem herrliche Erdbeeren wuchsen. Schon aus den Kinderjahren war Charlotten dieß Plätzgen wohl bekannt, und immer lieb gewesen. Jetzt, da die Erdbeeren in voller Reife standen, wurde eines Nachmittags von dem jungen Volk ein Spaziergang in den Steinbruch beliebt, um diese würzreiche Frucht für die Mutter zu pflücken, die sich gern daran erquickte. Fernau schloß sich behende an den muntern Reihen, erhielt gleichfalls

ein leeres Körbgen, doch nicht aus Charlottens Händen, und Alle wanderten schäckernd nach der buschreichen Grube; deren Umfang etwa tausend Schritt betragen mogte.

Es war ein altes Uebereinkommen zwischen Charlotten und ihrem Bruder, daß *er* auf der Westseite pflücken mußte, wo noch viele zackigte Steine das Suchen und Pflücken beschwerlicher machten, *sie* hingegen die Morgenseite durchspähte, wo längst schon weiches Gras den Kiesboden deckte. Auch dießmal blieb es bey der alten Vertheilung, nur hätte billigerweise Fernau sich auf die *rauhe* Seite schlagen sollen, das that er aber nicht, es schien ihm auch nicht einmal einzufallen; sollte daher der *ganze* Steinbruch mit gleich vertheilter Kraft durchsucht werden, so mußte die zarte Marie sich entschließen, dem Bruder Fritz zu folgen. Fernau half Charlotten ehrlich suchen, und seine Schuld war es nicht, daß er keine Erdbeeren fand, denn bald mußte er einen Zweig auf die Seite biegen, der ihr hätte ins Gesicht schnellen können, bald mußte er den schlanken Körper be-

bewundern, dessen Reize durch die mannichfaltigen Biegungen beym Bücken und Pflücken in jeder Minute entfaltet wurden; jetzt hinderte ihn eine unverschämte Wespe, die Charlottens Haupt umsummte, und die er doch wegzujagen genöthigt war, jetzt wieder der glühende Purpur ihrer Wange, an dem unwillkührlich die saugenden Blicke hängen blieben.

War es aber auch endlich einmal so weit gekommen, daß er im Begriff stand, eine Erdbeere zu pflücken, so wuchs dieselbe unglücklicherweise so nahe an der Stelle, wo eben jetzt Charlottens Fuß stand, daß es ja unmöglich war, das Auge von diesem abzuziehen, zumal da dieser Fuß und sein zur Erde gebücktes Gesicht einander noch nie so nahe gewesen. Folglich tappte seine Hand im Grase, während sein Auge Hülfe versagend bey andern Gegenständen verweilte. Charlotte neckte ihn noch obendrein mit seiner Ungeschicklichkeit und versicherte, ein Bauerknabe von vier Jahren würde sein Körbgen schon längst gefüllt haben. Er hätte freylich nur antworten dürfen: von vier

Jah-

Jahren? das mag seyn, aber von vier und zwanzigen? dem wäre es nicht besser ergangen als mir.

Ihr Körbgen war beinahe voll, als sie noch einige große dunkelrothe Beeren unter einem Busche gewahr wurde, schnell hüpfte sie dorthin, und streckte schon die Hand darnach aus. Da fuhr plötzlich eine Eydechse unter einem Stein hervor, und raschelte blitzschnell an Charlottens Füßen vorüber. Sie hielt das harmlose Thiergen im ersten Augenblick für eine Schlange, prallte mit einem Schrey zurücke, stieß aber unglücklicherweise mit dem linken Arm, an welchem das Körbgen hieng, an einen Zweig, der es umklippte, und siehe da, die ganze Erndte, die Frucht von zwey mühevollen Stunden, übersäte den grünen Boden, die Beeren schlüpften zwischen das hohe Gras, und mit komischen Jammer schaute das liebe Mädchen auf die verlorne Frucht der Arbeit herab.

Fernau war flink bey der Hand, den Schaden wieder gut zu machen. Er kniete neben den Platz, auf dem die Entronnenen zwischen dem Grase

durch

durch ihre Purpurfarbe sich verriethen, und begann emsig in sein Körbgen zu sammlen. Doch schon hatte sich Charlotte vom ersten Schrecken erholt, „nein!" rief sie schäckernd, „so haben wir „nicht gewettet; mit meinen Beeren Ihren „Korb zu füllen, wäre keine Kunst. Ihre Hülfe „ist Dankes werth, aber die Beeren müssen „sämmtlich wieder in mein Körbgen fallen." Mit diesen Worten kauerte sie dem geschäftigen Sammler gegenüber, warf Fernau's Körbgen bey Seite, stellte ihr eigenes in die Mitte zwischen sich und ihn, las die Beeren emsig auf, und ermahnte ihn ein Gleiches zu thun.

Nun begreift doch wohl ein jeder, der auch nur um zwey Spannen weiter sieht als seine Nase reicht, daß diese Lage für den laurenden Gott der Liebe eine der vortheilhaftesten war; ja man will behaupten, nicht eigentlich der Zweig habe das Körbgen umgekippt, sondern er selber, der auf dem Zweige gesessen, und er habe sich nachher, in der Versammlung der Götter, mit dieser schlauen Erfindung ein wenig gebrüstet. Die Folgen

gen waren in der That unvermeidlich, denn Erstens ist zu bedenken, daß der Platz, auf dem die Erdbeeren zerstreut lagen, kaum so groß war als ein Mantel, auf dem ein paar Narren sich schiessen wollen. Hatten nun die Suchenden, wie es die Ordnung mit sich brachte, zuerst die Beeren aufgelesen, die ihnen zunächst lagen, und dadurch vor ihren Knieen ein wenig Raum gewonnen, so war es ja natürlich, daß, um die Hände nicht zu weit ausstrecken zu müssen, sie mit eben diesen Knieen um einige Zoll näher rutschten; das geschah aber zugleich von beyden Seiten, und folglich rückten auch die Gesichter einander immer näher. Ein zweyter Umstand, wo möglich noch schlimmer als der erste, war die Unvermeidlichkeit, in dem Augenblicke, in welchem man die Beeren in das Körbgen warf, sich öfter mit den Händen zu begegnen, dieß Begegnen zog nothwendig ein Berühren nach sich, und Jedermann weiß, daß Amor, der Schalk, nur der leisesten Berührung durch die Fingerspitzen bedarf, um einen ganzen Körper nach Belieben zu electrisiren.

Sie

Sie würden freylich diese Gefahr gemächlich vermieden haben, wenn sie fein ordentlich, Beere für Beere, mit der rechten Hand aufgehoben, in die hohle Linke gelegt, diese nach und nach gefüllt, und endlich auf einmal in den Korb ausgeleert hätten. Aber an dieß einfache Vorbauungsmittel dachten sie nun einmal nicht, sondern warfen jede einzelne Beere einzeln mit der Rechten in den Korb, während die unthätige Linke in der That ein wenig verlegen herab hieng.

Noch nicht genug! Fernau betrieb das Geschäft ein wenig zu hastig; man will wissen, er habe manche schöne Erdbeere mit seinen Knieen zerquetscht, um nur wieder vorwärts rutschen zu dürfen. Der Unbesonnene! so mußte er ja endlich Charlotten so nahe kommen, daß ihr Hauch ihn berührte, und geschah das, wo blieb dann die Besinnung? — es geschah aber würklich und dem armen Fernau flirrte es vor den Augen. Der Raum zwischen beyden hatte sich jetzt so verengt, daß er mit ausgestreckten Armen den schlanken Leib erreichen, auch wohl umfassen konnte, — seiner Ge-

fühle

fühle nicht mehr mächtig, nur noch durch Charlottens Hauch beseelt, umschlang er sie plötzlich, drückte sie stürmisch an die Brust, und kaum hatte er Athem genug für die Worte: willst du meine Gattin werden?

Sie war so erschrocken, obwohl sie Zoll für Zoll ihn hatte näher kommen sehen, daß sie weder antworten, noch irgend eine Bewegung machen konnte, sich los zu winden. Ihm schien auch nicht um Eile zu thun, nachdem er sie einmal in den Armen hatte, und bevor er seine Frage wiederholte, nahm er sich Zeit, ihre Stirn und Wange mit glühenden Küssen zu bedecken, ja, als hätte er sogar befürchtet, sie werde zu früh die Lippen öffnen, versiegelte er auch diese mit einem langen Kusse. Endlich mochte doch ein leises jungfräuliches Sträuben ihn erinnern, daß er zur beliebigen Antwort ihr auch ein wenig Athem vergönnen müsse; ein wenig nur, drum ließ er sie nicht los, schob auch nicht das lockigte Haupt zurück, das auf seiner Schulter ruhte, und die Augen an seinem Halse verbarg, sondern benutzte blos die Nähe

ihres Ohres, um ihr noch einmal mit Innigkeit zuzuflüstern: Charlotte! willst du meine Gattin werden? — dann horchte er ängstlich und vernahm ein leises Ja, und Himmel und Erde schwanden um ihn, und die Dornenbüsche schmückten sich mit Rosen, und zwischen den alten Steinen schossen Lilien hervor, und aus den Wolken regnete es Blüten herab.

Wie lange dieß erste stumme Entzücken währen mochte, dafür hatte die Zeit kein Maaß. Ein sanftes Geflüster weckte sie aus dem süssen Taumel; sie hielten es für das Zirpen eines Heimchens im Grase, es war aber der Schalk auf dem Zweige, der die Flügel zusammen schlug. — Was war indessen aus dem Körbgen mit Erdbeeren geworden? ach! zum zweytenmale hatte Amors Muthwille sein Spiel damit getrieben, da lag es um und um gekehrt zwischen den Knieenden, Charlottens Schürze trug einen rothen Saum, und Fernau hatte sich vollends recht plump in ein Häuflein Erdbeeren gewühlt, die rächend ihren Purpursaft bis an die Weste hinauf gesprützt hatten.

ten. Beyde Liebende gewahrten es zu gleicher Zeit, sahen sich dann lächelnd an, und, die holde Schaam verbergend, sank Charlotte aufs neue an des Geliebten Brust.

Herr Fernau! rief plötzlich eine drohende Stimme hinter ihm. Er sprang auf. Charlotte blieb in ihrer Stellung mit gesenktem Haupte, die Rechte ins Gras stützend. Schwester! was soll das heissen? fuhr die Stimme fort. Es war nemlich Bruder Fritz, der sammt Marien, die Körbe mit Früchten überfüllt, gekommen war, die Beyden aufzusuchen, die er schon oft und laut bey Nahmen gerufen, ohne eine Antwort zu erhalten. Freylich sah er nun wohl auf den ersten Blick, daß sie ihn unmöglich hatten hören können; aber da der Unerfahrene von Fernau's Liebe bis jetzt noch nichts geahndet hatte, so überraschte die vertraute Stellung den Jüngling mit dem zarten Ehrgefühl, seine Auge flammte, und seine kaum erst männlich gewordene Stimme prallte mit verdoppelter Kraft von der Steinwand zurück. Herr Fernau! wiederholte er einmal noch, und reich-

te

te sein Körbgen Marien, ohne zu wissen warum; ihm kam es vor, der Augenblick sey zu ernst, um den Beweiß eines Zeitvertreibes in der Hand zu tragen, den er mit dem Beleidiger seiner Schwester gemeinschaftlich genossen hatte.

Endlich erholte sich Fernau aus seiner Verzückung so weit, daß er wieder wie andere Menschen hörte, sah, begriff; er faßte lächelnd des Jünglings Hand und sprach: lieber Fritz, Ihre Schwester ist meine Braut. Da zogen die ungestümen Wolken schnell vorüber, und nur ein Wölkgen des Mißtrauens hieng noch über dem Auge. „Das freut mich," sagte er mit Herzlichkeit, seine Schwester umarmend, „aber „ich begreife nicht, warum weder Vater noch Mut„ter ein Wörtgen davon gesagt haben?"

„Weil erst in diesem Augenblicke —" erwiederte Charlotte stammelnd und brach ab.

„Weil sie selbst noch nichts davon wissen," vollendete Fernau.

„So?"

„So?" versetzte der Bruder finster, „so bist „du ja auch noch nicht Braut; der Herr ist in dich „verliebt und weiter nichts."

„In einer Stunde," rief Fernau, „hoffe ich „auch den Seegen Ihrer Eltern gewonnen zu ha- „ben."

„Dann ists gut," sagte Fritz und gieng langsam voraus, nicht ohne nach der Schwester sich umzusehn, ob sie auch folgen werde? Die lag in Mariens Armen, des guten Mädchens Freudenthränen wünschten der Braut Glück, und kein Skrupel regte sich bey ihr, als ob zur Festigkeit der Verbindung noch etwas mangeln könne. Marie, wir gehen, sagte Fritz und that wiederum einige Schritte. „Komm nur," flüsterte Marie der glühenden Schwester zu, „sonst macht der Hitzkopf „noch dumme Streiche." Fernau ergriff Charlottens Arm und drückte im Gehen ihre Hand an sein hochklopfendes Herz. Der Bruder sah es, zog ein scheeles Gesicht und fieng an schneller zu wandern. Die Liebenden verdoppelten gleichfalls ihre Schritte, und die gute Marie die auch noch mit

den beyden leeren Körben sich hatte behängen müssen, wenn sie anders nicht liegen bleiben sollten, keuchte hinter ihnen her.

Je näher sie der Pfarrwohnung kamen, je rascher gieng Fritz, und alle Augenblick sah er sich um, als wären Gefangene seiner Obhut anvertraut. Der Greis hatte seine Gattin so eben hinaus in die milde Abendsonne geführt, sie sassen unter der Linde, sahen schon von ferne die Erdbeerpflücker kommen, und wunderten sich über den getheilten Zug. Da der Alte vollends die Eile bemerkte, mit welcher Fritz voran stürmte, und doch kein aufsteigendes Gewitter erblickte, vor dem sie etwa fliehen möchten, so fiel ihm das auf, und er murmelte die Worte: da ist etwas vorgegangen. Genug für die reizbare Kranke, um zu erschrecken. Sie sah mit verwilderten Blicken den Kommenden entgegen, und als sie an ihrem Sohne verstörte Züge gewahrte, und gar an Fernau's Füßen Blut zu sehen glaubte, weil die Erdbeeren sie mit Purpurflecken gesprenkelt hatten, da war sie einer Ohnmacht nahe.

Jetzt aber stand Fritz vor seinen Eltern: „da, „Vater, bringe ich sie, nun mögen sie selber re= „den."

„Wir lieben uns," sagte Fernau, „wir bitten „um Ihren Seegen."

Der gute Greis war so überrascht, daß er nicht gleich zu antworten wußte, denn er hatte ja an die Pyrmonter Brunnencur in allem Ernst geglaubt. Die Mutter hingegen, so bald die Liebenden nahe genug waren, hatte die bräutliche Schaam und des Bräutigams Entzücken nicht einen Augenblick verkannt, auch bemerkte sie schnell, daß, was sie an Fernau für Blut gehalten, nur ein dicker E r d= b e e r f l a d e n sey; in einem Nu reihte ihr Scharf= sinn diese neusten Bemerkungen an alle vorherge= henden, und ehe noch Fernau den Mund aufthat, war sie vollkommen unterrichtet. Sie streckte freundlich die Arme nach Charlotten aus, die zu ihren Füßen sank und schluchzte, als sie der Mut= ter segnende Hand auf ihrer Stirn fühlte. Der Greis legte hastig die Seinige auf die Hand der Gattin, stand auf, und drückte den Eydam an

seine Brust. Gesprochen wurde weiter nichts; aber Fritz, als er die freudige Beklemmung der Eltern sah, wurde plötzlich ausgelassen frölich. Er umarmte hüpfend Einen nach dem Andern, auch Marien zum Erstenmal in seinem Leben, warf sich dann neben die Schwester vor der Mutter hin, und riß sie ungestüm an sein Herz.

Marie machte endlich die Bemerkung, daß die Bauern von ferne neugierig stehen blieben. „In „Gottes Namen," sagte der Pfarrer, „gewöhn„lich tragen die Menschen nur ihren Kummer zur „Schau und schämen sich gleichsam ihrer Freude. „Wir nicht also, wir freuen uns laut, und dan„ken Gott mit lauter Stimme!" Dabey hob er Augen und Hände gen Himmel, aber die laute Stimme versagte ihm, es wurde ein stilles Gebet daraus. Der schöne Abend flog unter süßem Geschwätz vorüber, von künftiger Einrichtung, von öftern Besuchen bey den geliebten Eltern, von allen den Kleinigkeiten, die im traulichen engen Cirkel so wichtig werden. Doch die Rede mocht seyn wovon sie wollte, Fernau wußte jedesmal

geschickt sie wieder auf den Hochzeittag zu lenken, der, nach seiner Meynung, künftigen Sonntag gefeyert werden sollte (es war aber eben ein Mittwoch.) Der Alte lachte ihn aus, und erinnerte an das dreymalige Aufgebot. Nach drey Wochen also! seufzte der Verliebte, und es fehlte wenig, so hätte Charlotte mit geseufzt. „Drey „Monate," sagte die Mutter, „denn es ist zu„vor noch so mancherley zu besorgen, wovon die „Männer nichts verstehen."

Bey diesem Donnerwort entstand eine heftige Debatte, zu welcher die Braut schwieg, so wenig sie auch neutral war. Hingegen verbündeten sich Vater und Bruder mit dem bedrängten Bräutigam gegen die Mutter, der man endlich die Erklärung abtrotzte und abbettelte, daß in vier Wochen alle Vorkehrungen getroffen, und Charlottens blonde Locken mit der bräutlichen Myrthe durchwunden erscheinen sollten. Wie lang und kurz den Liebenden die Zeit bis dahin geworden, und wie sie bald die kriechenden Stunden zu beflügeln, bald wieder die beflügelten fest zu halten

ten versucht, von dem Allen das Weitere zu berichten, wäre völlig unnütz, denn wer etwas ähnliches je erfuhr und empfand, dem mahlt Dichters Pinsel doch nicht zu Danke, und wer so elend ist, daß nie ein solcher Strahl des Lebens in sein Herz drang, für den ist die Geschichte nicht geschrieben. Nur das Einzige darf nicht verschwiegen bleiben, daß, so lange der Brautstand währte, das Küchen-Departement Charlotten gänzlich abgenommen und Marien übertragen werden mußte, denn von ihren Speisen war nichts zu genießen.

Fernau meldete der Muhme Holla seine nahe Verbindung und empfieng ein kühles Glückwünschungs-Schreiben. Mit derselben Post erhielt auch der Gärtner des Gutes den strengen Befehl, sich ja nicht beygehen zu lassen, von Pfirschen, Apricosen, oder was sonst etwa in den herrschaftlichen Treibhäusern wachse, das Geringste zu veräussern. So ließ der kleinliche Rachegeist noch zuletzt seine ohnmächtige Wuth aus, und kitzelte sich wenigstens mit der Vorstellung, wie das Hochzeitmahl mit Birnen und Kirschen sich werde be-

helfen müssen. Die guten Muhmen konnten freylich nicht ahnden, daß an jenem glücklichen Tage eine Schüssel voll später Erdbeeren, welche das Brautmahl schmückte, den Liebenden köstlicher schien, als Ananas und Granatäpfel, denn diese konnten nicht wie jene, sie in Gedanken an das liebe Plätzgen zaubern, wo neben der gemeinen Frucht ihr seltnes Glück reifte.

Ein Vierteljahr nachher schrieb Fernau an seinen Freund: „Ist es möglich, daß du auch so glücklich bist als ich? — Du hast mir zwar oft von deiner häuslichen Zufriedenheit warme Bilder entworfen, und ich entsinne mich noch recht gut, daß mein Neid dich damals der Uebertreibung beschuldigte; jetzt lese ich deine Briefe wieder und finde alle deine Gemählde kalt. Schon zwanzigmal ergriff ich die Feder, um nur eine Stunde meines Daseyns dir zu schildern, doch nun habe ichs aufgegeben, denn eine glückliche Ehe ist wie die milde Frühlingsluft, die dich umgiebt, dir ist wohl, sehr wohl darinn, aber beschreiben kannst du sie nicht. Wir leben in der Residenz, weil

ich nun einmal da ein Haus habe, und Alles, was sonst noch zu einem Hause gehört, als da sind Freunde, Bekannte und Schmarutzer; weil ferner meiner Schwiegereltern Wohnung zu eng ist, um uns lange zu beherbergen; endlich auch — dir darf ichs ja wohl sagen — weil es mir große Freude macht, meine schöne Frau in der Stadt bewundert zu sehen. Es hat lange gewährt, ehe ich sie überreden konnte, an öffentlichen Orten sich zu zeigen; das Angaffen machte sie so verlegen und schaamroth, mir hingegen gewährt es immer den schmeichelhaftesten Genuß. Ich stolziere so gern mit ihr durch die Reihen der Gaffer, die sich vor dem Theater sammlen, und hab' es gern, wenn Aller Blicke sich auf unsere Loge heften. Ihr war das Anfangs unerträglich, sie bat mich mehr als einmal das Schauspielhaus zu verlassen, ehe die Vorstellung noch halb geendigt war. Jetzt hat sie sich nach und nach daran gewöhnt, und folgt mir ohne Weigern, wohin ich sie führe; doch habe ich ihr ausdrücklich versprechen müssen, daß sie die Weyhnachtsfeyertage in ihrem lieben Dörfgen zu-

brin-

bringen soll, denn sie selbst will ihre wackern Eltern mit der frohen Nachricht überraschen, daß ein Zeuge unserer Liebe unter ihrem Herzen lebt."

Diese Reise, auf welche sich Charlotte so kindisch freute, gieng würklich vor sich. Der Bruder war ihr einige Meilen weit entgegen geritten. Der alte Vater, troz des tiefen Schnees, stand auf einem Hügel draussen vor dem Dorfe, in seiner wohlbekannten schwarzen Sammtkappe, und hatte dort schon lange gefroren. Daheim war Marie geschäftig in der Küche, und die Mutter, die aus Charlottens Glück neue Lebenskraft zu saugen schien, war munter und thätig in dem sogenannten Prunkzimmer, wo das Bett für die geliebten Gäste von schwellenden Kissen strozte, und die saubern weißen Fenstervorhänge kunstreich geordnet waren.

Als Charlotte ihren Vater von ferne erblickte, und er, die Kälte nicht achtend, seine schwarze Sammtkappe über dem Haupte schwang, daß die einzelnen grauen Haare um den kahlen Scheitel flatterten, da schrie sie laut schluchzend dem Postillion

lion zu, er sollte halten! und nicht schnell genug konnte der Bediente die Wagenthür aufreißen, und sorgend mußte Fernau an ihre Hoffnungen sie erinnern, mit sanfter Gewalt von einem unbesonnenen Sprunge sie zurück halten. Jetzt lag sie in des Greises Armen, dem eine helle Freudenthräne die graue Wimper netzte. — Fernau nöthigte ihn in den Wagen, um die tausend Schritt bis zu seiner Wohnung bequemer und schneller zurück zu legen; aber er bestand darauf, sie müßten Alle mit ihm zu Fuße durch das Dorf gehen. „Meine Bauern" sprach er, „wissen schon lange, welche Freude mir Gott heute schenkt. Ich freue mich nie ohne sie, so wie sie ohne mich sich nie betrüben. Wie ich da heraus gieng, waren schon alle Fenster voll kleiner Kinderköpfe, und die großen Buben standen vor den Thüren und lauerten, denn sicher haben die Eltern ihnen befohlen, es sogleich zu melden, wenn Pfarrers Lottgen wieder einzieht: wir fahren also nicht, Herr Schwiegersohn, wir gehn zu Fuße und ich voran."

„Aber

„Aber, lieber Vater,“ sagte Fernau schalkhaft freundlich, „werfen Sie nur einen Blick auf mei„ne Frau, sie muß sich schonen.“

Der Alte verstand nicht gleich, was Fernau damit sagen wollte, er hatte bis jezt der Tochter nur ins Gesicht gesehn, das war blühend wie immer. Er sah ihr bey den bedenklichen Worten noch einmal ins Gesicht, sie hatte den Blick gesenkt, er folgte der Richtung ihrer Augen, errieth plötzlich den Sinn von Fernau's Worten, und verstummte in frölicher Ueberraschung. Der Seegen, den seine Lippen zu stammeln versuchten, löste sich in Thränen auf, und mit zitternder Hand machte er das Zeichen des Kreutzes gegen Charlotten. Alle waren sanft bewegt, doch eine neue liebe Sorge gab dem Greise zuerst die Sprache wieder. „Ja, wenn es so ist,“ sagte er durch Thränen lächelnd, „so mußt du freylich fahren, aber „wir Andern, wir gehen, und du fährst Schritt „vor Schritt, und die Fenster links und rechts „bleiben offen, und du grüßest mir die Bauern „recht freundlich zu beyden Seiten; ich will es ih„nen

„nen denn schon sagen, warum du nicht zu Fuß „gegangen bist, damit sie ja nicht glauben, du „wolltest vornehm thun.“

Die junge Frau wurde wieder in den Wagen gehoben, Fritz Wille mußte sein Pferd hinten anbinden, dann eröffnete der Pfarrer selbst den Zug, hinter ihm schritt Fernau, denn der schmale Fußsteig im Schnee erlaubte nicht, neben einander zu gehn; auf Fernau'n folgte Charlottens Bruder, und diesem endlich der Wagen. Dem Postillion versprach der Pfarrer eine Flasche Wein, wenn er durch das ganze Dorf aus allen Kräften blasen wolle. Der flinke Kerl, der nicht ohne Theilnahme dem rührenden Schauspiel zugesehn hatte, hauchte ein paarmal in sein kaltes Horn, und blies, trotz dem besten Trompeter eines Kürassier-Regiments, ein munteres Feldstückgen. Das schien den Alten noch mehr zu begeistern. Er schwang den Krückenstock vor sich her, und dankte seinen Bauern, die heraus vor ihre Häuser sprangen, ihm Heil und Seegen wünschten, links und rechts mit einer Art von Stolze. Als aber auf

hal-

halbem Wege ungefähr der Postillion sein Reuterstückgen vollendet hatte, und nun — durch Zufall oder Gefühl geleitet — plötzlich das alte Kirchenlied: Nun danket Alle Gott! anstimmte; da schien der edle Greis fast erschrocken zu sich selbst zu kommen, sein triumphirender Anstand verließ ihn, ein Zug des Unwillens über sich selbst schwebte um seine Lippen, er zog die schwarze Sammtkappe vom Haupte, faltete sie zwischen beyde Hände, und, leise das Lied mit singend, vollbrachte er dankend den Weg bis vor seine Hausthür, wo die gute Mutter, sich an Marien haltend, dem Zuge ängstlich entgegen sah.

Als er das treue Weib erblickte, da räumte die Frömmigkeit den Platz wiederum der Freude. Du bist Großmutter! rief er ihr entgegen, sie ist gesund! Gott sey gelobt!

Diese Worte gaben der mütterlichen Freude schnell eine doppelte Richtung. So sehr die gute Alte sich sehnte, die Tochter in ihre Arme zu schließen, so überwog dennoch die Besorgniß für den Enkel ihre Sehnsucht. Sie litt durchaus nicht,

daß

daß Charlotte aus dem Wagen stieg, oder gehoben wurde, Marie mußte erst einen Stuhl und eine Bank aus dem Hause holen, um eine bequeme Treppe daraus zu bauen, und unter ängstlichen Warnungen empfieng sie endlich das geliebte Kind an ihrem mütterlichen Busen.

Einige frohe Wochen schwanden wie Stunden. Die guten Alten waren sehr glücklich und Charlotte nicht minder, nur hatte sie sich ein paarmal auf langer Weile ertappt; ein sonst unbekannter Feind in diesem Hause. Sie schob es auf den Umstand, das sie vormals die Wirthschaft geführt, die ihr tausend kleine Beschäftigungen gegeben; sie bat sogar um Erlaubniß, während ihres Aufenthaltes, Marien zur Hand gehen zu dürfen, aber daran war nicht zu denken. In die dunkle Küche! wie leicht hätte sie da einen Fehltritt thun können! nein, weder Hand noch Fuß durfte sie rühren, und gieng sie einmal von einem Stuhl zum andern, so trug ihr die Mutter sicher ein Kissen nach, um hinter ihren Rücken die Stuhllehne damit zu polstern. Fernau sah, wie sie den

guten

guten Eltern so Alles war, er kannte seiner Gattin Herz, und wußte, wie Beweise solcher Liebe es beseeligten; als daher die Zeit der Trennung heran nahte, wagte er es gar nicht, davon zu sprechen; und wollte lieber manches Geschäft, das nach der Residenz ihn rief, aufschieben, manchen Versprechen, Freunden ertheilt, untreu werden, als Charlotten so schnell des süßen stillen Glücks im väterlichen Hause berauben. Er schwieg, allein sehr unerwartet wurde er von Charlotten selbst erinnert, daß er dieß und das in der Stadt zu thun sich vorgenommen, hie und da an geselligen Freuden Theil zu nehmen sein Wort verpfändet; sie wolle seine Gefälligkeit nicht mißbrauchen, sie sey bereit ihm zu folgen. Es entstand ein Wechselstreit von gefälliger Liebe, dem Charlotte endlich durch die Bemerkung den Ausschlag gab, daß sie fühle, es mangle ihr auf dem winterlichen Lande an Bewegung. Nicht ohne heftiges Erröthen, sagte sie das, denn es war in ihrem reinen Leben die erste Unwahrheit auf der sie sich ertappte. Zwar ihr Herz fand noch wie vor-

vormals der leisesten Wünsche Befriedigung innerhalb der Grenzen ihrer kleinen Heymath, denn Liebe strahlte da aus jedem Auge ihr entgegen, aber — Liebe allein, nicht Bewunderung. An diesen freywilligen Zoll, ihrer Schönheit dargebracht, hatte die Residenz sie verwöhnt; sie glaubte seiner nicht zu achten, sie sprach oft spöttelnd davon, und dennoch vermißte sie ihn jezt.

Ach! Fernan selbst hatte das Saamenkorn der Eitelkeit in diese reine Brust geworfen, es wurzelt in jedem Boden, schießt üppig auf, umschlingt jede Tugend, erstickt sie oft. Doch dem verliebten Gatten kam es nicht in den Sinn, daß Charlottens Anregung zur Abreise auch wohl aus einer andern Quelle als der angezeigten fließen könne, er traf sogleich die nöthigen Anstalten, und nach einigen Tagen lag das kleine Dörfgen hinter ihnen.

Der Abschied war dießmal um so rührender, da in Kurzem auch Fritz Wille die guten Eltern verlassen, und eine berühmte Universität beziehen sollte. „Schone dich,“ sagte die Mutter

lei-

leise schluchzend bey der letzten Umarmung, „du „bist mein liebstes Kind, mein Alles! dein Glück, „deine Ruhe, können meinem Leben Jahre zu„setzen oder abschneiden, vergiß das nie!“

„Vergiß es nie!“ wiederholte der Greis, indem er seegnend ihre Stirn berührte, „sieh, du „kannst mir die Mutter noch lange erhalten, und „so wird dein Vater des Alters Freude dir dop„pelt verdanken.“ — Gerührt und erhoben durch den heitern Gedanken, der Mutter schwachglimmendes Lebensflämmgen und des Vaters letzte Freuden an ihren kindlichen Herzen zu tragen, erreichte sie die Residenz, mit frommen Vorsätzen, nie solcher Liebe unwerth zu seyn; auch trug sie noch im unentweihten Busen die Ruhe der Tugend, das Bewußtseyn der Unschuld. Denn daß sie jezt, der jugendlichen Blödigkeit entwachsen, sich ganz gern begaffen ließ, daß sie Bälle und Schauspiele nicht mehr floh, auch wohl lächelnd diesem oder jenem Jüngling das Ohr lieh, wenn er nur nicht fade ihren Reizen huldigte, das war ja kein Verbrechen, das brachte Modeton so mit

sich,

sich, das konnte sogar ihr Mann recht wohl leiden, fand offenbar Genuß darinn, ermunterte sie dazu, konnte wohl gar verdrüßlich werden, wenn ihre Sittsamkeit die Bewunderer zurück schreckte. — Nur über Einen Punct war sie mit sich selbst ein wenig unzufrieden. Sie hatte nemlich zu Anfang ihrer Ehe sichs zum Gesetz gemacht, von dem, was ihr Fernau monatlich zu ihrem Nadelgeld bestimmte, immer die Hälfte zurückzulegen, mit dem geheimen, ihr so oft stille Wonne gebendem Plane, entweder so lange zu sammeln, bis die kranke Mutter eine Reise nach Welschland damit bestreiten könne, oder, wenn es dazu nicht hinreiche, wenigstens den Bruder auf der Universität damit zu unterstützen. Daß sie nur wenige Monate lang diesen Vorsatz ausgeführt, ja sogar das Gesammelte längst wieder versplittert hatte, das machte ihr zuweilen trübe Stunden. Sie suchte die Schuld von sich abzuwälzen, und schob sie, nicht ganz mit Unrecht, auf ihren Gatten, dem sie ja nie prächtig und niedlich genug gekleidet seyn könne, dem zu gefallen sie oft wider Willen

len Manches kaufen, manche Mode mit machen müsse; der sie nun einmal in Gesellschaften führe, wo sie gezwungen sey, dem Stande ihres Gatten und seiner Familie Ehre zu machen.

Freylich hatte sie nicht Unrecht. Sie war Fernau's Puppe, die er täglich neu schmückte, ja deshalb oft größerm Aufwand machte, als seine Einkünfte verstatteten. Was sie aber sich selbst dabey verschwieg, war der Umstand, daß sie ihm recht gern gehorchte, schon längst keine Vorstellungen mehr dagegen machte, auch wohl eine große Unbehaglichkeit empfunden haben würde, wenn er von selbst auf den Einfall gerathen wäre, die bisherige Lebensweise zu verändern. Aber davon war er weit entfernt, denn die Eitelkeit, welche Charlottens Besitz ihm einflößte, glich fast der einer Mutter auf ihr erstes Kind. Mit den Augen eines Liebhabers hieng er an ihr in Gesellschaften, aber zugleich mit den Augen einer Mutter bemerkte er wohlgefällig jede neue Eroberung, die sie machte, jede Auszeichnung, die ihr wiederfuhr, und da ihm dieser Genuß fast täglich zu

Theil

Theil wurde, so war sein Glück kaum eines Zuwachses fähig, als sie ihm eine Tochter gebar, die der Mutter holde Reize schon in der Wiege zu erben schien.

Zwar sein Entzücken war sehr groß, er vertändelte die ersten Tage mit dem Kinde, er gönnte ihm oft kaum den süßen Schlaf, wenn er nicht selbst auf seinen schauckelnden Armen es eingewiegt hatte, aber er wurde doch auch bald gewahr, daß Charlottens Wochenbette ihn geraume Zeit hindern werde, sie in die große Welt zu führen, eine unangenehme Unterbrechung seiner täglichen Triumphe, an die er schon so sehr gewöhnt und verwöhnt war. Er befürchtete ferner von dem Wochenbett nachtheiligen Einfluß für die Schönheit seiner Frau. Kein Mittel wurde verabsäumt, keine Vorsicht unterlassen, um solch Unglück zu verhüten. Besonders wollte er nicht leiden, daß sie aus eigner Brust dem Kinde Nahrung gebe, so gern sie es auch gethan hätte, denn unaussprechlich liebte sie das kleine Wesen. Würklich veranlaßte ihr heftiger Wunsch die erste Mißhelligkeit

zwischen beyden. Er berief sich darauf, daß sie, vor ihrer Niederkunft ihm oft versprochen habe, das Kind nicht selbst zu stillen. Sie hatte das freylich gethan, weil er es verlangte, und weil das ungebohrne Kind ihr noch nicht so theuer war. Sie hatte ja damals noch keinen Begriff von der Würkung, die sein erstes Geschrey auf ihr Mutterherz hervorbringen würde. Jezt, da das holde kleine Geschöpf, so oft sie es an ihren Busen drückte, mit seinem Köpfchen die Quelle der ersten Nahrung suchte, jezt wurde es ihr so schwer, der reinsten mütterlichen Wollust zu widerstehen, so schwer, es an der bezahlten Miethlingsbrust saugen zu sehen. Doch Fernau bestand darauf und sie gab nach, obwohl es ihr insgeheim unzählige Thränen kostete. Wie gern hätte sie jezt wieder allem Tand der großen Welt entsagt, um auf ihrem Dörfchen ganz Mutter seyn zu dürfen. Nur mit wehmüthigem Lächeln konnte sie Fernau's kindisches Entzücken bemerken, als er sie zum Erstenmale wieder in verjüngter Schönheit unter die Gaffer führte, und es währte lange, ehe die von

der

der Mutterliebe verjagte Eitelkeit ihr Herz aufs neue beschlich.

Doch wenn diese tückische Zauberin sogar mit dem Wunsche des geliebten Gatten in Bund tritt, wenn er selbst täglich neue Opfer auf ihren Altären dem Weibe zur Pflicht macht, und keine Stimme warnt, keine Folge droht — welches weibliche Herz widerstünde solchen Lockungen? — So raubte Fernau's eitle Liebe nach und nach Charlotten jene Herzens-Reinheit, die der Unschuld Schwester ist, und wehe dieser, wenn sie von der Schwester sich verlassen fühlt.

Nicht ohne Schmerzen hoben sich die zarten, seit früher Kindheit gepflegten Wurzeln aus der bestürmten Brust. Charlotte fühlte wohl, sie sey nicht ganz mehr so glücklich als sie einst gewesen, und stürzte sich dann in neuen Taumel, um dieß schmerzliche Gefühl zu ersticken. Hundertmal nahm sie sich vor, einen ganzen Sommer in ihrer stillen Heimath zuzubringen, und dort am Busen der Natur das verlohrne Kleinod aufzusuchen; ja einigemal hatte sie bereits den harrenden El-

tern den Besuch verkündigt; aber schon umschlang sie mit tausend Armen, gleich einem Meerpolypen, das Ungeheuer der Eitelkeit, es war ihr nur wohl im Geräusch der großen Welt, sie erwachte nur heiter, wenn eine verabredete Lustparthie ihren ersten Gedanken weghaschte. Sie war erfinderisch in Vorwänden, mit denen sie, wegen der immer wieder aufgeschobenen Reise, sich und die guten Alten täuschte. Ihre Briefe wurden seltener, kürzer, und sogar ihr Kind sah sie oft nur des Morgens beym Frühstück.

Einmal — es war wieder gegen Weyhnachten, schon zwey Jahre nach dem ersten glücklichen Besuch — erschien ein rührender Brief des alten Predigers, an seinem zwey und siebenzigsten Geburtstage geschrieben, in welchem er anfragte: ob er denn aus der Welt gehen solle, ohne sein Enkelgen gesehn zu haben? „Ich und die Mutter" schrieb er, „wir sitzen Abends und vergulden Aepfel und Nüsse, weil wir einen Weyhnachtsbaum anputzen wollen, und Marie schneidert Puppenkleider, und die Mutter hat von ihrem

„rem eigenen Haar abgeschnitten, um der Puppe „eine schöne Frisur daraus zu machen; denn wir „hoffen sehnsuchtsvoll, du werdest zu Weyhnachten kommen, damit ich dein Kind seegne, und „auch dich zum leztenmal. In den Weyhnachtsferien wird auch dein Bruder hier seyn, da genößen wir alten Leute das Glück, alle unsere „Kinder noch einmal um uns zu sehn. Ich bitte „dich, meine gute Charlotte, komm bald, denn „bey uns will es Abend werden, und der Tag hat „sich tief geneigt."

Diese letzten Worte erschütterten die Verirrte heftig. Die Reise wurde noch einmal unwiderruflich beschlossen, und alle Anstalten dazu getroffen.

Wenige Tage vor dem Antritt derselben kam Fernau eines Abends vom Casino nach Hause. „Dort" sagte er zu Charlotten, „hat mich Graf „Schmieg angeredet, man will in der Neujahrsnacht im Opernhause eine große Redoute veranstalten, eine Ueberraschung für den Fürsten. Du „weißt, daß vor wenigen Tagen die Nachricht

„vom

„vom geschlossenen Frieden angelangt ist. Unsere „Truppen haben sich einigemal recht brav gehal„ten, und kommen nun zurück. Diesen frölichen „Heimzug will man vorstellen, alle Herren vom „Hofe kleiden sich als Grenadiere, Husaren, Dra„goner, die Damen als Marketenderinnen und „dergleichen. Bachus wird auf einer Kanone rei„ten. Beschließen soll den Zug die Göttin des „Friedens, auf einem Triumphwagen thro„nend', von Genien gezogen, wozu unter andern „Graf Schmieg seine eigenen Söhne hergiebt. „Ackerbau, Handel, Freundschaft, Ueberfluß und „dergleichen allegorische Personen, aus den ersten „Hofdamen gewählt, sollen den Wagen umgeben. „Die Göttin soll dem Fürsten einen Lorberkranz „überreichen, und ihm einen artigen Vers dabey „sagen. Nun denke dir, liebe Charlotte, dich, „hat man zur Göttin ausersehn."

Mich? rief sie erstaunt, und Feuer schoß in ihr Auge.

„Ja dich," fuhr er fort, „Graf Schmieg „behauptete, nur die schönste Frau in der Stadt

„dürfe diese Rolle spielen, am ganzen Hofe sey „keine, die so viel Majestät mit so vieler Lieb„lichkeit vereine. Da hat er nun freylich Recht, „wer weiß das besser als ich? aber ich habe den„noch nichts versprochen."

„Ich hoffe," erwiederte sie stammelnd, „du „hast es geradezu abgeschlagen? denn die Rei„se —"

„Freylich die Reise, das sagte ich ihm auch. „Er meynte, die ließe sich ja wohl noch einige Ta„ge verschieben. Eine Ehre ist es freylich, in der „That eine große Auszeichnung, denn du würdest „die einzige bürgerliche Dame in der ganzen Qua„drille seyn, und die Hauptperson dazu! aber ich „habe dennoch nichts versprochen."

„Daran hast du sehr wohl gethan, denn wir „müssen würklich —"

„Du kannst dirs ja überlegen," fiel ihr Fernau in's Wort, „ich habe den Grafen gesagt, er „solle Morgen Antwort haben. Ich muß geste„hen, der Mann hat mich eingenommen; ich ha„be ein Vorurtheil gegen ihn gehegt, das ich im

„Stil-

„Stillen ihm abbitte. Man kann nicht höflicher, „nicht zuvorkommender seyn. Ich glaube wahr= „haftig, das ganze Casino hat mich um die gehei= „me Unterredung mit dem Liebling des Fürsten „beneidet."

Es war dem guten Fernau leicht anzumerken, wie sehr er sich abermals in seiner Frau geschmei= chelt fühlte, und wie von Herzen er den Wunsch hegte, sie möge in Aufschub der Reise willigen, denn einen glänzendern Triumph, als der in der Neujahrsnacht seiner wartete, hatte er ja noch nie genossen. Indessen sagte er diesen Abend weiter nichts, sondern gieng in sein Zimmer, um einige Briefe zu schreiben, und ließ Charlotten im hef= tigsten Kampfe zwischen kindlicher Liebe und Eitel= keit. Hier der Triumphwagen, von dem sie, mit Oelzweigen bekränzt, auf die Ersten des Hofes herabsah, dort ihr alter Vater, bey dem es Abend wurde, und ihre kränkliche Mutter, die sich ei= nen Haarzopf abschnitt, um eine Puppe für ihr Kind damit zu zieren. Mit diesen Bildern wech= selte die Phantasie jeden Augenblick. Ein paar

Tage früher oder später, flüsterte die Eitelkeit, das macht ja keinen Unterschied. — Der Tag hat sich tief geneigt! rief ihr Herz laut dazwischen, bedenke, wenn ein jäher Tod den Greis überraschte!

Sie schauderte, und schlief mit dem Vorsatz ein, an die Maskerade nicht mehr zu denken.

Ende des Ersten Buches.

Er=

Erzählungen.

Uebermaaß menschlicher Leiden.

Saint Germain und sein Bruder Chilly, welche Beide in Bengalen dienten, wurden von den Engländern zu Kriegsgefangenen gemacht, erhielten aber die Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Sie fanden keine Schiffe, um ihren Weg um das Vorgebirge der guten Hofnung zu nehmen, giengen daher mit einem Dänischen Schiffer nach Suez am rothen Meere, in Hoffnung, sodann leicht den schmalen Landstrich zu passiren, welcher das rothe Meer von dem mittelländischen trennt, in Alexandrien sich einzuschiffen und nach Marseille zu gehen. Sie kamen glücklich nach Suez. Mehrere Franzosen und Englän-

länder waren ihre Reisegefährten. Der Dänische Schiffer schrieb sogleich an ein Französisches Handlungshaus in Cairo um Kameele, seine Ladung, welche auf mehrere Millionen geschätzt wurde, zu transportiren. Einer der Beys, welche Aegypten beherrschten, Ibrahim, versprach seinen mächtigen Schutz, und bot sogar seine eignen Leute und Kameele zum Transport an. Man ergriff diesen Vorschlag mit Freuden, und ahnete nicht, daß der Reichthum der Karavane den Bey zu der Schändlichkeit verleiten würde, sich mit den Arabern von Tort, den wildesten Räubern jener Gegend, zu vereinigen, um sie zu plündern. Die Reisenden verließen Suez am Abend. Die Nacht ging ruhig vorüber; kaum war aber der Tag angebrochen, als sie in einem engen Wege ungefähr von 1200 Arabern überfallen wurden, die zuerst ihre Gewehre losbrannten, und dann mit dem Säbel in der Faust auf die zerstreuten, unbewaffneten Europäer einstürzten, deren nicht mehr als zehn waren. Sie wurden zum Theil verwundet; man raubte ihnen Alles, sogar ihre Hemden, und

ließ sie ganz nackend in der Wüste. Die Kameeltreiber waren beim ersten Flintenschusse, der ihnen vermuthlich zum Signal diente, sammt den Kameelen in ein den Arabern zugehöriges Dorf entflohen. — Die verwundeten, nackten und noch immer verfolgten Europäer hatten sich zufällig in zwei Haufen getheilt, deren einer den Rückweg nach Suez nahm, von wo sie nur acht Meilen entfernt waren. Der andre hingegen konnte, weil er an der Spitze der Karavane marschirt war, nicht durch die herumschweifenden Araber dringen, und floh vorwärts nach Cairo, wohin zwar nur zwei und zwanzig Meilen gerechnet werden, die aber hier, um den Verfolgern zu entgehen, durch viele Umwege sehr verlängert wurden. Saint Germain und Chilly waren leider unter dem letzten Haufen, der, außer ihnen, aus zwei Engländern, Barrington und Jenkins, dem Dänischen Schiffer Vanderfelden, dem Dolmetscher Paul, einem Amerikaner, zwei Arabischen Bettlern und einem den Brüdern zugehörigen schwarzen Bedienten bestand, in Allem neun

Per=

Personen. — Die Luft in jenen Wüsten ist Feuer; es regnet dort nie; auf dreißig Meilen in die Runde findet man keinen Tropfen Wasser und keinen Strauch; der rothe Sand glühet und besteht aus lauter kleinen spitzigen Kieseln, welche wie Glas in die Haut schneiden. Die Nächte hingegen sind empfindlich kalt.

In dieser mörderischen Wüste kämpfte Saint Germain, mit seinen Unglücksgefährten gegen alle Schrecken des Todes, drei Tage und vier Nächte lang. Ohne Speise, ohne Trank, vom Durst aufgetrocknet, von der Sonnengluth verzehrt, völlig nackend, von Wolken stechender Insekten umgeben, fiel Saint Germain in jeder Stunde wohl zwanzigmal kraftlos zu Boden, und eben so oft trieb ihn der Höllenschmerz von den stechenden glühenden Kieseln wieder auf. Bald kroch er auf Händen und Füßen, um den Fußsohlen eine schwache Linderung zu verschaffen; bald lag er wieder sterbend, und erquickte sich durch seinen Urin. Durch den unaufhörlichen Stich der Insekten ward sein ganzer Körper zu einer einzi-

gen

gen Wunde: das Fleisch fiel ihm von den Knochen, Zunge und Lippen waren völlig verschrumpft; er sah nur noch wenig, hörte gar nicht mehr, konnte nicht mehr sprechen, wurde innerlich von einem hitzigen Fieber geschüttelt, und bekam mehrere Anfälle vom Schlage. Alle seine Gefährten sah er nach und nach hinsinken und sterben — endlich auch seinen geliebten Bruder, den zwei und zwanzig Säbelhiebe ohnehin schon sehr entkräftet hatten. Er lebte noch, als er niedersank, und Saint Germain wollte sich neben ihn legen; aber der Bruder selbst trieb ihn fort, um Hülfe zu suchen, und vielleicht noch Beide, wenigstens sich selbst, zu retten. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, und erreichte endlich, wie durch ein Wunder, das Landhaus eines Beys unfern Cairo. Man nahm ihn menschenfreundlich auf, und er flehte um Gottes willen, seinem Bruder zu Hülfe zu eilen. Der Bey sandte seine Leute in die Wüste, sie fanden die Leichname der übrigen, aber weder Chilly noch seinen schwarzen Sklaven.

Esther von Racine.

Auf dem Theater der Republik wurde zum Benefiz der Madame Vestris, Esther von Racine gegeben. Da man dieses einst berühmte Stück sehr kalt aufgenommen hat, so ist es interessant, in das siebzehnte Jahrhundert zurückzublicken, und denjenigen Abend hervorzurufen, der einst die ganze schöne Welt in die heftigste Bewegung setzte. Es war der 3te Februar 1689. — Bekanntlich gab Racine, nachdem sein Phedre ihm so großen Ruhm erworben, das Theater seinen Nebenbuhlern Preis, und schrieb gar nicht mehr für die Bühne. Pradon blieb Meister vom Kampfplatze, daher auch Boileau sagte:

Et la scéne française est en proie à Pradon.

Schon hatte Racine, aus Religionsschwärmerei, seit zwölf Jahren der unheiligen Dichtkunst entsagt, als plötzlich eine Religionspflicht ihm die Leier wieder in die Hand gab. Frau von Maintenon, die auf Alles, was zu einer

ner angemessenen Erziehung der jungen Damen in dem Kloster St. Cyr gehörte, sehr aufmerksam war, beklagte sich einst über die Gefahr, von unschuldigen Lippen auch die schönsten Verse deklamiren oder singen zu lassen, weil sie alle von profanen Gegenständen handelten. Sie fragte Racine'n, ob es denn nicht möglich sey, Poesie, Musik und Frömmigkeit mit einander zu verbinden? Racine fand ihren Gedanken sehr erbaulich, aber auch sehr beunruhigend für sich selbst. Gern hätte er die Ehre der Ausführung einem Andern überlassen. Er, der seit zwölf Jahren keinen Reim gemacht — was würden seine Feinde sagen? — und wenn ihm nun etwa gar etwas Menschliches begegnete? wenn sein Ruhm auf der geistlichen Bühne verlöschte, nachdem er auf der weltlichen so schön geglänzt hatte? — Doch konnte er auch wieder Frau von Maintenon nichts abschlagen; denn bei aller seiner Frömmigkeit war er doch ein Hofmann. Boileau, den er um Rath fragte, entschied geradezu für die Negative. Bedenke, sagte er ihm, daß du eine große Reputation

tion zu conserviren hast, und daß Erhalten oft schwerer ist, als Erwerben. — Nach langem Hin- und Hersinnen kam endlich Racine auf den Stoff, den die Geschichte der Esther ihm darbot, und der alle Bedenklichkeiten glücklich hob. Nicht lange so brachte er der Frau von M. nicht allein den Plan seines Stückes, (denn er war gewohnt, ihn in Prosa von Scene zu Scene zu entwerfen) sondern auch den ersten Akt ganz ausgearbeitet. Sie war entzückt darüber, und Trotz ihrer großen Bescheidenheit konnte sie doch nicht umhin, in dem Charakter der Esther und in einigen andern Nebenumständen sehr schmeichelhafte Anspielungen auf sich zu finden. Auch Vasthi und Haman waren getroffene Porträts. Da nun überdies der biblische Stoff für St. Cyr vollkommen schicklich war, so wurde die erste Vorstellung mit Eifer veranstaltet; aber nur die vornehmsten Höflinge, welche Ludwig XIV. auf die Jagd begleiteten, durften gegenwärtig seyn. Beim Souper sprach der König von nichts als von Esther. Monseigneur, Monsieur, alle Prinzen wollten sie sehen; der

Beifall war außerordentlich: Esther's Gebet riß unwiderstehlich hin; Alles schien groß, herrlich, mit Würde behandelt; sogar der große Condé weinte. — Die dritte Vorstellung war den Frommen gewidmet, als nehmlich dem Père de la Chaise, einigen Bischöfen, zwölf bis funfzehn Jesuiten, zu denen sich Madame de Miramion mit ihren vornehmsten Nonnen gesellte. Heute, sagte Frau von Maintenon, soll man nur für die Heiligen spielen. Die Heiligen applaudirten so gut wie die Weltkinder, und wünschten herzlich, daß doch alle Trauerspiele der Esther gleichen möchten. — In der Folge ließ der König alle seine Höflinge Theil nehmen; sie waren natürlich außer sich vor Bewunderung. Frau von Maintenon wurde von allen Seiten um Einlaßbillette gequält; es gab mehr als zweitausend Aspiranten, und nur zweihundert Plätze. Der König machte ordentlich eine Liste, wie zu seinen Reisen nach Marly. Dann ging er zuerst hinein, und stand an der Thür, mit der Liste in der einen und dem aufgehobenen spanischen Rohr in der andern

dern Hand; so bewachte er selbst den Eingang, bis die sämmtlichen Auserwählten versammelt waren. — Ein sehr komischer Umstand war es auch, daß die hübschen jungen Schauspielerinnen hinter den Coulissen ihr veni Creator herbeteten, um den heiligen Geist für ihre Rollen zu interessiren. — Als nun gar der König und die Königin von England den Wunsch äußerten: Esther zu sehen, wurde das Stück prächtiger als jemals aufgeführt; die Schauspielerinnen waren mit Brillanten bedeckt, und das Orchester bestand aus den ersten Musikern des Königs. — Frau von Montespan und Louvois erkannten sich unter den Namen Vasthi und Haman, bissen sich in die Lippen, und klatschten. Die Englischen Majestäten ergötzten sich sehr daran, daß man den Papst, der ihre Thronentsetzung befördert hatte, als von der Hölle verblendet darstellte. Ludwig XIV. selbst, dem vielleicht der große Ruhm, welchen er der Frömmigkeit verdankte, mitunter ein wenig drückend war, erkannte sich gern in dem Stolze eines Persischen Königes, in seiner Gerechtigkeitsliebe, wie

in der Zärtlichkeit für Esther. Kurz, Jedermann war zufrieden. — Racine wollte sein Werk der Frau von Maintenon zueignen; sie ersuchte ihn aber, nicht einmal in der Vorrede ihres Nahmens zu erwähnen. — Zwei und dreißig Jahre nachher brachten die Schauspieler Esther zum ersten Mal auf die Bühne, und — es blieb bei einer einzigen Vorstellung; vermuthlich weil nur die reinen unschuldigen Aktricen von St. Cyr mit ihren Engelstimmen einem Schauspiel jenes hohe Interesse zu geben wußten, welches, wie Voltaire sagt, eine unwahrscheinliche, nicht anziehende Begebenheit darstellt: einen albernen König, der sechs Monate mit seiner Frau gelebt hat, ohne zu wissen, wer sie ist; der, ohne den geringsten Vorwand, eine ganze Nation zu schlachten befiehlt, und nachher seinen Günstling eben so leichtsinnig aufhängen läßt. — Die kalte Aufnahme, die in unsern Tagen Esther abermals in Paris erfahren, scheint Voltairens Urtheil zu bestätigen.

Johann Schad, ehemaliger Benediktiner zu Banz; jetzt Doktor der Philosophie zu Jena.

Eine sehr interessante Erscheinung ist, in mehr als Einer Hinsicht, die Lebens- und Klostergeschichte dieses merkwürdigen Mannes. Er ist eines Bauern Sohn, in einer fruchtbaren und romantischen Gegend zwischen Bamberg und Koburg geboren. Seine Eltern waren treffliche Menschen, bis auf den Ketzerhaß, den sie auch ihren Kindern mit der Muttermilch einflößten. Doch that der Vater, troz seinen beschränkten Glücksumständen, auch Ketzern Gutes, so oft er nur konnte, und hatte mit ihrer ewigen Verdammniß herzliches Mitleid. Darum sprach er auch mit Entzücken von dem Glücke, einst einen seiner Söhne als Geistlichen zu sehen, und durch diesen auf die Bekehrung der Ketzer zu wirken. In seinem Liebling Johann glaubte er die meisten Anlagen zum geistlichen Stande zu bemerken, ließ

ihn

ihn daher Lateinisch lesen und Musik lernen. Wenn der kleine Johann eine Arie in der Kirche absang, so weinte der Alte vor Freuden. Kaum fünf Jahr war das Söhnlein, als der Vater ihm die heiligen Legenden von Kochem zu lesen gab, nebst andern abentheuerlichen Historienbüchern, welche seine lebhafte Phantasie nährten, und groß war sein Jubel, so oft in diesen Büchern der Teufel einen Ketzer holte, oder wenn gar Luther selbst zur Hölle fuhr. Sonst aber übte der wackere Vater seine Kinder in allen Tugenden: er lehrte sie beten und arbeiten, und machte ihnen die Wohlthätigkeit durch sein Beispiel lieb. Auch der damalige Pfarrer zu Mürsbach (so hieß Schad's Geburtsdorf) war ein braver Geistlicher, der so handelte, wie er lehrte; ein Kinderfreund, der den offenen Knaben lieb gewann, und — abgerechnet, daß auch er ihm den Ketzerhaß tief in die Seele prägte — durch trefflichen Unterricht ihn bildete. So wurde Schad bald ein religiöser Schwärmer; nur gegen den Glauben, daß alle Ketzer ewig verdammt wären,

em-

empörte sich sein Herz; denn in Mürsbach lebten eine Menge Lutheraner, unter welchen sich exemplarisch gute Menschen befanden. Sein gutmüthiger Vater, der das selbst nicht leugnen konnte, erfand sich einen mildernden Satz; er meinte nehmlich: man könne nie wissen, ob nicht ein Ketzer durch Gottes Erleuchtung sich noch auf dem Todbette bekehrt habe, wenn er es auch nicht äußerlich bekenne; daher dürften wir keinen Ketzer unbedingt verdammen. Sey aber eine solche Bekehrung nicht erfolgt, so könne ihm die Hölle auch nicht erlassen werden. Einst, als ein junges lutherisches Mädchen starb, mit dem der Knabe Johann oft und gern gespielt hatte, wollte es diesem gar nicht in den Kopf, daß das liebe Mädchen vermuthlich zum Teufel gefahren sey; daraus schloß der Vater mit Schaudern, daß auch er Hang zur Ketzerei habe, und der Pfarrer im Beichtstuhl donnerte ihm dermaßen in's Gewissen, daß Zweifel und Pest ihm gleichbedeutend wurden, und er, auf des Pfarrers Rath, so oft die Uhr schlug, sich durch Hersagung einer Formel im

Ketzer=

Ketzerhasse stärkte; ja, er machte sogar im Stillen eine Predigt über den Text: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, stieg einst unvermuthet auf eine Bank, und perorirte seine salbungsvolle Rede. Eltern und Geschwister, welche gegenwärtig waren, hörten ihm staunend zu, und der Vater sah Wunder in des Knaben Begeisterung. Er lehrte ihn nun auch das Korona's- und Christophorus-Gebet, wodurch, wenn unschuldige Kinder es beten, der Teufel gezwungen wird, die verborgenen Schätze herauszugeben. Dabei wurde der Rosenkranz nicht vergessen: immer trug Johann ihn in der Tasche; an einsamen Orten unter freiem Himmel warf er sich auf die Kniee, und betete Stunden lang. Im Dorfe hielt man ihn bereits für einen Heiligen, und nannte ihn nur das fromme Hänschen. Einst wurde sein Heiligkeitsdünkel bitter gedemüthigt. Müde kam er von der Feldarbeit nach Hause, wurde aber von der Mutter sogleich wieder fortgeschickt, um Aehren zu lesen. Er entschlummerte unter einem Baume, und um nachher die versäum-

säumte Zeit einzuholen, nahm er drei kleine Büschel Gerstenähren, die er unter einem andern Baume fand, und von welchen er meinte, sie wären verloren gegangen. Ein anderer Knabe, der sie zusammengelesen hatte, verklagte ihn deshalb bei seinem Vater, der ihn nicht allein tüchtig durchprügelte, sondern ihn auch zwang, die Gerstenbüschel selbst, von der ganzen spottenden Dorfjugend begleitet, dem Beraubten nach Hause zu tragen. Noch nicht genug! Acht Tage lang mußte er sein Essen auf einer abgesonderten Bank verzehren, weil, wie der Vater sagte, Diebe nicht unter ehrliche Leute gehörten. Diese harte, aber heilsame Strafe, flößte ihm unauslöschliche Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ein. — Seine Zeit theilte er nunmehr zwischen Lesen, Beten und Lieben; denn ein kleines niedliches Mädchen seines Alters hatte ihm die zärtlichsten Empfindungen eingeflößt. Die erste Heldenthat, zu welcher die Liebe ihn begeisterte, war, daß er über einen Zaun stieg; beim Herabspringen fiel er jedoch in eine Sichel und verwundete sich tief im Knie;

das kleine Mädchen legte ihm das Kraut Spitzewegwart darauf, und verband ihm regelmäßig die Wunde, von welcher er noch jetzt die Narbe mit Vergnügen betrachtet. Die Schmerzen, welche er dabei litt, verbiß er muthvoll, weil auch die Heiligen der Schmerzen nicht zu achten pflegten; niemand erfuhr etwas von diesem Zufall. — Im neunten Jahre führte ihn sein Vater nach dem Kloster Banz, um ihn als Diskantist aufnehmen zu lassen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Der Pater Chordirektor war ein stolzer eitler Mann, in dessen Augen es nichts Erhabneres auf Erden gab, als einen Benediktinermönch. Er zeigte dem Knaben alle Herrlichkeiten des Klosters. Die schönen Gastzimmer und der Fürstensaal setzten diesen in Entzücken; als er aber vollends als Singknabe eine Staatsuniform mit silbernen Borten erhielt, träumte er sich nichts als Seligkeit. Auch die schwelgerische Ueppigkeit, mit der man an gewissen Tagen des Jahres an der Abteitafel speiste, die übrig gebliebenen Leckerbissen, die er von den Tellern schmauste,

der

der Wein und das herrliche Klosterbier gewannen ihn ganz für dies beschauende Leben. Nur Nüchternheit empfahl ihm sein Lehrer, der selbst diese Tugend übte; sonst aber gab es berühmte Zecher im Kloster, deren sogar einige an den Folgen ihrer Unmäßigkeit starben. Auch Placidus Sprenger, ehemals als Aufklärer des katholischen Deutschlands verehrt, aber (nach Schad's Behauptung) nur ein Heuchler, war ein wackerer Zechbruder. — Das Lateinische machte der Pater Chordirektor dem kleinen Johann durch Prügel und Fußtritte zum Ekel; weit besser ging es mit der Musik, für welche er einen sehr zarten Sinn hatte, und bald selbst richtig komponiren lernte. Das war aber auch der ganze Vortheil, den er aus der Klostererziehung zu Banz schöpfte; übrigens fuhr er fort, Legenden zu lesen, und durch das Anschauen prunkender Ceremonien seine Neigung zum Mönchsstande zu nähren. Im vierzehnten Jahre kam er auf die hohe Schule zu Bamberg, wo er den Jesuiten in die Hände fiel, und sechs Jahre lang zwar auch mit Mönchsgeist ge-

tränkt, aber doch nebenher ihm Sinn und Geschmack für die lateinischen Klassiker beigebracht wurde. Das Meiste verdankte er einem gewissen Pater Ceder, der ihn und die klassische Litteratur gleich herzlich liebte, auch für Musik einen hohen Enthusiasmus hegte. Hier vervollkommnete sich Schad zusehends, komponirte viel und gut, schuf ein Orchester von Studenten, ließ sich damit vor Fürsten und Herren hören, gewann Geld, unterstützte seine Mutter und kaufte gute Bücher. Gelehrsamkeit und Mönchsheiligkeit waren die beiden Zwecke, die er zu erreichen strebte. Seine Sitten blieben rein. Die Jesuiten hatten ihn überzeugt, daß die heilige Maria lieber den Antrag, Mutter Gottes zu werden, ausgeschlagen haben würde, wenn es nicht anders als durch den Ehestand hätte geschehen können. Er wußte auch, daß der heilige Aloys einen solchen Abscheu vor Weibern hatte, daß er nicht einmal seine Mutter ansah; auch er gelobte daher ewige Keuschheit, wählte die heilige Maria zu seiner Braut, kaufte einen silbernen Ring, opferte denselben vor ihrem

Wun-

Wunderbilde in der Kollegienkirche zu Bamberg, und vermählte sich also mit derselben, nachdem er sich vorher durch Beichte und Abendmahl zu dem Gelübde, ihr ewig treu zu bleiben, eingeweihet hatte. Anfangs war er entschlossen, ein Weltpriester zu werden; als aber, Trotz allen Gelübden, zu seinem heftigsten Schrecken, im neunzehnten Jahre der Geschlechtstrieb bei ihm erwachte, und weder Geißel, noch Cilicien, weder glühende Kohlen, noch der Nahme Jesus auf die Brust geschnitten, diesen Teufel vertreiben konnten, da befolgte er den Rath eines schwärmerischen Beichtvaters, und wurde Mönch zu Banz. Ein wüthend eifriger Novizenmeister prägte ihm hier zuerst den blinden Glauben und Gehorsam als das non plus ultra alles Verdienstes vor Gott und Menschen ein; jede Prüfung selbst unmoralischer Befehle der Obern, sey nur ein gottloses Selbstklügeln, und man müsse stets mit dem Psalmisten ausrufen können: Sicut jumentum factus sum ante te. (Ich bin wie ein Vieh vor deinen Augen.) Die Obern müsse man adoriren,

ren, weil Benedikt verordne: in illis adoretur Christus. Daher mußte Schad nun auch das Prosterniren erlernen, welches darin bestand, daß, wenn ein Mönch in den unzähligen Klostergebräuchen das Geringste versehen hatte, er sich vor seinen Obern mit dem ganzen Leibe niederwerfen, den Boden küssen, und im Staube die Sünde bekennen mußte, z. B. daß er im Chor einen Ton nicht rechtgetroffen, oder die Kapuze schief aufgesetzt habe. Darauf folgte eine donnernde Strafpredigt, und endlich das Majestätswort: Surgat! (er stehe auf), wobei der Obere einen derben Schlag auf Etwas that, was ihm zunächst stand. Zu der Lektüre der Novizen bestimmte man die abentheuerlichsten Hirngeburten, besonders die Lebensbeschreibungen der ersten Mönche zu la Trappe, (ein seltenes Dokument des menschlichen Unsinns) und die Konferenzreden über die Pflichten des Mönchsstandes: Schriften, die eine gänzliche Verwirrung des Geistes und Gewissens hervorbrachten, eine Hölle in seinem Busen entzündeten,

ten, ja ihn oft zum Selbstmord reitzten. Eine Gattung desselben, nehmlich die Zerstörung des Körpers durch Bußübungen, schien ihm erlaubt; die Beispiele seiner Heiligen sprachen dafür, und sein Beichtvater bestärkte ihn in der unsinnigen Schwärmerei. Er stürmte nunmehr mit so grausamen Selbstpeinigungen auf seine Gesundheit los, daß er schon im Noviziat in eine fast tödliche Nervenkrankheit verfiel. Mit der süßen Hoffnung, recht bald zu sterben, legte er das Klostergelübde ab; ein Schritt, von dem eine angesehene adeliche Dame, die Schwester des Fürstbischofs zu Bamberg, ihn mütterlich, aber vergebens, abzuhalten suchte. Er glaubte vielmehr, der Satan habe sich dieser Dame als eines Werkzeuges bedient, ihn vom Pfade der Heiligkeit abzulocken. Nicht gegen alle Reiche der Welt würde er damals seinen Zustand vertauscht haben; denn er sah, mit dem heiligen Augustin, das ganze Menschengeschlecht als eine massa damnata an, aus der nur Wenige herausgefischt und zum Himmel bestimmt würden. So oft er die Uhr schlagen hörte, ver-

fluchte er die Ketzer, und wünschte ihnen insgesammt nur Einen Kopf, um sie mit Einem Streiche zu vertilgen. Aber die Natur rächte sich an dem Schwärmer, die sinnlichen Begierden erwachten mit Heftigkeit; er wagte es nicht mehr, ein weibliches Geschöpf anzublicken, ja nicht einmal ein weibliches Heiligenbild, oder einen nackten Engel auf dem Altare. Der Chorgesang ward ihm zum Sirenengesang, besonders an Festtagen der heiligen Jungfrau, wo das Brevier schlüpfrige Stellen aus dem hohen Liede und luxuriöse Hymnen enthält. Wenn er seine himmlische Braut im Geiste umarmte, und es fiel ihm (Gott sey bei uns!) ein, daß sie, gleich andern Damen, einen Busen habe, so stürzte er jedesmal sehr unsanft vom Himmel auf die Erde. Der Schluß der Hora: beata viscera Mariae virginis und beata ubera quae lactaverunt Christum dominum (selig die Eingeweide der Jungfrau Maria, und selig die Brüste, welche Christum gesäugt haben) war für ihn eine Marter! Diese viscera und ubera wären ihm Klippen auf dem Meere der Andacht, an wel-

welchen seine Ergebung in jeder Hora richtig scheiterte. Nun ist es aber, nach der Lehre der Kirche, eine schwere Sünde, wenn man von der Hora auch nur eine Terze, Sexte oder None ausläßt; man denke sich daher seine Höllenangst bei der ewigen unbesiegbaren Zerstreuung! Der Novizenmeister versicherte, das wären bloß Gaukeleien des Teufels, denen man nicht besser begegnen könne, als wenn man den Teufel anspucke, d. h. bei jeder schlüpfrigen Stelle müsse man so lange ausspucken, bis der Satan gewichen sey. Er selbst war Meister in dieser Kunst zu spucken und übte sie fleißig. Selbst die irdischen Brüste der Jungfrau Maria bespuckte er oft mit dem sichtbarsten Abscheu; aber bei dem armen Schad wollte es dennoch nicht helfen: seine Qualen dauerten fort. Es gab außer ihm auch genug andere Selbstpeiniger im Kloster, die durch den kleinsten Verstoß gegen die Mönchspflichten ihre Heiligkeit zu verscherzen fürchteten, und oft dadurch zu den lächerlichsten Bußübungen getrieben wurden. Pater Maurus z. B. pflegte mit sich selbst folgendes Ge-

spräch zu führen: „Höre, Maurus! hast du diese und diese Gebete oder Psalmen wirklich gebetet?“ — Ja. — „Hast du sie auch recht gebetet?“ — Hier stockte die Antwort. — „Weißt du gewiß, daß du nichts ausgelassen hast? nicht wahr, das weißt du nicht gewiß?“ — Ein leises muthloses Nein erfolgte, und nun betete er wie ein Rasender wieder darauf los, wiederholte ein Wort oder einen Satz wohl zwanzigmal, blickte dabei murrend gen Himmel, und bleckte die Zähne, bis er endlich ausrief: du hast deine Sache recht gemacht, Maurus. Fahre fort! fahre fort! fahre fort! Zuweilen gelang es aber doch nicht nach Wunsch; dann warf er ergrimmt das Brevier auf den Fußboden, und schrie: der Teufel soll mich holen, wenn ichs noch einmal bete! — Ha! welche neue gräßliche Sünde! die mußte nun abermals Gott abgebeten werden; dabei schob er denn die Schuld auf den Teufel, bespuckte ihn fleißig, und lud ihn zu einer Handlung ein, die man unter gesitteten Menschen nicht nennt. Eine andre Art von Sün-

de, die ihn sehr ängstigte, war das Lachen, welches in seinem Körper eine Veränderung hervorbrachte, die er der Heiligkeit als sehr nachtheilig bekannte. Da kam er nun in den Beichtstuhl und sprach: Accuso me quod in vel circa partem veneream riserim. (Ich klage mich an, daß ich in gewissen Theilen meines Leibes gelacht habe), und kaum hatte man ihn absolvirt, so war er auch schon mit seinem iterum risi ängstlich wieder da. — Ein anderer Schwärmer zu Banz war der sogenannte Brustfleckspredigér, Joseph Bauer, der ein fruchtbarer Schriftsteller ist. Dieser Mann hegt eine solche Wuth gegen alle Mädchen, die einen etwas vollen Busen haben, daß er jährlich in einer donnernden Predigt sie warnt, ihre Brustflecke nicht so weit ausschneiden zu lassen, — die Ursachen zählt er dann ohne zu erröthen auf. Schon oft trugen die vernünftigen Mönche darauf an, ihm das Predigen ganz zu verbieten; aber er wurde von den Kopfhängern nicht allein geschützt, sondern sie verbanden sich mit ihm gegen die Besseren, klagten im Convent

 über

über Schad, welcher Professor der Philosophie war, und brachten es wirklich dahin, daß er, als nichtkatholischer Grundsätze verdächtig, von seinem Amte abgesetzt wurde. Den damaligen Abt beschuldigt Schad bei dieser Gelegenheit eines schwarzen Undanks, da er denselben nicht allein zu der Würde eines Abts erhoben, sondern auch, bei Gelegenheit einer Klage des Convents vor dem Fürstbischof, denselben dabei erhalten habe. Wie das eigentlich zugegangen? und wie Hr. Schad sich diesen großen Einfluß erworben? darüber läßt er den Leser im Dunkeln. In einem Buche, worin Alles so deutlich ausgesprochen wird, wäre es vielleicht besser gewesen, sich auch hierüber deutlicher zu erklären, weil es allerdings sehr unwahrscheinlich ist, daß er in einer halben Stunde den Convent umstimmen konnte, der so sehr auf Suspension des Abts drang. Noch unwahrscheinlicher wird diese seine Gewalt über die Gemüther, wenn man bald nachher liest, welchen Mißhandlungen er sich zwanzig Jahre hindurch unterwerfen mußte. Bei dem gering-

ringsten Versehen mußte er Boden= sitzen, d. h. während die übrigen Mönche am Tische speisten, auf der Erde, wie ein Hund, Brod und Wasser verzehren; zuweilen auch einen Lichtschirm dabei auf dem Kopfe haben, weil er etwa beim Spazierengehn sich zuviel umgesehen hatte: denn, sagte man ihm, der heil. Bernhard spazierte viele Jahre lang mit seinen Brüdern an einem See herum, und wußte nichts von der Existenz desselben; die Sinne müsse man ganz vertilgen, die Augen verschließen, schmackhaften Speisen ekelhafte Dinge beimischen u. s. w. Auch ein einziges Wort, außer der Zeit gesprochen, war ein großes Verbrechen. Hier wurden die Mönche von la Trappe als Muster angeführt, die einst einen gefährlichen Brand in ihrem Kloster, ohne ein Wort dabei zu reden, gelöscht hatten. War nun etwa dem armen Schad ein solches unzeitiges Wort entschlüpft, so mußte er, während der Tafel, niederknieen, den Boden küssen, und dann eine Zeitlang, mit dem Finger auf dem Munde, in dieser Stellung verharren, zuweilen auch eine Viertel=

stun=

stunde lang mit dem Gesicht auf dem Boden liegen. Das wiederfuhr ihm sogar einst, als er bloß seine Violine, die er eben im Musikchor spielen sollte, leise gestimmt hatte. Um das Verbrechen anzudeuten, mußte die Violine neben ihm liegen. Ein andermal hatte ihm seine Mutter einen Korb voll Birnen zum Geschenk gebracht, und er hatte unterlassen, es anzuzeigen; da mußte er die Birnen in den Speisesaal bringen, sie während der Mahlzeit, auf der Erde sitzend, feil bieten, und dabei immer eine Birne auf einer Gabel gespießt hoch in die Höhe halten. (Wer freut sich nicht, wenn er alle diese Abgeschmacktheiten lies't, daß auch das Kloster Banz nunmehr aufgehoben ist!) Wenn es einem Obern beliebte, die offenbarsten Lügen und Verläumdungen den Untergebenen in's Gesicht zu sagen, und allenfalls die entehrendste Strafe darauf zu gründen, so durfte der Beschuldigte keine Sylbe zu antworten wagen, wenn er nicht sein Schicksal noch verschlimmern wollte, ja, oft zwang man ihn, bloß um ihn die Tugend der Demuth zu lehren, sich selbst zu lästern und

zu brandmarken. Zu diesem Behuf ward eine Schrift in dem eigenen Nahmen des Untergebenen verfertigt, worin er sich aller Laster schuldig bekannte, und einen solchen Wisch mußte er im Speisesaale ablesen. Es läßt sich schwerlich etwas Zweckmäßigeres erfinden, um alle Vernunft und alles Ehrgefühl zu ersticken. —

Unter den Bettelmönchen (sagt Hr. Schad) soll es noch ärger zugehn. Da mußte einst ein solcher Unglücklicher im Speisesaal auf dem Boden herumkriechen, auf welchem seine Obern vorher allerlei Figuren und Linien mit Kreide gezogen hatten; diese mußte er alle mit der Zunge ablecken, wenn gleich die Linien absichtlich durch die ekelhaftesten Unreinigkeiten gezogen waren. Ein andermal mußte er in ein Ochsenjoch gespannt erscheinen, und das Brüllen der Ochsen nachahmen; oder er mußte seine Suppe löffelweise auf die höchste Sprosse einer Leiter tragen und dort verzehren, so viel nehmlich bei diesem Klettern noch im Löffel geblieben seyn mochte. — Sieben Jahre lang hatte Schad, noch immer in

Schwär-

Schwärmerei verstrickt, alle diese Gräuel geduldet; seine Gesundheit war zerstört, seine Nerven ganz zerrüttet, und er hatte keinen andern Wunsch mehr, als Beruhigung in der Todesstunde: da fuhr ihm eines Tages plötzlich der Zuruf des Dichters sapere aude (wage vernünftig zu seyn) wie ein Blitz durch die Seele; zitternd begann er zu prüfen, Anfangs nur die Principien des Mönchsstandes, nach und nach auch die Glaubenslehren — und siehe da, die Himmelstochter Philosophie führte die Ruhe in sein Herz zurück. Dennoch beschloß er, Mönch zu bleiben, um seinen Glaubensgenossen und Ordensbrüdern nützlich zu werden; und diesen Entschluß hielt er zehn Jahre lang, bis man ihm seinen ganzen Wirkungskreis verschliessen wollte. Eine Volksschrift, welche er 1789 herausgab, und in welcher er besonders vor den Mönchskunstgriffen warnte, den Einfältigen das Geld aus dem Beutel zu locken, weckte die Furie der Verfolgung gegen ihn. Zwar schützte ihn bei dieser Gelegenheit der wackere Fürstbischof Franz Ludewig; aber man ergriff den ersten besten Vor-

wand

wand wegen eines kleinen unterlassenen Ceremo=niels ihn einzusperren, wobei der Pater Sprenger eine sehr empörende Büttelrolle spiel=te. — Einige Wochen nachher berief ihn Herzog Karl von Würtemberg als Prediger an seinen Hof. Wie gern wäre er diesem Rufe zur Erlösung ge=folgt! Doch Neid und Haß der Uebrigen gönnten ihm ein solches Glück nicht. Man steckte sich hin=ter den Fürstbischof, der ihn durch die glänzend=sten Versprechungen bewog, den ehrenvollen Ruf auszuschlagen. Bald darauf erhielt er einen an=dern nach Strasburg, der, ob er ihn gleich au=genblicklich ablehnte, doch nachher dazu gemiß=braucht wurde, ihn überall revolutionairer Grundsätze verdächtig zu machen: ein Verdacht, der durch seine gedruckte Predigt über die Grün=de der Zufriedenheit des Landmanns mit seinem Stande sich schon hinlänglich wi=derlegt; denn in dieser wird der Revolutionswuth so kräftig entgegen gearbeitet, daß Schad sogar, als die Franzosen 1796 in Franken einfielen, zu seiner Sicherheit für nothwendig hielt, sich zu

entfernen, und deshalb die zu flüchtenden Pretiosen des Klosters nach Culmbach begleitete. Damals machte er auch eine Fußreise durch Sachsen und Thüringen auf seine eigene Kosten. Bei seiner Zurückkunft zog er sich ganz in die Einsamkeit seiner Zelle zurück; aber seine drückende Lage im Kloster, wo man den jungen Mönchen, die an ihm hingen, nicht einmal verstattete, ihn zu besuchen, wo man alle seine Briefe erbrach, alle seine litterarischen Connectionen erschwerte oder ganz hemmte, versetzten ihn in den traurigsten Gemüthszustand, dessen Folge eine tödliche Krankheit war, wobei ihm nicht einmal ein Bedienter zur Wartung gegeben wurde. Man wünschte seinen Tod; der Doktor Sommer in Koburg rettete ihn. Doch siechte er noch lange, und war selbst überzeugt, daß er kaum noch ein halbes Jahr zu leben habe. Jetzt hielt er es für Pflicht, noch vor seinem Tode die Gräuel des Mönchthums ganz zu enthüllen. Er schrieb den bekannten Sincerus. Ein schreckliches Gewitter stieg in Würzburg gegen ihn auf; er erfuhr, daß er dahin gebracht und in

einem engen Gefängnisse verwahrt werden sollte. Jetzt dachte er auf: Flucht. Seine Bibliothek, deren Werth sich auf zwei tausend Gulden belief, und die er bloß durch den Ertrag seines litterarischen Fleißes gesammelt hatte, lag ihm sehr am Herzen. Er fing an sie heimlich in Körben durch einen Bauer des Stiftes fortzutransportiren; aber der Bauer verrieth ihn: er wurde beim Einpacken arretirt und einstweilen im Krankenhause in eine Zelle verwiesen. Sogleich beschloß er, während der Nacht zu entfliehen. Der Umstand, daß die Hauptthür des Krankenhauses nicht mit einem Schlosse, sondern bloß mit einem Drücker versehen war, gab ihm Hoffnung, leicht zu entwischen; aber als er nun wirklich hinab schlich, um sein Vorhaben auszuführen, fand er die Thür mit einem Hängeschlosse verwahrt. Jetzt beschloß er auf jede Gefahr, zwei Stockwerk hoch zum Fenster hinaus zu steigen. Er hatte dabei keine andere Hülfe, als die seiner Hände und Füße; glitt er von der Mauer ab, so spießte er sich unten auf den spitzigen Latten des Gartens. Seine vormalige

lige Geschicklichkeit im Baumklettern kam ihm zu Hülfe, das Wagestück gelang. Um Mitternacht waren auch beide Gartenmauern überstiegen, und seine Fesseln abgeschüttelt. Er wollte gerade nach Koburg gehen; aber die finstre Nacht führte ihn irre; dreimal gerieth er auf den Rückweg nach Banz, und als er gegen sieben Uhr des Morgens aus dem Walde trat, sah er Banz abermals ganz nahe vor sich liegen. Kaum konnte er ein protestantisches Dorf, Nahmens Sney, erreichen, von wo ein gemeiner Mann ihn durch unwegsame Gegenden nach Koburg führte. Hier waren schon Boten aus Banz bei der Regierung eingetroffen; er ging daher sogleich mit Extrapost nach Ebersdorf im Voigtlande, wo der Graf Reuß ihm Schutz zusicherte. Von hier aus schrieb er einen rührenden Brief an den Abt, und bat um seine Bibliothek, oder (wenn man ja den barbarischen Grundsatz: was der Mönch erwirbt, erwirbt er dem Kloster, streng auf ihn anwenden wolle) wenigstens um Bezahlung seiner kleinen Schulden. Statt dessen ließ man Steck-

brie-

briefe und Verläumdungen in alle Zeitungen und Journale gegen ihn einrücken. Selbst in Ebersdorf getraute er sich kaum spazieren zu gehen; er suchte sich daher einen neuen Wirkungskreis in Jena, wo er die Doktorwürde, und die Erlaubniß, philosophische Vorlesungen zu halten, erhielt. Auch hier ließen ihn die Banzer Mönche noch nicht in Ruhe; sie erhoben am Hofe zu Weimar eine Injurienklage gegen ihn, weil er sie (die ihm sein Eigenthum nicht herausgeben und auch seine Schulden nicht bezahlen wollten) Diebe genannt hatte; aber sie richteten nichts aus. Mit einer geliebten Gattin verheirathet, Vater eines hoffnungsvollen Kindes, als Mensch und Gelehrter geachtet, lebt Herr Doktor Schad jetzt ruhig in Jena, und genießt mit doppeltem Entzücken das so lang entbehrte Recht, Mensch zu seyn. — Dies sind die merkwürdigsten Thatsachen aus einem Buche, welches 430 Seiten stark ist, und von jedem, dem Psychologie werth, oder dem daran gelegen ist, durch ehrwürdige Klostermauern zu schauen, ganz gelesen zu werden verdient. Daß

die gerechte Erbitterung des Verfassers hier und da wohl die Farben ein wenig zu stark aufgetragen haben mag, läßt sich hinzu denken.

Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth Französischer Frauen während der Schreckenszeit.

(Bruchstück aus Segür's Werke über die Weiber.)

Lefort wurde als ein Verschwörer in den Kerker geworfen. Seine Gattin zitterte für sein Leben; sie erkaufte die Erlaubniß, ihn zu sehen. Als der Tag sich neigte, flog sie zu ihm mit doppelten Kleidern, bewog ihn, die seinigen mit den ihrigen zu vertauschen, so verkleidet zu entschlüpfen und sie zurück zu lassen. Der Anschlag gelingt; ihr Gatte ist frei. Als am folgenden Morgen der Volksrepräsentant den Betrug entdeckt, ruft er drohend aus: Unglückliche! was hast du gethan! — Meine Pflicht, antwortete

sie

sie gelassen; thu jetzt die deinige. — Unter einem Haufen von Gefangenen, welche nach Paris geschleppt und dort bis zur Hinrichtung in die Kerker gestoßen wurden, befand sich einer, der eine junge schöne Frau besaß, die sich durchaus nicht hatte von ihm trennen wollen. Sie geht eben mit den übrigen Gefangenen in dem Hofe des Gefängnisses spazieren, als der Nahme ihres Gatten draußen abgerufen wird; sie ahnet, es sey der Ruf zum Tode, sie will ihm folgen. Der Kerkermeister hält sie zurück; aber stark durch ihren Schmerz, wirft sie alles vor sich nieder, und klammert sich an ihren Mann, um sein Schicksal zu theilen. Die Wachen rissen sie von ihm los. Unmenschen! rief sie aus, ich werde dennoch sterben! Augenblicklich rannte sie mit dem Kopfe gegen das eiserne Gitter, und sank sterbend zu Boden. — Der Marschall von Mouchy wird arretirt. Kaum ist er im Gefängniß angelangt, als er auch schon seine Gemahlin erscheinen sieht. Man sagt ihr, von ihr sey nicht die Rede gewesen. Mein Mann ist verhaftet,

ant=

antwortete sie; folglich bin ich es auch. Der Marschall wird vor das Revolutions-Tribunal gefordert, sie bekleidet ihn. Der öffentliche Ankläger sagt ihr: sie sey nicht gerufen worden. Aber doch mein Mann, erwiederte sie, und folglich auch ich. Sein Todesurtheil wird gesprochen; sie steigt mit ihm auf den Mordkarren. Der Henker weist sie auf dem Richtplatze zurück, weil nicht sie zum Tode verdammt sey, sondern ihr Mann. Eben deswegen ruft sie entschlossen; mein Gemahl muß sterben und folglich auch ich. Eine andere Antwort gab sie nicht. Man gewährte ihren Wunsch: sie wurde an der Seite ihres Gatten hingerichtet. — Zu Bordeaux schmachtete ein Jüngling im Kerker. Die verpestete Luft zerstörte seine Gesundheit; er wurde endlich in's Hospital gebracht, und der Obhut einer barmherzigen Schwester, der jungen Therese, anvertraut. Der Jüngling verband mit einer reitzenden Gestalt auch noch die Vortheile der Geburt und des Vermögens. Anfangs interessirte sich Therese bloß für ihn wegen

sei-

seiner sanften Physiognomie; als er ihr aber erzählte, was er gelitten, und was er noch zu fürchten habe, da vollendete das Mitleid den süßen Eindruck: sie beschloß ihn zu retten. Er mußte sich stellen, als ob er in heftige Konvulsionen falle, und bald nachher sterbe. Das geschah. Schwester Therese deckte, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, sein Betttuch über seinen Kopf. Der Arzt gieng zur gewohnten Stunde vorüber; sie sagte ihm, der Kranke sey eben gestorben. Er entfernte sich, ohne den Betrug zu argwöhnen. Gegen Abend gab Therese vor: man habe den Leichnam zum Unterricht der chirurgischen Zöglinge begehrt, und ließ ihn nach dem Saale tragen, wo die Leichen zergliedert werden. Dort war ein junger Chirurgus gewonnen, in dessen Kleidern der lebendige Todte glücklich entschlüpfte. Die List wurde erst am folgenden Morgen entdeckt. Auf Befragen nahm Therese sich gar nicht einmal die Mühe zu leugnen, und wurde um ihrer klugen Freimüthigkeit willen verschont. Indessen hatte sie dem geretteten Jüngling Empfindungen eingeflößt,

flößt, die noch lebhafter waren, als ihre eigenen. Er schrieb an sie, und bat um eine Unterredung in seiner Freistatt. Sie kam; er flehte mit dankbarer Liebe zu ihren Füßen, ein Daseyn zu verschönern, welches er ihr allein verdanke, seine Gattin zu werden. Sie willigte ein, gab und empfing das Glück. Die Liebenden flohen nach Spanien, wo sie vermählt wurden. — Minder glücklich war eine junge Wittwe, deren Geliebter Fesseln trug. Bei der ersten Nachricht von seiner Verhaftnehmung bot sie Alles auf, ihn zu befreien; vergebens! Sie bat endlich um die einzige Gnade, ihn zu sehen, oder mit ihm eingesperrt zu werden; auch das wurde ihr abgeschlagen. Sie eilte zu seinem Gefängniß, dessen Fenster auf die Straße gingen, und harrte auf Gelegenheit, ihn wenigstens zu sehen. Er erschien endlich am Fenster. Welch ein Wiedersehen! Die Liebende kam täglich wieder, trotz Regen, Sturm und Schildwachen, welche letztere schlimmer waren, als die rauheste Witterung, um den Geliebten nur einen Augenblick zu sehen und seine Stimme zu hören.

Aber eines Tages — in dem Augenblicke, da sie ankam — Gott! welch' ein Schauspiel! ein Karren fährt zum Richtplatz: ihr Geliebter liegt gebunden darauf, nebst mehreren Schlachtopfern. Sinnlos stürzt sie auf die Pferde, greift die Zügel, schreit das Volk zu ihrer Hülfe herbei. Die Satelliten ergreifen sie; noch einmal reißt sie sich los, und stürzt dem Unglücklichen nach, der schon einige Schritte weiter geschleppt worden war. Aufs neue ergriffen, wirft sie der Wache ihren feigen Gehorsam vor, nennt sie Tieger, beschwört sie, die Gnade des gemeinschaftlichen Todes mit dem Geliebten ihr nicht zu versagen. Sie stoßen sie zurück; da reißt sie einem von ihnen rasch den Säbel von der Seite, und senkt ihn tief in ihr treues Herz. Das Volk murrt, die Soldaten stehen erstarrt, der Jüngling rast, seine Unglücksgefährten vergessen einen Augenblick ihren eigenen nahen Tod. Indessen wird der Leichnam bei Seite geschafft, der Mordkarren erreicht den Richtplatz, die Köpfe der Verurtheilten fallen, und die Erinnerung an den Selbstmord jener edlen Liebenden

wird von den Blutströmen weggeschwemmt, welche täglich neu fließen! — Ein anderes Mädchen hatte noch so viel Kraft, der Hinrichtung ihres Geliebten beizuwohnen, und sie folgte seiner Leiche bis an den Ort, wo er mit den übrigen Leichnamen eingescharrt werden sollte. Hier bestach sie den Todtengräber, um wenigstens das theuere Haupt wieder zu bekommen, dessen erloschene Augen einst so liebevoll auf ihr ruhten. Für hundert Louisd'or ward ihr Wunsch gewährt. Sie wickelte das traurige Geschenk in einen kostbaren Schleier und wankte fort. Aber — die Natur war minder stark, als ihre Liebe: an der Ecke der Straße von St. Florentin sank sie nieder; das blutende Haupt rollte aus dem Schleier hervor, die Vorübergehenden sahen es mit Entsetzen. Man schleppte die Ohnmächtige sogleich vor das Revolutions-Tribunal, und fröhlich empfing sie das Urtheil, welches mit ihrem Geliebten sie auf ewig vereinigte. — Mit der Treue der Liebenden wetteiferte an Heldenmuth die kindliche Zärtlichkeit. Delleglace mußte von Lyon nach Paris abreisen,

um dort in die Conciergerie eingesperrt zu werden. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat den Begleiter um Erlaubniß, in denselben Wagen steigen zu dürfen; der Unmensch versagte sie ihr. Das schlug ihren Muth nicht nieder. Troz ihrem zarten Körperbaue lief sie zu Fuße neben dem Wagen her von Lyon bis Paris, mehr als hundert Lieues, und nur in Städten entfernte sie sich Mittags von dem Fuhrwerke, um ihrem Vater Speisen zuzubereiten, und Abends um eine Bettdecke für ihn zu betteln. So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fieng sie an alle Mitglieder des sogenannten Wohlfahrtsausschusses, die nur einigen Einfluß hatten, mit Bitten und Thränen zu bestürmen; hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder, und endlich siegte sie. Mit freudigem Stolz führte sie ihren befreiten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den unendlichen, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterweges krank; und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Mitbürger zeigen konnte,

endig-

endigte sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkauft hatte. — Nach der Schlacht bei Fleurüs, als die Französischen Truppen wieder in Belgien einrückten, floh ein Jüngling durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thür saß, rief, einzig von Mitleid getrieben: Wohin? Ihr seyd verloren, wenn Ihr weiter geht — Ich bin auch verloren, erwiederte er, wenn ich umkehre. — Wohlan, so kommt hier herein. — Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sey, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in seinem Hause aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune. Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hineingingen, um zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unvermerkt, und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Jüngling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollen, erwacht einer derselben, und

er-

ergreift den Fliehenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen Beide und ruft: „Laßt mich doch los! ich bin es ja.“ Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den Jüngling in ihre Kammer, ergreift dort ein Bund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte düstre Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Kriege war geplündert worden, hebt sich hinter dem Altar eine Fallthüre auf: „In diesem Gewölbe,“ spricht sie, „liegen die Ueberreste einer edlen Familie; hier wird man euch nicht suchen. Faßt Muth, und harret hier eines günstigen Augenblicks.“ Der Jüngling steigt ohne Bedenken hinab. Welch’ ein Zufall! Das erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwappen; er erkennt die Gräber seiner Voreltern. Das Mädchen überläßt ihn diesen schauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit einer geliebten Gattin wieder vereinigt zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wohnung eine Zeitlang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine

ne Befreierin kehrt noch nicht zurück. Hat sie ihn vergessen? oder ist sie selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesen marternden Gedanken gesellt sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt halb ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Vorfahren. Ein Geräusch läßt sich vernehmen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmen seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sey todt, und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken. Entsetzen ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reichte, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben, und die Maßregeln, die sie klug getroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Kaum ist sie fort, als Waffengetös an sein Ohr schlägt. Das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Jüngling, sich still zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geistliche selbst herumführte, weil man ihn beschuldigt hatte, Emigrirte in der Kirche versteckt zu haben, und weil

er

er von seiner Nichte unvorsichtigem Wagestück nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch sogar über die Fallthür — welch' ein Augenblick für die beiden Eingeschlossenen! — Jeder Fußtritt schlug an ihr Herz, und schien das Signal zum Tode. Endlich entfernt sich das Geräusch nach und nach — es verschwindet. — Das Mädchen schlüpft hervor, schleicht in der Kirche umher, findet sie still und öde, beruhigt den jungen Mann, und eilt davon. Noch lange schützte und nährte ihre Menschenliebe den Fremdling in jenen Gräbern, bis endlich die Gefahr verschwand, er die düstre Wohnung seiner Voraltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl sagte, und glücklich in die Arme seiner harrenden Gattin zurückkehrte. — Mademoiselle de Sombreuil versuchte in den schrecklichen September-Massacren Alles, was die kindliche Liebe ihr eingab, um ihren Vater zu retten. Einer der Mörder versprach ihr dessen Befreiung, wenn sie ein Glas voll Menschenblut austrinken wolle. Sie that es, und leidet seit jenem

fürch-

fürchterlichen Augenblick an Krämpfen, die regelmäßig wiederkehren. — Ich wende mich hinweg von diesen schauerlichen Gemählden, um dasjenige Billet mitzutheilen, was allen jenen Gräueln plötzlich ein Ende machte. Die reitzende Madame Tallien harrte bekanntlich im Kerker ihres nahen Todes. Sie schrieb an ihren Gatten: „Der Polizeibeamte geht so eben von mir; er hat mir angekündigt, daß ich morgen vor dem Tribunal, das heißt, auf dem Schaffot erscheinen muß. Wie wenig stimmt das mit meinen Träumen von voriger Nacht überein. Robespierre war nicht mehr, alle Gefängnisse standen offen. Ein einziger muthvoller Mann würde vielleicht hinreichen, diesen Traum wahr zu machen; aber Dank sey es Ihrer ausgezeichneten Feigheit, es wird niemand übrig bleiben, der einer solchen Wohlthat genießen könnte. Leben Sie wohl.“ — Diese wenigen Worte einer geliebten Frau belebten den Muth Tallien's und seiner Freunde. Seine Antwort war sehr kurz: „Habe,“ schrieb er, „so viel Vorsicht, als ich Muth haben werde, und

vor allen Dingen sey ruhig." — Der folgende Tag war der 9te Thermidor. —

Die Rosen und der Pfau.

Ob wir gleich jetzt über hundert Gattungen von Rosen zählen, folglich vielleicht neun und neunzig mehr als unsere Voreltern, so waren die Rosen doch bei ihnen eben so beliebt, als bei uns. Keine Freude ohne Rosen; ja ein gewisser Graubart Aelianus, den die schönen Leserinnen nicht näher zu kennen brauchen, behauptet, daß sogar die alten Gallier, um den Muth anzudeuten, mit welchem sie in die Schlacht gingen, statt der Helme Rosenkränze auf das Haupt setzten.

Rosen schmückten jedes Fest, jede Hochzeit. Chapel hieß die Rosenkrone, welche die Damen trugen. Wenn der Konnetabel den König bei der Tafel bediente, so hielt er in der Hand eine

ne weiße Ruthe, und sein Haupt zierte ein Kranz von Rosen. Nonnen, die eingekleidet, Mädchen, die verheirathet wurden, wanden Rosen um die Schläfe. Ein Vater, der seiner Tochter nichts mitgeben konnte oder wollte, mußte ihr wenigstens den sogenannten Chapel schaffen. Die Braut ging ganz weiß gekleidet, zum Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; die Rosenkrone im Haar war das Sinnbild der Liebe. Sie fehlte nicht einmal bei geistlichen Prozessionen, und ihr allgemeiner Gebrauch hatte sogar einer Handwerksinnung zu Paris das Daseyn gegeben, deren Mitglieder man Chapeliers (Hutmacher) nannte, und die allein Rosenkronen machen und verkaufen durften. Diejenigen Weiber, die mit künstlichen Blumen handelten, hießen gleichsfalls chapelières en fleurs.

Gegen das Ende des XIVten Jahrhunderts kam im Parlement eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nemlich ein weltlicher Pair einen Prozeß hatte, und vorgerufen wurde, mußte er den Parlements=

lementsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich IV. hatte diesen Gebrauch, aber zuletzt, beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlement nach Tours flüchten mußte, wurde die Rosenceremonie vernachläßigt, und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlement seinen eignen Rosenlieferanten, der den Titel rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit seiner Waare hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay-aux-roses genannt.

In vielen Städten durfte nicht Jedermann Rosen in seinem Garten ziehen; denn das war ein Privilegium. Die, denen es zu Theil geworden, mußten dem Stadtrath jährlich am heil. Drei Königsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt wurden, Rosenbüschel findet: denn

die

die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen; auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehnten Jahrhunderte), und räth, man solle gebratenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

In den ältesten Zeiten pflegte man die Tafel und den Speisesaal mit Blumen zu schmücken. Ein alter Schriftsteller erzählt: „Statt Kalk und Steine sah man nur Ephen an den Mauern. Der Fußboden war dick mit Blumen bestreut; man glaubte auf einer blühenden Wiese zu wandeln. Die Tafel zeigte mehr Rosen als ein ganzer Garten. Kein Tischtuch bedeckte sie, nichts als Rosen. Die Speisen standen auf und zwischen Rosen. Ihr Duft und ihre glühenden Farben ersetzten reichlich den Anblick eines schneeweißen Tischtuchs."

Da wir einmal in das Mittelalter hinein gerathen sind, und eben an einer schön geschmückten Tafel sitzen, so wollen wir noch einen Blick auf das werfen, was darauf gesetzt zu werden pflegte.

Eine der leckersten Speisen jener Zeit, die, wenn Könige und Fürsten bankettierten, nie auf ihren Tafeln fehlte, war der Pfau. Die alten Romanciers nannten ihn den edlen Vogel, dessen Fleisch nur Liebenden und Tapfern zur Nahrung dienen müsse. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einen Lügner schildern will, sagt: er habe so viel Neigung zum Lügen gehabt, als ein Hungriger zu einem gebratenen Pfau. Man pflegte ihn ganz mit allen seinen Gliedern und Federn auf die Tafel zu setzen. Das bewerkstelligte man, indem man ihm sehr geschickt die Haut abzog, den Kopf in Leinewand wickelte, und dann den Körper an den Spieß steckte. Um, während des Bratens, seine Federkrone unversehrt zu erhalten, begoß man die Leinewand unaufhörlich mit frischem Wasser. War der Pfau

nun

nun gar, so nahm man ihn vom Spieße, zog die Haut wieder über den Körper, stutzte die Krone auf, breitete den Schweif aus einander, und servirte ihn.

Zuweilen trieb man die Verschwendung so weit, ihn, statt seiner natürlichen Haut, mit Goldblättchen zu bedecken. Andere steckten ihm zur Belustigung Leinewand in Kampfer getaucht in den Schnabel, zündeten bei der Tafel die Leinewand an, und ließen so den Pfau Flammen speien. — Kein Knappe durfte sich die Ehre anmaßen, diesen edlen Braten auf die Tafel zu setzen: das gebührte nur den Damen, und unter diesen wiederum der Schönsten oder Vornehmsten. Im Gefolge mehrerer Frauenzimmer, und von Musik begleitet, trat die Königin des Festes mit der goldenen oder silbernen Schüssel in den Saal, auf welcher der Vogel prangte. Bei Trompetenschall setzte sie dieselbe vor den Wirth, wenn er vornehm genug war, oder vor den tapfersten und galantesten Ritter. Folgte der Schmaus nach einem Turnier, und war derjeni-

ge Ritter zugegen, der den Preis erkämpft hatte, so kam ihm diese Ehre zu. Dann mußte er aber auch seine Geschicklichkeit im Transchiren beweisen, und es so einzurichten wissen, daß ein jeder Gast, wären ihrer auch noch so viele gewesen, ein Stückchen davon bekam. Der Verfasser des Romans, Lancelot, erzählt, daß bei einem Feste, welches König Artus der Tafelrunde gab, der König selbst einen Pfau so geschickt zerlegt habe, daß von 150 Gästen keiner leer ausging.

Zuweilen wurde der transchirende Ritter durch die ihm erwiesene Ehre plötzlich zu hohem Muth entflammt; er stand auf, streckte die Hand über den gebratenen Vogel aus, und that irgend ein verwegenes oder liebeathmendes Gelübde. Er schwur z. B., daß er in der nächsten Schlacht sich zuerst auf den Feind stürzen, oder bei einer Belagerung, zu Ehren der Geliebten, sein Fähnlein zuerst auf die Mauer pflanzen wolle. Die Formel eines solchen Gelübdes war: Ich gelobe bei Gott, der heiligen Jungfrau, meiner Dame und dem Pfau, 2c.

Nachher wurde die Schüssel von einem zum andern getragen, und der in jeder Brust aufgeregte Ehrgeitz that oft die ausschweifendsten Gelübde. — So ward es mit dem Pfau gehalten; oft genoß auch der Fasan gleicher Ehre.

Eine andere Leckerei späterer Vorzeit waren die jungen grünen Erbsen, auf deren Kultur man sich damals noch wenig gelegt hatte, und die daher in einem ungeheuren Preise standen. Der Verfasser von Colberts Leben (1695 gedruckt) sagt: es sey zum Erstaunen, daß Leckermäuler oft ein Maaß Erbsen mit funfzig Thaler bezahlten. — In einem Briefe von 1696 sagte Frau von Maintenon: „das Kapitel von den grünen Erbsen ist noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu essen, das Vergnügen, sie gegessen zu haben, und die Sehnsucht, noch mehr zu essen, sind die drei Hauptpunkte, welche von unsern Prinzen seit vier Tagen abgehandelt werden. Es giebt Damen, welche, wenn sie beim König zu Nacht gegessen, und tüchtig gegessen haben, zu Hause noch vor dem Schlafengehen eine Schüssel

voll grüner Erbsen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es ist eine Mode, eine Wuth; und es ist nicht die einzige."

Da dieser Brief vom 10ten Mai datirt ist, so folgt daraus, daß man damals, selbst am Hofe, nicht früher grüne Erbsen haben konnte, obgleich die Mode einen so hohen Preis auf sie setzte. Erst gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab der wackere Arnaud d'Andilly, in der Abtei de Port royal, der ächten Gartenkunst das Leben.

Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter.

Manche meiner schönen Leserinnen wird bei dieser Ueberschrift unwillig stutzen; denn seit Voltaire'ns Dirne vergessen worden ist, und Schiller die Jungfrau — wie er selbst sagt — mit einem Sternenkranz umgab, seitdem mögen wir uns gar zu gern ein reines, keusches, unir-

disches Wesen in ihr denken, und, wenn es seyn muß, lassen wir sie lieber verbrennen, als verheirathen. Sie ist aber in der That nicht verbrannt, sondern wirklich verheirathet worden, hat auch Kinder geboren, u. s. w. Wenigstens hat man ziemlich starke Beweise dafür. Ein gewisser Pater Vignier nehmlich, Prêtre de l'Oratoire, der 1661 zu Paris starb, ein alter, gründlich gelehrter und vorurtheilsfreier Mann, hat zufällig diese Entdeckung gemacht, und ein Brief seines Bruders an Herrn von Grammont, geschrieben zu Richelieu, am 2ten November 1683, giebt darüber folgende Aufschlüsse.

Der Pater Vignier, der sich sehr emsig mit einer Geschichte der Herren vom Elsaß beschäftigte, und, auf einer Reise durch Lothringen, überall dazu gehörige Nachrichten und Alterthümer aufsuchte, fand in Metz eine alte Handschrift, eine Art von Chronik der Stadt, die er abschreiben, und durch die Unterschrift eines Notars beglaubigen ließ. Diese Handschrift nun enthält unter andern folgenden Artikel:

„Im

„Im Jahre 1436, da Herr Plin Marcou Bürgermeister zu Metz war, am 20sten Tage des Monats May, kam das Mädchen Johanna, welche in Frankreich gewesen, nach la Grange ez Ormes, um mit einigen Herren aus Metz zu reden, und ließ sich Claude nennen. Eben dahin kamen, um sie zu sehen, ihre beiden Brüder, Peter der Ritter und Petit Jean, der Ecuyer, welcher glaubte, sie wäre verbrannt worden. Und sobald sie das Mädchen erblickten, erkannten sie dieselbe für ihre Schwester, und wurden von ihr wiederum als Brüder erkannt. Des Montags, am 21sten, führten sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon, und Ritter Nicole schenkte ihr ein Roß, 20 Livres an Werth, auch ein Paar Halbstiefeln, Albert Roulle eine Kappe, und Nicolaus Grognet ein Schwert. Das Mädchen schwang sich sehr behend auf das Roß, und erzählte dem Ritter Nicole Dinge, aus welchen er gar wohl erkannte, daß sie dieselbe sey, welche den König Karl zur Salbung nach Rheims geführt. — Am Pfingstfest kam sie wiederum in die Stadt Marnelle — (hier fol-

folgen im Original die für mich unübersetzbaren Worte En chief Jehan Renat), blieb drei Wochen daselbst, und wurde von Allen, die sie zu sehen kamen, für die wahrhafte Jungfrau von Orleans erkannt." (Hier folgt wiederum eine Stelle, die ich mir nicht getraue richtig zu übersetzen: A donc l'y donner Sieur Geoffroy dex un ChIx et puis s'en alloit à Erlon, et y fut grande presse, jusqu'à ten que le fils du Comte Wnenbourg la menet à Cologne de côte son père le Comte de Wnenbourg et l'aimoit le dit Comte trèsfort. Man sieht wenigstens daraus, daß ein Graf Wnenburg sie nach Cölln geführt und sehr geliebt hat. Darauf bezieht sich nun das Folgende:) „Als sie wieder von da abreisen wollte, rüstete er sie aus mit einem schönen Panzer, und bald darauf wurde zu Erlon ihre Vermählung mit dem Ritter des Armoises vollzogen. Dieser begab sich mit seiner Gemahlin, dem Mädchen, nach Metz, woselbst sie in dem Hause wohnten, welches er neben der Kirche der heil. Seylenne besaß, und so lange daselbst verblieben, als es ihnen gefiel."

So

So weit die alte Handschrift, welcher Pater Vignier, als ein sehr vorsichtig prüfender Mann, vielleicht wenig Glauben beigemessen haben würde, wenn nicht bald nachher ein andrer wichtiger Umstand hinzugetreten wäre. Er speiste nemlich einst bei einem Herrn des Armoises, und lenkte das Gespräch auf dessen Genealogie. Der Wirth gestand offenherzig, daß ihm sehr wenig davon bekannt sey, und er sich nie darum bekümmert habe. Er besitze aber ein Familien-Archiv, wo er mehr erfahren könne, wenn er Lust habe, dort im Staube herumzuwühlen. Das war es eben, was der Pater wünschte. Gleich nach dem Essen ließ er sich die Schlüssel zu dem Archive geben, brachte den ganzen Nachmittag darin zu, und fand endlich glücklich einen förmlichen Ehekontrakt zwischen Robert des Armoises und Jeanne d'Arcq, das Mädchen von Orleans genannt. Sein Wirth hatte keine geringe Freude über die unvermuthete Ehre, welche ihm wiederfuhr, und von der nicht einmal eine Tradition ihn etwas hatte ahnen lassen.

Daß Vignier auch von diesem merkwürdigen Kontrakte eine Abschrift nahm, läßt sich leicht glauben; wo aber seine Sammlungen hingerathen, wuste selbst sein Bruder nicht. Nur aus seiner Biographie, die ein gewisser Pater Dachery geschrieben, lassen sich dunkle Vermuthungen deshalb schöpfen.

Was läßt sich nun gegen diese Zeugnisse einwenden? — Daß man zu Rouen noch lange nachher den Kessel gezeigt, in welchem Johanna verbrannt worden, beweist nun wohl eben nicht viel. Doch freilich läßt sich auch nicht behaupten, daß Diana ein Reh untergeschoben, wie bei dem Opfer der Iphigenia. — Aber Pasquier sagt ausdrücklich: „Sie stand nach ihrem Tode noch immer in so großem Ansehn, daß im Jahr 1440 das gemeine Volk sich einbildete, sie lebe noch. Ein verkleidetes Mädchen, welches man unter der Gendarmerie gefunden, gab Gelegenheit dazu. Das Parlement sah sich genöthigt, dieses Mädchen holen zu lassen und öffentlich auszustellen, um den Betrug zu offenbaren.“ Aber das

war ja vier Jahre später, als die Chronik von Metz angiebt? und wenn man die Betrügerin in Paris so leicht erkannte, warum nicht noch leichter in Metz, so nahe ihrem Vaterlande? warum begrüßten ihre Brüder sie als Schwester?

Doch könnte man wieder einwenden: Papst Calixtus der Dritte habe ja 1455 ihren Proceß untersuchen und 112 Zeugen deshalb abhören lassen. — Wahr! doch den Abgeordneten war ja bloß aufgetragen zu untersuchen, ob sie eine Ketzerin und Zauberin gewesen? nicht aber ob sie wirklich hingerichtet worden? — Wäre dies geschehen, und hätte man nicht vielmehr Mittel gesucht, sie zu retten, würde man wohl fünf ganze Wochen zwischen der Verurtheilung und der Vollstreckung haben verstreichen lassen? Denn das Todesurtheil ward am 30sten Mai gesprochen, und erst am 6. Julius vollzogen: ein damals ganz ungewöhnlicher Aufschub, der sich nur dadurch erklären läßt, daß man Zeit brauchte, eine andre Verbrecherin an ihre Stelle herbei zu schaffen, sie selbst aber der Wuth der Engländer zu entrücken.

Da=

Daher auch die große Mütze, die man der Delinquentin tief ins Gesicht gedrückt hatte; daher ferner eine Art von Bänkelsänger-Gemählde, welches man vor ihr her trug, um des Pöbels Blicke von ihr abzuziehen, und dessen Aufmerksamkeit zu theilen. — Warum hätte auch sonst der König den Tod seiner Wohlthäterin nicht an den ersten Gefangenen gerächt, die ihm in die Hände fielen? — Nein, es ist wahrscheinlicher, daß sie bis zum Tode des furchtbaren Herzogs von Bedford, 1435, in Gefangenschaft gehalten, dann aber in der Stille entlassen worden sey.

Endlich spricht auch noch für diese Meinung ein Gnadenbrief, der einem der Brüder des Mädchens, 1443, von dem Herzog von Orleans ertheilt worden. Er steht beim Pasquier, und enthält folgende Ausdrücke: „Auf Ansuchen Herrn Peters, welcher anzeigt, daß er aus Treue für seinen König und den Herzog von Orleans sein Vaterland verlassen, und sich in Gesellschaft seiner Schwester Johanna, des Mädchens, in ihre Dienste begeben, mit welcher seiner Schwester

er bis zu ihrer Abwesenheit, und von dieser Zeit bis itzo, sein Leben und sein Vermögen in des Königs Dienst zugesetzt u. s. w." Im Jahr 1443 lebte also das Mädchen noch; sie war zwar einmal abwesend, aber nicht todt. Wäre sie todt gewesen, der Bruder würde nicht unterlassen haben, es mit anzuführen, um sich bei dem Prinzen ein desto größeres Verdienst daraus zu machen. Doch es ist hier nicht der Ort, die Sache tiefer zu ergründen, und nur das allgemeine Interesse für die Jungfrau von Orleans, welches durch Schillers Meisterwerk wieder erweckt worden, konnte uns veranlassen, einer flüchtigen Untersuchung hier einen Platz zu gönnen. — Uebrigens wird den meisten Lesern schon bekannt seyn, daß der Jeanne d'Arc in Orleans ein neues Monument errichtet wird, und zwar ihre sehr ähnliche Bildsäule in Bronze, auf einer Basis von weißem Marmor mit passenden Inschriften. Vier Basreliefs werden darstellen, 1) wie sie zu Chinon den Degen vom König empfängt, 2) die Schlacht, welche Orleans befreite, 3) die Sal-

bung Karls zu Rheims, 4) die Verbrennung der Jungfrau auf dem Scheiterhaufen. Dieses letztere Bild beweist, daß die Franzosen noch immer nicht zweifeln, sie sey wirklich so umgekommen, wie man gewöhnlich erzählt.

Peter der Grausame.

Mit diesem schimpflichen Beiwort ist der Nahme eines Spanischen Königs auf uns gekommen, der vielleicht eben so oft gerecht als grausam war. Folgende Anecdote ist eines Marc-Aurels würdig.

Ein Kanonikus der Kathedralkirche zu Sevilla war in seinem Putz sehr eitel und besonders in seiner Fußbekleidung äußerst eigensinnig, so daß er selten einen Schuster finden konnte, der ihm die Schuhe zu Dank machte. Nachdem er beinahe alle Schuster in Sevilla durchprobirt hatte, gerieth er endlich an einen, der, wenigstens nach des Kanonikus Meinung, noch schlechter arbeitete

te als alle die übrigen, und es bemeisterte sich seiner darüber eine solche Wuth, daß er dem armen Manne sein Handwerkszeug aus der Hand riß, und ihn so lange damit auf den Kopf schlug und hämmerte, bis der Unglückliche todt zu seinen Füssen lag. Eine Wittwe und fünf Waisen blieben zurück, deren älteste ein Sohn von 14 Jahren war. Sie klagten bei dem Kapitel. Die Sache wurde streng untersucht, und der Kanonikus verurtheilt, — ein ganzes Jahr lang nicht auf dem Chor zu erscheinen. — Die unterdrückte Familie schwieg. Der Jüngling wuchs heran, und ernährte kümmerlich Mutter und Geschwister. Einst, am Frohnleichnamsfeste, saß er auf den Stufen, welche zu der Kathedralkirche führen, und sah andächtig die Procession vorüberziehen. Plötzlich erblickt er den Mörder seines Vaters unter den übrigen Geistlichen; der Anblick empört ihn, Schmerz und Wuth reißen ihn hin, er springt auf den Unhold zu, und stößt ihm sein Messer in die Brust. Man ergreift den Jüngling, der die blutige That nicht zu verbergen oder zu leugnen trach-

trachtete. Der Prozeß währte nicht lange; er wurde verdammt, lebendig geviertheilt zu werden — Peter der Grausame befand sich gerade zu Sevilla; er erfuhr das Vorgegangene, ließ sich darüber berichten, kassirte das Urtheil, und entschied: der junge Mensch soll während eines ganzen Jahres — keine Schuh machen.

Ein seltsamer Prozeß.

Am 1sten März 1803 wurde vor der königlichen Bank zu London ein seltsamer Streit entschieden. Die Partheien waren Herr Leeds, ein wohlhabender Gentleman, und Elisabeth Cooke, Tochter eines reichen Güterbesitzers in der Grafschaft Essex, Nahmens Cardinal. Aus der Untersuchung ging hervor, daß am 9ten Mai vorigen Jahres Miß Elisabeth Cardinal, als sie eben im Begriff stand, sich mit Herrn Leeds zu verheirathen, unvermutheter Weise mit einem Andern, der ihr besser gefiel, nehmlich mit Herrn Cooke, die

Flucht

Flucht ergriff, und sich an einem kleinen Orte auf der Schottischen Grenze mit ihm trauen ließ. Leeds begehrte daher von Madame Cooke und ihrem Manne entschädigende Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung.

Der Advokat des Klägers, der berühmte Erskine, trug die Sache sehr pathetisch und romantisch vor. Herr Leeds, sagte er, hatte das Glück seines Lebens auf diese Verbindung gebauet, und hat nur Kummer und Sorgen geerntet. Er liebte Miß Cardinal und wurde geliebt; Beider Väter hatten diese Liebe durch ihren Seegen geheiligt; der Contrakt war unterschrieben, der Trauring gekauft, nichts mangelte als die Ceremonie. Aber Herr Cardinal, ein geitziger Vater, hatte diese noch verschoben, um noch einmal die Interessen des Capitals zu genießen, welches er seiner Tochter wider Willen herausgeben mußte. In dieser Zwischenzeit kommt Herr Cooke, ein braver, einnehmender und imponirender Seemann; trotz der bekannten Verbindung der Miß, trägt er ihr sein Herz an, gefällt, entführt und heirathet

thet sie. Kurze Zeit nach der Zurückkunft der Neuvermählten, schreibt Madame Cooke einen Brief an ihren ehemaligen Bräutigam, in welchem sie ihre Betrübniß darüber ausdrückt, sich noch nicht in seinen Augen gerechtfertigt zu haben, und also fortfährt: „Ich weiß, daß Sie eine solche Behandlung nicht verdienten, daß mein Benehmen gegen Sie nicht zu entschuldigen ist; aber ein geheimes Ich weiß nicht was sagte mir, daß ich Sie nicht lieben könne. Ich hoffe, Sie werden meinen Leichtsinn verzeihen, und mit meiner Schwachheit Mitleid haben." —

Es wäre allerdings sehr bequem, fügte Erskine hinzu, wenn ich weiß nicht was eine hinreichende Entschuldigung wäre, so oft man Lust hat seine Liebhaber zu wechseln, und wenn ich weiß nicht was ein Mädchen berechtigte, denjenigen unglücklich zu machen, dem sie zwei Jahre lang ein günstiges Gehör gegeben. Doch versicherte er, daß sein Client weder vor Kummer sterben werde, noch Willens sey sich aufzuhängen.

Aber

Aber Entschädigung verlange er mit Recht für seine vielen Ausgaben und Unkosten.

Hierauf nahm Herr Garrow, der Sachwalter des Herrn und der Madame Cooke, das Wort, und debütirte mit einem etwas freien Scherze. Sein Client, meinte er, sey noch viel weiter davon entfernt sich aufzuhängen, als Herr Leeds, der eben so wenig ein Recht zu einer Entschädigung habe, als Herr Cooke im Stande sey eine zu geben. Denn dieser sogenannte junge Held und Seemann, der, mit Ruhm bedeckt, das Herz der Miß zu rauben kam, sey kein anderer als ein junger, von seinen Vormund ruinirter Mensch, Comptoirbedienter bei einem Kaufmann, der nach Indien handle. Madame Cooke, von welcher Leeds einen so schönen empfindsamen Brief producirt habe, könne keinen einzigen Perioden ordentlich bilden, und kein Wort orthographisch schreiben. Sie habe also offenbar den Brief nicht aus eigner Bewegung, sondern Jemanden zu Gefallen geschrieben, der die Familien habe vereinigen wollen. Was den untröstlichen Hrn. Leeds be-

trifft, so wurde erwiesen, daß er an eben dem Tage, als der Kontrakt unterzeichnet wurde, Braut und Schwiegervater verließ, um zwei Stunden bei einem Freudenmädchen zuzubringen, ja, daß er sogar die Unverschämtheit hatte, das seinem Schwiegervater zu erzählen, von dem es auch die Braut wieder erfuhr. Bald darauf gingen Alle aufs Land, und hier wollte der treue Bräutigam eine Magd des Herrn Cardinal durch ein Geschenk von Thee verführen. — Seiner Braut gab er zu verstehen: sie dürfe keinen andern Willen haben als den seinigen; und als sie eines Tages spazieren gehen wollte, bestand er darauf, sie solle spazieren reiten, oder er werde ihr die Knochen entzweischlagen. — Oefter schon hatten sie sich über die Frage gezankt: wie dick der Stock seyn dürfe, mit welchem, nach Englischen Gesetzen, dem Manne erlaubt ist, die Frau zu bessern. Nach einem solchen Zanke prügelte er sie einst mit einer Pferdepeitsche, und sagte dabei: daraus solle sie lernen, was sie von ihm zu erwarten habe. Als seine Frau wolle er sie wie

kleine Kinder züchtigen. — Ein ander Mal versicherte er: er wolle sie lebendig schinden, und auch bei Gelegenheit todt schlagen.

Man muß gestehen, daß alle diese Artigkeiten nicht dazu gemacht sind, ein junges Herz unwiderruflich zu fesseln. Miß Cardinal ergriff, wie gesagt, ihre Parthie als ein kluges Mädchen; und sogleich erklärte Leeds, daß er sich sehr glücklich schätze, die schlechte Waare los geworden zu seyn. Als sein Schwiegervater in ihn drang, den Flüchtlingen nachzusetzen, antwortete er: Ihnen zu gefallen will ich es wohl thun; aber für mich thäte ich keinen Schritt darum. — Drei Tage nach diesem Vorfalle schickte er einen Bedienten seines Schwiegervaters mit einem Briefe an eine Miß Turpin, die ihn nicht lesen konnte, und daher den Bedienten bat, ihr denselben zu entziffern. Er enthielt das Anerbieten einer Rente von 2000 Pfund Sterling, wenn sie ihn erhören wolle. Sie fand die Zahlen leserlicher, als die Buchstaben, und schon 8 Tage nachher logirte sich Leeds ohne Umstände bei ihr ein. — Miß Turpin selbst, die

außerordentlich schön ist, wurde vorgefordert, und Lord Ellenborough verhörte sie über diesen Umstand, den sie keineswegs leugnete, auch gar nicht verlegen dabei schien. — Der Lord Oberrichter zog endlich aus Allem das Resultat: „die abscheuliche Ungeschliffenheit der ganzen Familie mache glaublich, was in jedem andern Fall in dem Benehmen des Klägers unglaublich gewesen seyn würde. Das Betragen der Miß Cardinal wäre also klug, aber nicht gesetzlich zu nennen, und könne vom Gesetz durchaus nicht autorisirt werden. Sie habe daher den Prozeß verloren, und die Jury solle die Summe des Schadenersatzes bestimmen.“ — Die Geschwornen entfernten sich, deliberirten, kamen zurück und erklärten: daß Beklagte schuldig und gehalten sey, dem Kläger zum Ersatz — Einen Schilling auszuzahlen.

Zwei große Verlegenheiten einer Königin.

Margarethe von Valois sollte wider ihren Willen vor der Pforte der Kathedralkirche mit dem Könige von Navarra getrauet werden. Als der Kardinal von Bourbon, der die Trauung verrichtete, sie fragte: ob sie den König für ihren Gemahl erkenne? antwortete sie — gar nichts. Er wiederholte seine Frage, aber eben so vergebens. Hierauf blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sie ein wenig unsanft beim Kopfe zu ergreifen, und sie mit Gewalt nikken zu lassen. Ein anderer Schriftsteller, Avila, behauptet, der König selbst habe ihr diese Kopfbewegung abgenöthigt. Man kann denken, welch ein Gemurmel unter den Zuschauern entstand. Auch unterließ man nicht, bey der nachmaligen Klage auf Ehescheidung, dies seltsame Schweigen geltend zu machen.

Ihre zweite große Verlegenheit in der abscheulichen Bartholomäusnacht, erzählt sie selbst sehr

naiv.

naiv. „Ich schlief fest, als plötzlich ein Mensch mit Händen und Füßen an meine Thür klopfte, und schrie: Navarra! Navarra! Meine Amme glaubte, es sey der König, mein Gemahl, und öffnete schnell. Da stürzte ein Edelmann herein, Herr von Tejan; er hatte einen Stich im Elbogen und einen Hieb im Arm, und wurde von vier Häschern verfolgt, die fast zugleich mit ihm in mein Schlafzimmer drangen. Um sich zu retten, warf er sich ohne Bedenken auf mein Bett. Ich, erschrocken, warf mich hinter das Bett — er mir nach, und faßte mich um den Leib. Ich kannte den Menschen gar nicht; ich wußte nicht, ob er gekommen sey, mich zu mißhandeln, und ob die Häscher es auf ihn oder auf mich gemünzt hätten. Wir schrieen Beide aus vollem Halse. Endlich, Gott sey Dank, trat der Gardekapitain de Nançay herein, der, als er mich in dieser Lage erblickte, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er schalt aber auf die Unbescheidenheit der Häscher, jagte sie hinaus, und schenkte mir das Leben des armen Teufels, der mich noch immer fest umklammert

mert hielt. Ich ließ ihn nachher in meinem Cabinet verbinden und pflegen, bis er gänzlich geheilt war."

Falsche Scham ist großen Seelen fremd.

Zu der Zeit, als ganz Frankreich die Kniee vor der Frau von Maintenon beugte, erschien eines Tages ein Mann in ihrem Vorzimmer, der hastig durch die Menge drang, und mit ehrerbietiger Kühnheit vor sie trat. „Es sind nun schon vierzig Jahre, Madame," sagte er, „seit ich Sie nicht gesehen; doch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben. Erinnern Sie sich wohl noch, daß, nach Ihrer Zurückkunft von den Inseln, Sie jeden Donnerstag an der Pforte der Jesuiten von Rochelle erschienen, wo die jüngeren Patres den Armen Suppe austheilten? es war gewöhnlich mein Amt, und von Ihrer edlen Gestalt betroffen, zeichnete ich

Sie vor den übrigen Bettlern aus. Ich bemerkte die Verlegenheit, mit welcher Sie Almosen empfingen, und ahnte, daß Sie nicht dazu geboren wären."

„Wie!" rief Frau v. Maintenon, „sind Sie es, der, um mir jede Scham zu ersparen, mir die Suppe nach Hause bringen ließ, und dabei bedauerte, daß er nicht mehr für mich thun könne? — Ihr zartes Mitleid gab damals Ihrer Wohlthat einen doppelten Werth. Reden Sie: worin kann ich Ihnen nützlich seyn?" — Bei diesen Worten faßte sie die Hand des Greises, und führte ihn in ihr Cabinet, um jetzt auch ihm die Scham zu ersparen, in Gegenwart der gaffenden Menge seine Noth vorzutragen. Er war Dorfschulmeister, und sein ganzer Ehrgeiz schränkte sich auf den Wunsch ein, eine Pfarre zu erhalten.

„Ich weiß nicht," sagte die Frau von Maintenon, nachdem sie ihn gütig angehört hatte, „ob Sie die zu einem Pfarrdienst nothwendigen Eigenschaften besitzen; ich weiß aber, daß Sie wohlthätig sind. Nehmen Sie also vor der Hand von

mir diesen Beutel mit hundert Louisd'or, den ich jährlich wieder füllen werde. Gern thäte ich mehr; aber ich habe viel arme Verwandte, und Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner hülflosen Jugend angenommen hat. — Sehen Sie," sagte sie zum König, der eben herein trat, „dieser Greis war mein Wohlthäter. Sie werden sich nun nicht mehr wundern, Sire, wenn ich zuweilen für arme Waisen ein wenig unverschämt bitte."

Hofdienst.

Man würde selten die Lieblinge der Fürsten beneiden, wenn man immer wüßte, wie theuer sie ihr Glück zuweilen erkaufen. Die Prinzessin Ursini, diese berühmte Frau, die eine so glänzende Rolle in Spanien spielte, beschreibt sehr unterhaltend in einem Briefe an die Marschallin von Noailles alle die Lasten, die mit ihrer Stelle verbunden waren. Man erinnere sich, daß eine Frau von hoher Geburt und noch höherem Geiste diesen

Brief

Brief geschrieben hat, und erstaune dann über die Demüthigungen, welchen eine ungezähmte Herrschsucht sich unterwirft, wenn sie dieselben als Mittel betrachtet, ihr Ziel zu erringen.

„Guter Gott! was haben Sie aus mir gemacht! — Ich habe nicht die mindeste Ruhe, und finde kaum einen Augenblick, mit meinem Secretair zu reden. Ich darf gar nicht daran denken, die Sieste zu halten oder zu essen, wenn mich hungert. Ich muß froh seyn, wenn ich nur im Fluge ein Paar Bissen hinunterschlucken darf; und auch dies ist selten genug: denn oft werd' ich gerufen, wenn ich mich eben zu Tische setzen will. Warlich, Frau von Maintenon würde lachen, wenn sie alle die kleinen Details meines Dienstes kennte. Ich bin es, welche die Ehre hat, des Königs Schlafrock zu nehmen, wenn er ins Bett steigt, und ihm denselben sammt den Pantoffeln wieder zu geben, wenn er aufsteht. Das möchte noch hingehen. Aber, daß an jedem Abend, wenn der König zu der Königin geht, der Graf von Benavente mir Seiner Majestät Degen, ein Nachtgeschirr

schirr und eine Nachtlampe auflabet, welche letztere ich gewöhnlich auf meine Kleider gieße: das ist denn doch zu arg. Wenn ich des Morgens nicht des Königs Vorhänge aufzöge, so glaube ich, er würde nie aufstehen; auch darf bei Leibe Niemand außer mir das Schlafzimmer betreten, so lange der König mit der Königin im Bette liegt. Neulich war die Nachtlampe ausgegangen, weil ich die Hälfte des Oels verschüttet hatte; ich konnte das Fenster nicht finden, und hätte mir fast die Nase an der Mauer gequetscht. Der König stand auch auf; wir tappten eine halbe Viertelstunde umher, und gaben uns zuweilen im Finstern Rippenstöße. Seine Majestät mögen mich so wohl leiden, daß sie mich zuweilen schon zwei Stunden vor Tage an Ihr Bett kommen lassen, um zu plaudern. Die Königin nimmt zwar Theil an diesem Zeitvertreib; aber dennoch ist es mir noch nicht gelungen, ihr so viel Vertrauen einzuflößen, als sie ihren Piemontesischen Kammerfrauen schenkt. Das wundert mich; denn ich bediene sie besser als jene, und ich bin gewiß, daß ich ihr am besten und schnell-

sten die Füße wasche und die Strümpfe anziehe," u. s. w.

Man muß gestehen, daß der Preis, um welchen die Prinzessin Ursini die Königliche Gunst erkaufte, für Manchen zu hoch seyn möchte.

Empörender Uebermuth.

(Eine wahre Geschichte.)

Man hat seit zwölf Jahren oft zu sagen beliebt, die Philosophen und Schriftsteller wären Schuld an der Französischen Revolution; das kommt mir beinahe so vor, als ob man den leuchtenden Johanniswürmchen Schuld geben wollte, sie hätten den Vesuv in Brand gesteckt. Es ist hier nicht der Ort, weiter darüber zu klügeln; aber Eine von den vielen Ursachen jener fürchterlichen Revolutionen war gewiß der empörende Uebermuth der Französischen Großen. Welchem ehrliebenden Manne, und vollends, welchem

Of=

Officier wird nicht das Herz kochen, wenn er liest, wie einst der Herr de la Ribordiere, Artillerie-Officier, von dem Grafen von Nogent, Maréchal de France etc. etc. behandelt, und noch obendrein verklagt wurde.

Der Vortheil, sagte damals Herr de la Ribordiere, scheint freilich ganz auf meines Gegners Seite. Er, ein Mann von hoher Geburt, umgeben vom Glanz der höchsten militairischen Würden; ich, ein Jüngling, der noch kein anderes Verdienst hat, als die Begierde, sich im Dienst seines Königs auszuzeichnen: da geräth man freilich in Versuchung, ihm aufs bloße Wort zu glauben, und mir eine jugendliche Unbesonnenheit zuzutrauen. Doch verdamme man mich nicht ungehört. — Der Herr Graf von Nogent erzeigte mir die Ehre, mich am 9ten November zum Mittagsessen einzuladen. Außer mir bestand sein kleiner Hofstaat noch aus dem Herrn Amtmann, dem Procureur-Fiskal und dessen Frau, einer gewissen Demoiselle Beausergent, und einem Kapuciner, dem Almosenpfleger des Schlosses. — Im

Lau-

Laufe des Gesprächs beliebt es dem Herrn Grafen, sämmtliche Edelleute der Nachbarschaft durchzuhecheln, vorzüglich aber den Herrn de la Bachelerie, mit welchem ich verwandt bin. „Sollten Sie wohl glauben," sagte der Graf, „daß dieser Ritter de la Bachelerie die Impertinenz gehabt hat, durch einen Bettler an meiner Thür um meine Tochter anwerben zu lassen?" — (Unter diesem sogenannten Bettler verstand er einen Irländischen Edelmann, der wirklich sehr arm, aber von sehr guter alter Familie ist.) Kaum war das letzte Wort aus des Grafen Munde, als schon die ganze Gesellschaft (mich ausgenommen) sich pflichtschuldigst verwunderte. Ah, Monseigneur! ist das möglich! — Der Amtmann zuckte mitleidig die Achseln über den armen Teufel de la Bachelerie; der Fiskal versicherte, eine solche Verwegenheit sey eine wahre Injurie, derentwegen Monseigneur den Menschen zur Rechenschaft ziehen könne. Zum Beweis citirte er den Französischen Practicus, wo die Injurien in Geberden, Worte und Handlungen eingetheilt werden. Die Frau Fiscalin

lin bat den Grafen, wohl Acht zu geben auf das, was ihr Liebster sage; denn er verstehe es aus dem Grunde. Demoiselle Beausergent spitzte das Mäulchen, schielte nach Fräulein Nogent, und flisterte: „die Liebe habe sie allerdings so schön gemacht, um Ritter zu haben, aber keine Ritter de la Bachelerie.“ — Der Kapuciner ließ wider Willen die Gabel einen Augenblick ruhen, um zu bemerken, daß solche schreckliche Dinge aus den gefährlichen Neuerungen herflößen, und fügte noch eine Stelle des Tertullian hinzu: si oneri impar, cur tam ambitiosus? — Ich saß unterdessen ganz still, und die Lage, in der ich mich befand, würde mich bewogen haben, die bleiernen Pfeile, die man auf meinen Verwandten abdrückte, unvermerkt von meiner Brust abprallen zu lassen; aber — es beliebte dem Herrn Grafen, sich endlich auch an mich zu wenden, mit der Frage: was ich davon dächte? — Unglücklicher Weise hatte ich eben eine Oper von Quinault gelesen, ich lächelte, und antwortete: „Die Liebe hat ja wohl zuweilen das Scepter und den Schäferstab vereinigt.“ — Die Liebe?

be? die Liebe, erwiederte der Graf heftig: Garnisonsgeschwätz! Trinken Sie Ihren Wein und verschlucken Sie Ihre Sottise. — Bei dem Worte Sottise sah ich den Herrn von Nogent starr an, hatte aber noch Gewalt genug über mich, bloß bescheiden zu erklären, daß ich nicht glaubte, etwas Beleidigendes gesagt zu haben. Sie sind ein Unverschämter, sagte er, ein kleiner Narr! Gehen Sie von meiner Tafel, und lassen Sie sich nie wieder vor mir sehen! — Ich sprang auf, warf den Stuhl um, und ging, man kann denken, in welcher Bewegung. Ich rannte den ganzen Nachmittag auf Spaziergängen umher, ohne zu wissen, was ich that, noch was ich thun wollte. Gegen fünf Uhr Abends fügte es der Zufall, daß ich dem Grafen begegnete; seine Gemahlin ging zwanzig Schritt vor ihm, von einem Kammermädchen begleitet. Ich grüßte sie ehrerbietig, wie es ihrem Geschlechte zukommt, und trat dann, mit dem Hut in der Hand, zu dem Grafen, der von Bedienten und Fischern umringt

war, weil er eben fischen wollte. Halb leise sagte ich ihm: sein Betragen gegen einen Menschen, wie ich sey, habe mich in Erstaunen gesetzt, und bei reiferem Nachdenken werde er hoffentlich selbst bekennen, daß er Unrecht habe. — Ich, Unrecht? rief er, indem er drei Schritte zurückprallte; ich Unrecht, gegen einen Menschen, wie du bist? Ein Mensch, wie du, ist der Enkel eines Kohlenbrenners und eines Hufschmidts. — Hierauf sagte ich weiter nichts, als daß ich sein Schimpfen verachte, und setzte meinen Weg fort. — Nun verklagt er mich noch obendrein, daß ich den Respekt gegen ihn aus den Augen gesetzt. Und was habe ich denn gethan? — Weil ein Jüngling glaubt, daß die Liebe zuweilen die Stände einander nähere, so ist er ein Narr, ein Unverschämter. Wenn er ganz sanftmüthig vorstellt, daß er eine solche Behandlung nicht verdiene, so ist er ein Kohlenbrennerssohn. Meine Voreltern mögen gewesen seyn, wer sie wollen: ich bin Officier, und trage den Degen des Königs. — Sollte man glauben, daß die vor-

nehmen Geistesverwirrungen des Herrn Grafen noch nicht am Ende wären? — Ein Paar Tage nach jener Scene kam der Kapuciner zu mir, und ermahnte mich, dem Herrn von Nogent Genugthuung zu geben. Ich? ihm? rief ich aus. „Nun, nun," sagte er, freundlich grinsend, „nur nicht so hitzig! Dem Himmel sey Dank, die Sache ist arrangirt. Da, sehen Sie, unterzeichnen Sie dieses Papier." — Ich nahm es, und man denke sich mein Erstaunen! Der Inhalt war folgender:

„An den sehr hohen und sehr mächtigen Herrn, meinen gnädigen Herrn, Graf von Nogent-le-Roi, Generallieutenant, vormaligen Gouverneur der Provinz Auvergne, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Gnädigster Herr!

Ich erkenne, daß ich unverständiger Weise, aus falscher Eitelkeit, zu meinem Unglück mich gegen Sie vergangen, den schuldigen Respekt verletzt habe. Ich bereue es, und bitte ganz gehorsamst um Vergebung. Ich weiß, daß es in Dero

Macht

Macht steht, mich streng zu bestrafen, bitte aber unterthänigst, den Augenblick zu vergessen, wo meine Vernunft ganz verwirrt war, und flehe um Erlaubniß, mich zu Dero Füßen werfen zu dürfen, um durch meine tiefe Reue und ewigen Schmerz Dero großmüthige Verzeihung zu erringen, bin auch gern erbötig, alles dieses vor einem Notarius zu wiederholen."

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich, nach Lesung dieses übermüthigen Wisches, dem Kapuciner antwortete: nicht ich sey es, der eine Verwirrung seiner Vernunft verspüre, und er solle sich mit seinen schimpflichen Propositionen zum Teufel packen. Welcher Officier an meiner Stelle hätte nicht das nehmliche gethan? ja vielleicht weit mehr? — Und dennoch hat der Herr Graf mich verklagt. Er fodert Genugthuung für alle die Beleidigungen, die er mir angethan. Er verlangt nichts geringers, als daß man mich von allen den Orten verbannen soll, wo er sich aufhält; und da es ihm leicht belieben kann, sich in der ganzen Welt aufzuhalten, so muß

ich wohl gar aus der Welt gejagt werden. Ich soll ferner eine *schriftliche* Abbitte von mir stellen. Ich soll bekennen, daß ich ihm in *einem Hohlweg aufgepaßt* habe, als wär' ich ein Meuchelmörder. Endlich soll ich auch noch *tausend Thaler an das Stadthospital* geben. — Das ist doch wahrlich viel gefordert für das kleine genossene Vergnügen, mir Impertinenzen sagen zu lassen. — Der Richter und das Publikum mögen entscheiden, an wem es eigentlich ist, Genugthuung zu fordern? —

So weit Herr de la Ribordiere. Ein unbefangener Leser möchte glauben, der Graf sey von dem Tribunal mit Schimpf und Spott zurückgewiesen worden. — Keinesweges. Gewonnen hat er zwar den Prozeß nicht, (denn das war wohl unmöglich); aber der Beklagte wurde bloß freigesprochen, und die Unkosten noch obendrein *kompensirt*. Der Herr Graf wurde nicht allein zu keiner Genugthuung angehalten, sondern der arme beleidigte Officier mußte noch obendrein die Hälfte der Prozeßkosten tragen. — Wenn dergleichen

Sce-

Scenen oft in dem vormaligen Frankreich sich ereigneten — und sie fielen in der That sehr oft vor —: was forscht man denn noch weiter nach Ursachen, welche ehrliebende Gemüther erbitterten? — Auch Bonaparte war vormals ein Artillerieofficier.

Talbot.

Durch die Jungfrau von Orleans sind wir gewöhnt worden, mit dem Nahmen Talbot ein Bild von rauher Größe zu verbinden; es gab aber einst in England einen Mann, der durch Sanftmuth, Rechtschaffenheit, Weisheit und Wohlthätigkeit diesem Nahmen den höchsten Glanz lieh — den Kanzler Talbot. Er war der unbestechlichste Richter und der liebenswürdigste, menschenfreundlichste Privatmann. Seinem Posten verdankte er unter andern das Vorrecht, zu mehreren geistlichen Benefizen zu ernennen; und immer war er sehr vorsichtig in seiner Wahl.

Eines Tages, als gerade eine ansehnliche solche Stelle erledigt worden, empfahl ihm Sir Robert Walpole mit vieler Wärme einen gewissen jungen Geistlichen, der die besten Zeugnisse von seinen Kenntnissen aufzuweisen hatte. Talbot versprach, Rücksicht auf denselben zu nehmen, nicht sowohl um der Empfehlung willen, als weil er es wirklich zu verdienen schien. Die Sache war bald völlig abgemacht, und es mangelte nur noch die Expedition des Dekrets, die einigen Formalitäten unterworfen war, und folglich Zeit kostete.

Unterdessen kam der Vikar des Kirchspiels, zu welchem der Geistliche ernannt war, nach London, ein wackerer alter Mann, der seit einer Reihe von Jahren für eine mäßige Belohnung den eigentlichen Dienst verwaltet hatte, wie es in England, leider, üblich ist. Er brachte eine Menge Zeugnisse und Empfehlungen von seinen Eingepfarrten mit, die ihn Alle kindlich liebten, und herzlich wünschten ihn zu behalten. Mit diesen Zeugnissen stellte er sich dem neuen Beneficiarius bescheiden vor, und bat, ihm nicht zu entziehen, was er

der Gunst seines Vorgängers verdanke. Aber der Greis wurde mehrere Male abgewiesen und endlich mit leeren Worten vertröstet.

Gebeugt und geängstet — denn er hatte eine zahlreiche Familie, die seiner Rückkunft zwischen Furcht und Hoffnung harrete — wagte er es, den Kanzler selbst anzutreten. Seine Bescheidenheit, sein graues Haar, seine kummervolle Lage und die rührenden Zeugnisse der Eingepfarrten, nahmen Talbot sogleich zu seinem Vortheil ein. Er fragte, wie hoch sich seine Einkünfte beliefen; und als er die Antwort erhielt: vierzig Pfund Sterling (etwa 240 Thaler), äußerte er, das sey sehr wenig, und entließ den Greis mit der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern. Auch empfahl er wirklich, sobald der neue Geistliche sich um das Dekret meldete, ihm den alten Vikar dringend, und ersuchte ihn, den Gehalt desselben bis auf sechzig Pfund Sterling zu vermehren, weil alsdann immer noch für ihn, den Beneficiarius, mehr als 300 Pfund übrig bleiben würden, für die er nichts zu thun habe.

Der

Der Geistliche versetzte: „Ich bin in Verzweiflung, Mylord, Ihnen hierin nicht dienen zu können; denn ich habe bereits einem meiner Freunde diese Stelle zugesagt."

Wie? rief Talbot; Sie haben über die Stelle disponirt, ehe Sie noch selbst im Besitz derselben waren?

„Ich gestehe, Mylord," erwiederte der Geistliche, „daß ich, im Vertrauen auf Ihr Wort, mich unwiderruflich verbindlich gemacht habe."

O, sagte Talbot, ich will Ihnen ein ganz leichtes Mittel an die Hand geben, sich dieser Verbindlichkeit zu entledigen; denn ich gebe das ganze Benefiz in diesem Augenblick einem Andern. Mit diesen Worten drehte er ihm den Rücken, und ließ den harten Mann bestürzt stehen.

Nicht lange, so meldete sich der alte Vikar wiederum bei Talbot, um zagend zu vernehmen, ob Mylords Vorwort wirksam gewesen sey. „Ich habe mein Möglichstes gethan," sagte der Kanzler; „aber leider umsonst. Die Stelle ist bereits ver-

vergeben." — Der Greis schlug die Augen nieder, hob sie naß wieder gen Himmel, und wollte gehen. Da ergriff Talbot ihn gerührt bei der Hand. „Seyn Sie ruhig," sagte er; „das Vikariat kann ich Ihnen nicht geben, aber das Benefiz sollen Sie haben. Schreiben Sie noch heute an Ihre Familie, und morgen soll Alles ausgefertigt seyn."

Da stand der alte Mann, und stammelte zitternd: mein Gott! mein Gott! segne meinen Wohlthäter! und eine beredte Thräne fiel auf Talbots Hand.

Billet an einen Reisenden in Toulon.

Sie verlangen die Geschichte des Galeerensklaven, von dem gestern die Rede war? Hier ist sie. — Er wurde bei dem Prior von — erzogen, und stahl diesem im sechzehnten Jahre zwanzig Louisd'or. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und er auf ein und zwanzig Jahr zu den Galeeren verdammt. Zehn Jahre hatte er schon gebüßt, als

als ich nach Toulon kam. Durch sanfte Ergebung in sein Schicksal und eine exemplarische Aufführung, hatte er den Fehltritt seiner Jugend schon so sehr verwischt, daß sämmtliche Officiere und Beamten sich herzlich für ihn interessirten. Er war fromm, aber nicht bigott, demüthig, aber nicht kriechend; seine sanfte Physiognomie nahm sogleich für ihn ein. Von seinem Oheim sprach er mit Ehrfurcht, und von seinem Vergehen, als zu gering bestraft, da man ihm so viel Nachsicht bezeige. Er hatte seine müßigen Stunden lernbegierig angewandt, war ein geschickter Rechner geworden, schrieb und sprach richtig. Man räumte ihm eine kleine Kammer für sich ein, er durfte im Arsenal herumspazieren, ja sogar in die Stadt gehn, und er bediente sich dieser Erlaubniß nie anders, als um die Kirche, oder einen Kaufmann zu besuchen, der ihn unterstützte. Endlich übertrug ich ihm gar ein kleines Amt bei den Galeeren, welches er klug und treu verwaltete. So oft er mir begegnete, redete ich ihn an. Eines Tages glaubte ich ihn angenehm mit der Nachricht zu

über=

überraschen, daß ich um seine Begnadigung geschrieben habe. Aber wie sehr erstaunte ich, als er mich heftig bat, dieselbe ja zu hintertreiben! Nie, sagte er, will ich wieder in der Welt erscheinen, noch meinen Platz hier im Arsenal verlassen. Hier bin ich jetzt bekannt, man hat mir verziehen, man behandelt mich gütig; Sie haben mir sogar ein Amt anvertraut. Von dem allen fände ich nichts in meiner Familie, die, wenn ich von den Galeeren zurückkäme, durch meine Erscheinung mit Schande bedeckt würde. In einer andern Stadt müßte ich meinen Nahmen und meine Geschichte verbergen, täglich lügen und mich selbst verachten.

Seine Weigerung war ernstlich. Er blieb wirklich: doch wurde sein Schicksal möglichst erleichtert, und ich verließ ihn in dieser Lage, in der er sich vielleicht noch jetzt befindet. Zu Toulon nannte man ihn Abbé, welches aber nicht sein wahrer Familiennahme war.

Die Pariser Bluthochzeit.

Man ist gewohnt, nur Gräuel davon zu erzählen; man meint, alle Katholiken in Frankreich hätten nach dem Blute der Hugenotten gedürstet. Dem ist nicht so: es gab auch damals, wie immer, edle Männer, die sich vom Strome nicht mit fortreißen ließen, wenn gleich dieser Strom aus einem Throne hervorquoll. Mehrere Gouvernöre in den Provinzen hatten den Muth, dem erhaltenen Befehl nicht zu gehorchen; sie stellten sich, als glaubten sie nicht, daß der Befehl wirklich vom Könige herrühre, sondern erklärten ihn für untergeschoben von Feinden des Staats und der öffentlichen Ruhe. Der edle Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, schrieb an den König: „Sire! Ich habe Ihre Verordnung der Garnison und Bürgerschaft mitgetheilt; ich habe lauter wackere Soldaten und gute Bürger gefunden, aber nicht einen einzigen Henker. Wir bitten daher insgesammt, unsere Treue auf Proben zu stellen,

die eines Mannes von Ehre würdig sind. Gern werden wir dann unsern letzten Tropfen Bluts für Ew. Majestät vergießen."

Auch viele Bischöfe zeichneten sich durch Menschlichkeit aus. „Nein!" sagte der Bischof von Lisieux zu dem, der ihm die Ordre zum Blutbade brachte; „nein: ich werde es nimmermehr zugeben! Ich bin der Hirt dieser Heerde; und haben gleich meine Schafe sich verirrt, so können sie doch zurückkehren. Wenn aber auch nicht, so verbietet mir dennoch die Lehre Jesu, ihr Blut zu vergießen; sie gebietet mir vielmehr, das meinige für sie zu opfern." — Der Beamte forderte diese Weigerung schriftlich von ihm, und der edle Mann — er hieß Jean Hennuyer — gab sie schriftlich. Der König — einem solchen Manne nicht gewachsen — ward dadurch erbaut, und widerrief seine Befehle für die Diöcese Lisieux. Da strömten die gerührten Hugenotten herbei, und kehrten aus Dankbarkeit in den Schooß der Kirche zurück.

Jean Bart.

Wer hat nicht den tapfern, aber rauhen Seehelden nennen hören? Von einem alten Bekannten läßt man sich gern erzählen. — Als er seinen zehnjährigen Sohn zum ersten Mal zu Schiffe genommen, begegnete er einem Korsaren, der ihm sogleich eine volle Lage gab. Jean Bart beobachtete seinen Sohn, und da er Zeichen von Furcht an ihm zu erblicken glaubte, ließ er ihn an den großen Mast binden, wo die Kugeln um ihn her flogen, und er während des ganzen Gefechts aushalten mußte. Zärtliche Mütter werden freilich dieses verzweifelte Mittel, Muth einzuflößen, nicht billigen.

Einst lockte ein Engländer ihn, unter irgend einem Vorwand, auf sein Schiff, und machte Miene, ihn gefangen zu nehmen. Jean Bart hatte gerade noch so viel Zeit, mit der brennenden Tabackspfeife zu einem offenen Pulverfasse zu springen; dort drohte er, die Pfeife augenblicklich hin-

ein-

einfallen zu lassen. Der Engländer stutzte und ließ ihn frei wieder abziehen.

Auch eine Reise nach Hofe hat Jean Bart unternommen, wo er freilich eine seltsame Figur machte. Die Zeit wurde ihm im Vorzimmer lang; er zog also seine liebe Pfeife hervor, und fing an zu rauchen. Die Wache erinnerte ihn, daß sich das nicht schicke. „Ich habe mir das nun einmal im Dienst meines Königs angewöhnt," antwortete er; „es ist ein Bedürfniß für mich, und er wird mir das nicht verwehren." — Man meldete Ludwig XIV.: es stehe ein Mann im Vorzimmer, der Toback rauche. Der König lachte. „Ich wette," rief er, „es ist Jean Bart." — Er empfing den wackern Seemann sehr gütig. „Nur Euch," sagte er, „ist es erlaubt, Taback bei mir zu rauchen." Und als Bart mit einer gewissen Ungeschliffenheit zu dem Könige redete, wandte sich dieser zu den hohnlächelnden Höflingen, und sprach: „Seine Worte sind nicht edel; aber er hat edel für mich gehandelt. — Ist Einer unter euch," fuhr er nach einer Pause mit treffendem Blick fort, „ist

Einer

Einer unter euch, der sich fähig fühlt, zu thun, was er gethan hat?" — Alle schwiegen und schlugen die Augen nieder. Hinter des Helden Rücken nannten sie ihn den Bären. — Bei einer andern Gelegenheit redete der König seinen Seehelden mit den Worten an: „Jean Bart, ich habe euch zum Chef d'Escadre ernannt." Daran haben Ew. Majestät sehr wohl gethan, versetzte Jean Bart. Die Höflinge brachen abermals in ein lautes Gelächter aus. „Gemach, meine Herren, sagte Ludwig XIV. Dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt, und entschlossen ist, mir nächstens neue Beweise davon zu geben." Einst, nach einem glänzenden Siege, sandte Jean Bart seinen Sohn, mit der Nachricht davon nach Paris. Der König wollte den Jüngling selbst sehen, und ließ ihn, gestiefelt wie er von der Reise kam, hereintreten. Der junge Mensch glitt aus auf dem glatten Parquet. Ludwig schrie und machte eine Bewegung ihn zu halten. „Man sieht wohl," sagte er lächelnd, „daß die Barts bessere Seemänner als Kammerherren

ren sind.“ — Auch die Prinzessin von Conti begehrte den Sohn eines Helden zu sehen. Sie zog eine Blume aus ihrem Strauße, und ersuchte den Sohn, seinen Vater zu bitten, daß er diese Blume in seinen Lorbeerkranz flechte. —

Im J. 1697 führte Jean Bart mit sechs Kriegesschiffen und einer Fregatte, den Prinzen von Conti nach Polen. Er entschlüpfte glücklich neunzehn feindlichen Schiffen, die auf ihn lauerten. Als die Gefahr vorüber war, sagte der Prinz: „Wir waren verloren, wenn man uns angriff.“ Mitnichten, versetzte Jean Bart sehr kaltblütig. — „Was hättet ihr denn machen wollen?“ — Ich hätte unser Schiff in Brand gesteckt, und wäre sammt Ihnen in die Luft geflogen. Mein Sohn auf der Constabelskammer hatte schon die Ordre von mir, und erwartete nur das erste Signal. — Der Prinz schauderte, und verbat sich solche Heldenthaten, so lange Er auf dem Schiffe sey.

Klage eines unglücklichen Ehemannes, des Advokaten Eduard Seval von Beaulieu.

Eine wahre Geschichte, von ihm selbst vor Gericht erzählt.

Wer hätte glauben sollen, daß meine Ehe so unglücklich seyn würde! Ach, das war eine Liebe, eine Zärtlichkeit; meine Braut machte Verse auf mich, ich war ihr Damöt, ihr Leander, ihre Welt! Ein Feuer hatte sich in ihrem keuschen Busen entzündet, welches ewig brannte bis zum Tage nach der Hochzeit. Dann löschte der Hauch des Uebermuths es plötzlich aus. Ihres Gleichen verachtete sie; um es Vornehmern gleich zu thun, verschwendete sie. Die Schleppe ließ sie sich nachtragen, Kutsche und Pferde begehrte sie, und verwies mich auf andere Advokaten, die Equipage hielten, aber tausend Livres jährliche Renten aus ihrem Erbtheil zogen. Ein Advokat von Ehre müsse diese in der Pracht seiner Frau zeigen: das

wie

wiederholte sie ewig. Sie verkaufte eine Menge Kleider, die noch recht gut waren, um sich ein Himmelbett mit Gardinen zu beziehen, in welchem goldene Blumen flimmerten. In ihren Gesellschaften wurde gespielt, Anfangs nur ein kleines l'Hombre, bald aber Hazardspiele bis spät in die Nacht. Das Geld brachte sie nicht wieder mit nach Hause, aber üble Laune, die ich und meine Domestiken entgelten mußten. Um Luxus und Spiel zu unterhalten, wurde im Hause das Nothwendigste abgeknappt; Kuhfleisch und Schaffleisch kaufte sie von den Soldaten aus der Vorstadt, und so das übrige. Die Bedienten erhielten Brod, welches kein Hund gefressen hätte. Ich mußte oft hungrig von meinem eigenen Tische aufstehen, und zu einem Freunde schleichen, um mich satt zu essen. Aber arbeiten sollt' ich immer, arbeiten und Geld verdienen, dazu ermahnte sie mich stets im keifenden Tone. Nie konnt' ich einen Freund zum Essen bitten; denn meine Frau und das Tischzeug sahen schmutzig aus, und auf dem Tische standen elende Brocken. Dabei fand ich einst sechshundert

versteckte Livres, die sie auf diese saubere Manier erspart hatte. Ließ ich das Fleisch durch die Domestiken kaufen, so wandte sie alle boshafte Künste an, um es verderben zu lassen. Es geschahen zwei Diebstähle in meinem Hause. Madame klagte die Magd an; diese bewies aber, daß Madame selbst die Sachen verkauft habe, um Geld zu bekommen. Keine Bosheit geht über Weiberbosheit, sagt der Prediger Salomonis. — Eifersüchtig war sie auch: ich sollte kein Zimmer für mich haben; das geschehe, meinte sie, aus Geringschätzung, oder um liederlich zu seyn. Alle Frauenzimmer, sie mochten alt oder jung seyn, flößten ihr Argwohn ein, und wurden durchgehechelt. Keine Klientin ließ sie zu mir; war eine durchgeschlüpft, so kam sie unter allerlei Vorwand in mein Kabinet und lauerte; in die Nachbarshäuser schlich sie aus gleicher Ursache, und machte oft skandalöse Auftritte. Ovid vergleicht wohl ganz recht die Eifersucht mit der Wuth eines wilden Thieres. Ach! im Mosaischen Gesetz gab es doch ein Mittel, sich von dieser Wuth zu befreien; aber ich Aermster! mußte

mußte alles verschlucken. Vergebens setzte ich Geduld und Vernunft entgegen; je älter sie wurde, je toller. Nach zehnjährigem Leiden nahm ich ihr endlich die Wirthschaft, die ich nun, bei meinen vielen Arbeiten, entweder selbst führen, oder Miethlingen anvertrauen mußte. Jetzt wurde sie rasend, und beschloß meinen Untergang. Sie verleumdete mich auf das schändlichste im Publikum; zu Hause kehrte sie das unterste zu oberst. Ich mußte allein essen, ich wurde von den Domestiken gewarnt, Essen und Trinken wurde mir verdächtig, ein Bedienter mußte vorher den Wein kosten, den ich trinken wollte; ich war gezwungen, zu veranstalten, daß sie den Speisen nicht zu nahe käme. Jetzt kleidete sie sich wie eine Bettlerin, trug nichts auf dem Kopfe, als eine abscheuliche wollene Mütze, stellte den Wein, der vortrefflich war, ein Paar Tage in die Sonne, damit er sauer werden mußte, und sagte dann zu den Fremden: solch Zeug gebe man ihr zu saufen. Eben so ließ sie die Speisen verderben, und weinte und jammerte dann, daß, wer es nicht wußte, Erbarmen füh-

fühlen mußte. Den Domestiken streute sie Asche auf Suppe und Fleisch, damit sie nichts genießen konnten.

Vergebens suchte sie mich dadurch zu Mißhandlungen zu reitzen; ich schloß mich ein, und schob den Riegel vor. Da polterte und trommelte sie mit Händen und Füßen so lange an meiner Thür, bis sie die Krampe des Riegels losgebrochen hatte. Nun versuchte sie auch die Thür selbst aufzusprengen, und bei dieser löblichen Bemühung wurde ihr natürlich Faust und Knie blutrünstig. Sogleich lief sie bis auf die Straße, und zeigte Bekannten und Fremden, wie ihr Haustyrann mit ihr umgehe. — Alle Richter überlief sie mit ihren Klagen, wimmerte ihnen Verleumdungen vor, stellte sich, als müsse sie betteln gehen. Kurz, es war nicht mehr auszuhalten. — Schöne Zeiten, als der Mann sein böses Weib noch verstoßen durfte! Freilich will der Apostel: der Mensch solle nicht scheiden, was Gott zusammengefügt hat; aber Gott sagt auch: ärgert dich dein Auge, so reiß' es aus, und wirf es weit von dir. Ja, je

älter man wird, je mehr lernt man dies heuchlerische, böse, schöne Geschlecht kennen. Welch Unheil hat es nicht von Anbeginn in der Welt gestiftet! Adam wurde verführt, Simson gefesselt, David's Heiligkeit getrübt, Salomon der Weise zum Narren gemacht, alles durch Weiber. Ein Weib verleitete Petrus, seinen Herrn zu verleugnen; ein Weib trieb den Hiob mehr in die Enge, als der Teufel selbst. Der Dichter Codrus sagte: nicht so viele Sterne sind am Himmel, nicht so viele Fische im Meere, als das Weib Schalkheiten in seinem Herzen verbirgt. Bartholus meinte, es sey nicht nöthig, Gesetze für die guten Weiber zu machen, denn es gebe keine. Hippokrates versichert, die Bosheit sey dem Weibe angeboren; Laberius spricht: sobald ein Weib allein ist, denkt es Böses. Thucydides hält es für das größte Lob, das ein Weib verdienen könne, wenn weder Gutes noch Böses von ihr zu melden sey. Die Geschichte Tamerlans lehrt uns, daß unter den Tataren der Nahme Weib zu den schmutzigen Ausdrücken gehörte,

hörte, die man sich hütete, auszusprechen, oder zu schreiben. Philipp von Macedonien betheuerte, der schlimmste Krieg, den er zu führen habe, sey gegen Olympias, seine Gemahlin. Der weise Cato sah sich genöthigt, die seinige zu verstoßen. Hesiodus will, nur zur Strafe des Menschengeschlechtes sey das Weib geschaffen. Die Athenienser verboten den Weibern jeden Handel, der mehr als ein Maaß Gerste betrug. In vier Fällen durfte man vormals sogar den Weibern das Leben nehmen. Die Juden von der Sekte der Essäer, verheiratheten sich nicht, weil sie, nach Josephus Zeugniß, keine einzige Frau für treu hielten; auch verwarf das Gesetz Mosis Weiberzeugniß, wegen ihres Leichtsinns. Die Quelle alles Bösen, sagte Sokrates, ist das Weib; und der heilige Chrysostomus versichert sogar, unter allen wilden Thieren sey keins gefährlicher, als ein Frauenzimmer. Er nennt sie geschworne Feinde der Freundschaft, Jammerbürden, Versucher, häusliche Gefahren, begehrliche Sünde und süße Qual.

Darum

Darum räth auch schon Paulus zum ehelosen Stande, und der heilige Matthäus belehrt uns, daß die Heiligen im Paradiese unverheirathet seyn werden. So dachten auch die weisen Heiden; denn sie wußten gar wohl, daß durch ein Weib, Pandora, alles Unglück in die Welt gekommen. Um Helenas willen brannte Troja, bluteten Tausende; Penelope war Schuld an einer ganzen Odyssee voll Jammers. Dejanira vergiftete den Herkules, die Danaiden ermordeten in Einer Nacht alle ihre Männer. Salomon, der so viele Weiber hatte, daß er sie wohl kennen mußte, sagt, das Weib sey bitterer als der Tod, unter tausend Männern gebe es doch wohl noch Einen guten, aber u. s. w. Cicero glaubte sich nicht besser an seinem Feinde rächen zu können, als wenn er ihm seine böse Schwester zur Frau gäbe. Der gelehrte Origenes nennt das Weib die Hauptsünde, des Teufels Waffe, die Paradieses-Verbannung. Der heilige Augustin gesteht, daß die Weiber weniger Treue und mehr Ehrgeiz besitzen, als die Männer. Der

heilige

heilige Gregorius vergleicht die Frauen mit Schlangen, und beweist, daß der Haß des Teufels weniger zu fürchten sey, als der eines Weibes: denn wenn der Teufel hasse, so thue er doch nur allein Böses; ein hassendes Weib aber nehme den Teufel mit zu Hülfe, folglich wären ihrer zwei. In der Kirche und auf den Straßen scheinen die Frauen oft Engel; aber zu Hause sind sie Plagegeister, nothwendige Uebel, Nachteulen am Fenster, Elstern an der Thüre, Ziegen im Garten, Blutigel bei Nacht, Spielwerke für Narren, lockere Siebe für das Geld, Klippen der Geduld, verschlingende Strudel der Vernunft. Martial hat ganz Recht, wenn er nicht begreift, wie es zugeht, daß man zuweilen auch eine gute Frau findet. Die Christen haben den Weibern die Kanzel verboten, die Philosophen das Katheder, die Juristen die Schranken; die Mahomedaner haben ihnen das Paradies verschlossen, und sie zu Sklavinnen gemacht. Und alles das muß doch wohl ihre eigene Schuld seyn; denn wer wäre sonst nicht gern mit ihnen in Gesellschaft?

Au dedans ce n'est qu'artifice,
Ce n'est que fard au déhors;
Otez le fard et la malice,
Vous leur otez l'ame et le corps.

Aus allem diesem folgt, daß ich ganz recht gethan habe, ein böses Weib in ein Kloster zu sperren, u. s. w.

Zusatz. Wenn die Frau Eheliebste des Herrn Advokaten Eduard Seval de Beaulieu wirklich ein so böses Stück war, als er sie schildert, so ist es kein Wunder, daß der arme wohlgeplagte Mann endlich die Geduld verlor; und die schönen Leserinnen werden ihm aus Mitleid seinen sprudelnden Geifer verzeihen. Was verlieren sie auch am Ende dabei? — Sagt doch schon Moliere:

Tout le monde connoit leur imperfection,
Ce n'est qu'extravagance et indiscretion,
Leur esprit est méchant et leur ame fragile,
Il n'est rien de plus faible et de plus imbecille,

Rien de plus infidele — et, malgré tout cela
Dans le monde on fait tout pour ces
animaux-là!

und so wird es auch wohl bleiben, so lange die Welt steht.

Der Herr Advokat sagt nichts von seinen Kindern. Hatte er etwa keine? Das würde viel erklären.

Ein Geschichtchen von Addison.

Jedermann weiß, daß in der grauen Vorzeit auf dem Berge Aetna ein Tempel des Vulkan stand. Er wurde von Hunden bewacht, welche die besondere Eigenschaft hatten, durch ihren Geruch den keuschen Pilger sogleich vom unkeuschen zu unterscheiden. Dem erstern wedelten sie mit ihren Schwänzen entgegen; den letztern bellten sie an, und jagten ihn aus dem Tempel. Schwester Diana hatte dem Bruder Vulkan ein Geschenk mit diesen Hunden gemacht, und man will behaupten,

pten, es habe nur Bosheit dahinter gesteckt, indem sie ihrer Schwägerin Venus dadurch einen Streich spielen wollen. Das sey ihr auch so ziemlich gelungen, und Venus oft übel empfangen worden, seit jene Hunde zum Hause gehörten. Indessen merkte der ehrliche Vulkan bald, welch ein gefährliches Geschenk man ihm da angeschmeichelt hatte; denn nicht allein sein Hausfriede war gestört, sondern auch die Wallfahrten nach seinem Tempel wurden immer seltener, weil die verdammten Hunde allzuschlimm waren. Die Sicilianischen Damen schickten sogar eine feierliche Gesandtschaft an den Oberpriester, und ließen ihn bedeuten, daß, wenn er seinen Kötern nicht Maulkörbe anlegte, man sich genöthigt sehe die reichen Opfer zu unterlassen, die man sonst alljährlich zu bringen pflegte. Der Oberpriester war in nicht geringer Verlegenheit, aus welcher er sich endlich dadurch zog, daß er die Opfergaben künftig aus den Händen eines Chors von kleinen siebenjährigen Mädchen anzunehmen versprach. Dieser Ausweg ward beliebt, und, siehe da! die Hunde wedelten und hüpften

wie

wie die artigsten Schooßhündchen um die kleinen Pilgerinnen her.

Der Fürst von Syrakus hatte eine sehr hübsche junge Gemahlin, und, gequält vom Dämon der Eifersucht, quälte er wiederum die Priester des Vulkan so lange, bis sie ihm endlich einen jungen Hund von dieser kostbaren Race überließen. Die Fürstin nahm das sehr übel: sie konnte den neuen Gast nicht ausstehen, sie fand ihn unbequem, abgeschmackt; aber vergebens bat sie ihren Gemahl, ihn fortzuschaffen. Er antwortete ihr jedes Mal mit einem Sicilianischen Sprichwort: „wer mich liebt, der liebt auch meinen Hund.“ Die junge Fürstin, eine kluge Frau, ergab sich endlich darein, und machte es so, daß sie mit Mann und Hund in Frieden blieb. Viele Damen aber verloren die Geduld, und wollten gar nicht mehr nach Hofe kommen, wenn man das abscheuliche Thier nicht einsperren würde. Ja, man will behaupten, daß eine derselben die Unthat begangen, in ihren Poschen ein Dutzend gebratene Krähenaugen mitzubringen, die sie einst dem getreuen Kinos vorge-

wor-

worfen, woran er denn auch, zum heimlichen Jubel der schönen Hälfte der Stadt, seinen unhöflichen Geist aufgegeben. Laut hingegen wurde sein Tod beklagt, und die Syrakusanerinnen sagten noch oft zu ihren argwöhnischen Männern: „lebte nur der Hund noch, so wollte ich dich bald überzeugen!" — Wieder auf die Tempelhunde zu kommen, so genossen sie lange Zeit eines ausgebreiteten Ruhms; aber ihr Ende war schrecklich. Ein Priester des Vulkan nehmlich stattete einst einen Trostbesuch bei einer jungen Wittwe ab, die auf dem Vorgebirge Lilybäum wohnte. Spät in der Nacht kehrte er zurück, und kaum witterten ihn die Hunde, als sie wüthend auf ihn los stürzten, und ihn zerrissen haben würden, wenn seine Mitbrüder nicht schnell herbeigeeilt wären. Diese Begebenheit zeigte den Priestern klar, daß die Hunde ihren Instinkt verloren hatten, und sie wurden daher einstimmig zum Tode verdammt.

Schade bleibt es immer, daß keine Descendenz von dieser Race mehr übrig ist, da unsere heutigen Schönen bekanntlich keine Ursache hätten, sich

zu

zu fürchten, und die keuschen Hunde also bloß gegen die noch immer treulosen Männer gebraucht werden dürften.

Seltene Zartheit ehelicher Liebe.

Herr von Choiseul besaß nur ein kleines Vermögen, seine Gemahlin hingegen war sehr reich; doch wenn sie ohne Kinder starb, so fiel, dem Ehekontrakte zu folge, nicht allein ihr ganzes Vermögen wieder an die Familie zurück, sondern auch aller Schmuck und alle Diamanten, die sie an ihrem Todestage besitzen würde. Eine seltene Klausel, über welche mit desto größerem Rechte gespöttelt wurde, als die Verwandten, troß ihrem Reichthum, ihr nur für 2000 Thaler Brillanten mitgegeben hatten. Der Marquis von Choiseul ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seiner jungen liebenswürdigen Gattin einige Tage nach der Hochzeit ein Paar sehr schöne brillantne Armbänder zu schenken. Er liebte sie feurig

und

und fühlte sich sehr glücklich in ihrer Gegenliebe. — Ach! aber bald wurde die junge Frau von Brustschmerzen befallen, die zwar in den ersten sechs Monaten unbedeutend blieben, dann aber so schnell überhand nahmen, daß ihr Zustand Alles fürchten ließ. Umsonst versuchte man jedes Mittel; die größten Aerzte wurden um Rath gefragt, und erklärten einstimmig dem bebenden Gatten, daß alle Hoffnung verschwunden sey und die geliebte Kranke kaum noch vierzehn Tage zu leben habe. — Sie selbst hatte, wie es bei diesen Krankheiten meist der Fall zu seyn pflegt, noch gar keine ernstliche Unruhe genährt; umgeben von allen Täuschungen der Hoffnung und Liebe, wandelte sie heiter, in glücklicher Unwissenheit, dem nahen Grabe zu. Jetzt erst wurde sie gewahr, daß der Mann, den sie anbetete, eine tiefe Traurigkeit vergebens zu verbergen suchte. Diese Bemerkung war ein Blitzstrahl für sie; in seinen erloschenen und roth geweinten Augen sah sie den nahen Tod, und bebte. — Choiseul studierte mit zu vieler Sorgfalt jede ihrer Bewegungen, als daß ihm hätte entge-

hen können, sie ahne ihren Zustand. Sein Herz blutete noch heftiger, wenn er bedachte, daß diese Ahnung ihre letzten Tage vergiften und ihr Ende vielleicht beschleunigen werde. Er that sich daher übernatürliche Gewalt an (wenn man das so nennen darf, was man der Geliebten heilsam glaubt): er ging zu ihr mit erkünstelter Heiterkeit, und vertrauete ihr, er habe einen Verdruß gehabt, der ihn einige Tage mißmuthig gemacht, aber nun vorüber sey. Das beruhigte die Kranke, wenigstens zum Theil.

Am folgenden Tage kaufte er ein prächtiges Halsband von Diamanten für 48000 Franken, und verpfändete, um es bezahlen zu können, das einzige kleine Gut, das er besaß. Mit diesem Geschenk trat er lächelnd zu der Kranken. „Sieh, meine Liebe," sagte er: „ich habe da etwas für dich gekauft. Es kostet nicht mehr als 2000 Louisd'or, und ist weit mehr werth, wie du siehst; darum eilte ich, den Handel abzuschließen, ob wir gleich erst im September sind, und du dich nicht eher als im Winter damit wirst putzen können.

Denn

Denn von deiner Kränklichkeit bleibt ja doch jetzt nur noch eine sehr natürliche Schwäche zurück; aber in zwei Monaten kannst du gewiß wieder ausgehen, und dann trägst du dies Halsband auf den Hofbällen." —

Mit heiterem Auge hing, während er so sprach, die Gattin an seinen Blicken; Hoffnung und Freude kehrten in ihr Herz zurück, und mahlten sich in ihren Zügen. Der edle Gatte stand vor ihr, und beobachtete mit Wehmuth ihre Freude, die er nicht mit ihr theilen konnte. — Von diesem Tage an war die Kranke völlig beruhigt. Ihre Diamanten zeigte sie allen, die zu ihr kamen, und, außer dem sichtbaren Vergnügen, sich auf ihres Gemahls freigebige Liebe etwas zu gute zu thun, schien es auch, als ob sie mit diesem Schmucke zugleich den unwidersprechlichen Beweis ihrer nahen Genesung vorzeigen wolle. — Sie lebte noch über drei Wochen, und blieb heiter bis zum letzten Augenblicke. Sanft entschlief sie in den Armen ihres still weinenden Gatten. — Nach ihrem Tode wollte die Familie das Halsband zurückgeben;

Choiseul nahm es aber nicht. „Nichts war mir zu theuer,“ sagte er, „um meiner Geliebten eine ruhige Sterbestunde zu erkaufen; diesen Zweck habe ich erreicht, und darf also keinen Anspruch mehr auf diese Diamanten machen, ohne mir selbst einen Theil jenes tröstenden Bewußtseyns zu rauben.“

Marie Moulin zu Frankfurt am Main.

Nicht lange nachher, als die Preußen Mainz entsetzt hatten, ließ sich auf der Zeil ein Mädchen in reinlicher, aber veralteter Kleidung sehen. In sich gekehrt, und gramvoll, stand die blasse, hagere Gestalt, und sah Vor= wie Nachmittags mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, harrte unermüdet — eilte, wenn der Abend einbrach, zur dürftigen Wohnung, und kehrte mit Sonnenaufgang zu ihrem Standorte zurück. Die Fragen der Neugierigen blieben mehrere Jahre hindurch unbeantwortet. Das Trauerbild schloß sein Inneres

res gegen Niemand auf — nährte sich, wenn Hunger es überwältigte, mit trockenen Brosamen aus der Tasche, und sah immerwährend der Ankunft — Niemand wußte, wessen? — entgegen. Ein fremder Officier hatte der Trauernden vor vier Jahren die Ehe versprochen, ihr ewige Liebe geschworen und sie nach Frankfurt beschieden. Dort sollte sie auf ihn warten. — Sie trauete dem Schwur des Falschen, stand und harrte — hoffte von einem Tage zum andern, und verwendete von der Gegend, wo der Geliebte herkommen sollte, nur dann auf kurze Zeit das Auge, wenn der Zufall einen Officier an ihr vorbeiführte, dem sie dann so lange mit starrem Blicke nachsah, bis er ihr aus den Augen verschwunden war. Zwei jungen Mädchen verdanken wir den Aufschluß über die Geschichte dieses irren Kopfes, dieses gebrochenen Herzens. Bist du Braut? antwortete sie auf die Anrede des einen Mädchens; — denn nur eine Braut kann mich verstehen. Auf die Versicherung jener, sie sey Braut, schloß die Verlassene ihr Inneres auf — erzählte von ihrem

rem nahen Glücke, und daß ihr Geliebter sicher nicht ausbleiben, daß er gewiß zurückkehren werde, sie abzuholen; daß sie, um ihm sogleich kenntlich zu seyn, nie das Kleid ablege, worin er sie zum ersten Mal gesehen; daß sie deshalb nicht von der Stelle weiche, die er ihr bezeichnet habe, ihn zu erwarten; daß . . . Doch genug! — Die Unglückliche kommt nicht mehr zum Vorschein. Sie wusch und trocknete jede Nacht das Kleid, in dem sie einst des Falschen Herz gewonnen zu haben glaubte; sie wusch und trocknete es so lange, bis es in Lumpen zerfiel, und ihre Blöße nicht mehr deckte. Der Officier blieb aus. Das Andenken der Unglücklichen ist erloschen.

Alexandre Claude le Jau.

Nein, dieser Nahme darf nicht untergehen, obgleich der, welcher ihn einst trug, kaum das Knabenalter überschritten hat.

Kurze Zeit nachher, als die Universität zu Paris, zur Aufmunterung und Nacheiferung, Preise gestiftet hatte, die jährlich in einer öffentlichen Versammlung ertheilt wurden, studirte Alexander le Jau in dieser vortrefflichen Anstalt. Die ausgesetzten Preise spornten seine Ehrbegierde mächtig an, und er beschloß, die höchste Anstrengung nicht zu scheuen, um auch einmal einen Preis zu erringen. Im Jahre 1748 war er zum ersten Mal unter den Mitbewerbern; aber — sein Nahme wurde nicht genannt. Traurig, doch nicht muthlos, schlich er nach Hause, und verdoppelte seine Bemühungen. Im Jahre 1749 erhielt er ein Accessit. Stolz, aber nicht befriedigt, ging er nach Hause, und verdreifachte sein Bestreben. Die Zeit der Preisvertheilung rückte abermals heran. Er lieferte seine Arbeiten mit klopfendem Herzen ab; doch ehe der Tag der Entscheidung erschien, legte er sich krank auf sein Lager und — starb. Noch in dem letzten Augenblicke bat er seinen Vater, doch ja der Preisaustheilung beizuwohnen. Der gebeugte Vater erfüllte dies Verlan-

langen. Er stand finster unter den Zuschauern, und betrachtete die muntere Jugend, unter welcher ihm kein Sohn mehr blühte. Aus seiner hinstarrenden Betäubung weckte ihn plötzlich der Nahme des geliebten Todten, dem laut der erste Preis zuerkannt wurde. Er zitterte heftig, und wollte den Umstehenden seine Thränen verbergen; kaum aber hatte er sich wieder ein wenig gefaßt, so erscholl der Nahme Alexander le Jau zum zweiten Male: — der Jüngling hatte auch den zweiten Preis errungen. Von Schmerz zermalmt, wollte der Vater sich nun durch die Menge fortdrücken; aber der Nahme des Sohnes erreichte ihn zum dritten Male: auch der dritte Preis war sein. Kurz, in jeder Gattung blieb Alexander Jau an diesem Tage Sieger.

Herr Piat, der damalige Syndikus der Universität, proklamirte die Nahmen der Ueberwinder. Als er nun so oft und immer wieder auf denselben Nahmen stieß, ließ er endlich unwillkürlich die Liste fallen, brach in Thränen aus, und stammelte einige herzliche Worte zum Lobe des zu früh

Ver-

Verstorbenen. Die ganze Versammlung schluchzte — es war die rührendste Todtenfeier.

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig.

Erzählung, wie einst Ludwig XIV. das Fest der heil. drei Könige im Kreise seines Hofes froh beging. Man wird auch hier den Geschmack, den Geist und die anständige Fröhlichkeit wieder finden, durch welche Ludwig alle seine Freuden zu würzen verstand.

In einem großen Saale waren fünf Tafeln aufgeschlagen: eine für die Prinzen und Herren, die vier andern für die Damen; jedoch die erste derselben unter dem Vorsitze des Königes, und die zweite unter dem Vorsitze des Dauphin. Man loos'te an allen fünf Tischen durch Bohnen, auf die übliche Weise. Das Loos fiel an der Tafel der Herren auf den Oberstallmeister, der folglich König wurde. An jeder der vier andern Tafeln ward eine Dame als Königin ausgerufen. Hierauf wähl-

wählten der neue König und die neue Königin Minister in ihren Staaten, und ernannten Ambassadöre und Ambassadricen, um den benachbarten Mächten ihr Compliment zu machen, und ihnen Allianceen oder Traktaten vorzuschlagen. Ludwig XIV. selbst begleitete die Ambassadrice seines Tisches, und führte das Wort für sie. Er sagte dem Oberstallmeister sehr verbindliche Dinge, und bat um dessen Protektion. „Die sey Ihnen gewährt," versetzte der Bohnenkönig! „denn wenn Ihr Glück etwa noch nicht gemacht ist, so verdient es in der That gemacht zu werden."

Die Ambassade verfügte sich hierauf zu den übrigen Tischen, und wurde nachher von diesen gebührend erwiedert. Mehrere Herren und Damen legten in ihre Vorträge so viel Geist und Witz, so glückliche Anspielungen und so feine Scherze, daß die ganze Gesellschaft dadurch höchst angenehm unterhalten wurde. Der König selbst fand so viel Geschmack daran, daß er in der nächsten Woche das Fest wiederholte. Dies Mal wurde er selbst

Boh=

Bohnenkönig, und empfing die Glückwünsche mit der ihm eigenen edlen Freundlichkeit.

Eine Prinzessin, eine seiner natürlichen Töchter, die als leichtsinnig bekannt war, ließ ihn durch ihren Gesandten um Schutz gegen alle Unannehmlichkeiten bitten, die ihr im Leben zustossen könnten. „Es sey," versetzte der König, „wenn sie sich die Unannehmlichkeiten nicht selbst zugezogen hat." Diese Antwort gab einem Hofmanne Gelegenheit bei Seite zu flistern: der König fällt aus seiner Rolle. — An der Tafel der Herren steckte man einen in Fastnachtskleider, und spazierte mit ihm, bei dem Gesange drolliger Triumphlieder, durch den Saal. — Den gänzlichen Beschluß des Festes machte das Vorlesen einer seltsamen Klage, die ein frömmelnder Landjunker eingereicht hatte. Er beschwerte sich nehmlich über die Unsittlichkeit seiner Bauerdirnen, und wollte ihnen durchaus einen Prozeß an den Hals werfen, weil sie so kurze Aermel trügen, daß man ihre bloßen Arme sehen könne. — (Wohl unsern Damen, daß es heut zu

Tage solche skrupulöse Landjunker nicht mehr giebt!) — Der König und der ganze Hof ergötzten sich sehr an dieser Klage, und die fröhliche Stimmung erhielt sich bis spät in die Nacht.

Camoens.

Es ist vor einiger Zeit eine Englische Uebersetzung der Lusiade von Camoens erschienen, und der Uebersetzer, Mickle, hat eine interessante Biographie des Dichters hinzugefügt, von der ich hier einen Auszug liefere. Camoens war aus einer alten adelichen Familie aus Spanien entsprossen; er wurde 1517 zu Lissabon geboren. Noch als Kind verlor er seinen Vater und sein Vermögen zugleich, durch einen Schiffbruch an der Küste von Goa. Seine Mutter schickte ihn auf die Universität von Coimbra, wo er seine Talente entfaltete. Nach seiner Zurückkunft erschien er bei Hofe. Er war schön, besonders rühmt man seine ausdrucksvollen Augen. Den Firniß des Hofes erwarb er

sich

sich bald, und wurde der Liebling der Damen, der Mann in der Mode. Der Hof von Lissabon war damals ein Schauplatz galanter Intriguen. Camoens verliebte Abentheuer sind nicht genau bekannt, es scheint aber, er habe seine Augen höher geworfen, als ihm zukam, denn er fiel in Ungnade wie Ovid, und wurde verbannt. Seine Sonnette verrathen die Quelle dieses Unglücks. In der Einsamkeit fing er nun sein berühmtes Gedicht über die Entdeckung von Indien an. Als Johann III. eine Expedition gegen die Afrikanische Küste unternahm, ging er mit und focht tapfer. In einem Seetreffen war er unter den ersten, die da enterten, und verlor das rechte Auge. Er entsagte aber weder Bellonen, noch den Musen, und hielt, wie Kleist, in einer Hand den Degen, in der andern die Feder. Sein militärischer Ruf erwarb ihm die Verzeihung des Hofes, er kam zurück. Ein Auge hatte er nun zwar weniger, aber mit zwei Gattungen von Lorbeern bekränzt, konnte er dem Neid und der Verläumdung nicht entgehn, auch den Ehemännern schien er noch immer

gefährlich. Man neckte ihn so lange, bis er beschloß, sein Vaterland ganz zu verlassen. Im Jahr 1558 ging er nach Indien, und, indem er die Ufer des Tago hinabfuhr, rief er aus: Ingrata patria! non possidebis ossa mea! (undankbares Vaterland! in dir sollen meine Gebeine nicht ruhen!) Er dachte freilich nicht, daß es ihm in Indien noch schlimmer gehen würde. Bei seiner Ankunft war eben ein Krieg zwischen dem Könige von Cochin und Pimento ausgebrochen. Ohne auszuruhen, begab sich Camoens sogleich zu dem erstern, und zeichnete sich bei den Einwohnern der Insel Alagoda aus. Ueberhaupt war er die Seele dieser Expedition, so bescheiden er sich auch in seinen Schriften darüber ausdrückt. Darauf machte er eine Reise nach dem rothen Meere, beschrieb Afrika's wilde Ufer als Dichter, und klagte dazwischen über die Trennung von der Geliebten. Bei seiner Zurückkunft nach Goa arbeitete er wiederum fleißig an der Lusiade. Doch sein Hang zur Satire erweckte ihm in dem Vicekönig Bareto einen rachsüchtigen Feind, der ihn bald nach China ver-

bann-

bannte. Dummköpfe haben, öfter als man glaubt, das Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit. Stehen si in hohen Aemtern, so verbergen sie, um nicht durchschaut zu werden, das Bewußtseyn ihrer Schwäche hinter einem feierlich steifen Aeußern; jeder durch sein Genie ihnen überlegene Mensch, ist ihr natürlicher Feind, und eine Art von Instinkt treibt sie an, ihn zu meiden oder zu entfernen. Das war die Quelle von Bareto's Haß. Dumm, grausam und geizig, hatte er sich in Indien blos durch Bedrückungen und Blutvergießen ausgezeichnet.

Aber auch in Macao erwarben Camoens große Talente ihm Freunde; er erhielt sogar eine Stelle in der Administration, und in Nebenstunden opferte er den Musen. In fünf Jahren sammelte er ein mäßiges, für ihn hinreichendes Vermögen. Indessen war Dom Constantin von Braganza Vicekönig von Indien geworden, und Camoens durfte zurückkehren. Sein eigensinniges Schicksal aber wollte, daß er Schiffbruch auf der Küste von China leiden mußte; er verlor alles — nur seine Lu-

siade nicht: denn er schwamm an's Ufer, ruderte mit einer Hand und hielt mit der andern das Gedicht hoch empor. So kam er an ein unbekanntes Ufer, wurde aber freundlich aufgenommen, und erwähnte dessen dankbar im zehnten Gesang der Lusiade. Er mußte hier lange harren, bis ein Schiff ihn nach Goa brachte, wo man ihn mit Auszeichnung empfing, und er ein glückliches Leben führte, so lange Don Braganza Vicekönig war. Als aber Graf Redondo diesen ersetzte, erwachten seine Feinde wieder: man beschuldigte ihn der Veruntreuungen in seinem Amte zu Macao. Redondo ließ ihn ins Gefängniß werfen; er gewann seinen Proceß ehrenvoll, und seine Ankläger standen als beschämte Verläumder da. Was half es? er konnte das Gefängniß doch nicht verlassen, denn nun hielten seine Gläubiger ihn fest. — Die Edelleute am Hofe zu Goa schämten sich doch endlich, einen so verdienstvollen Mann länger in Fesseln schmachten zu sehn; sie befreiten ihn, und er that wieder Kriegsdienste. Einige Zeit darauf lud ihn Peter Barretto, Gouverneur von Sofala, unter

den

den glänzendsten Versprechungen, zu sich ein. Die isolirte Lage von Sofala machte diesen Ort zu einer Art von Exil, und der Gouverneur wünschte Gesellschaft. Aber — nach Art der Großen — wollte er nur unterhalten seyn, ohne selbst etwas zur Unterhaltung beizutragen. Camoens wurde dieses Frohndienstes bald überdrüssig, und beschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Das konnte ihm nun zwar Barretto nicht verwehren, erlaubte sich aber ein schändliches Mittel, seine Abreise zu verhindern: er foderte nehmlich Bezahlung von ihm für Quartier in seinem Hause und Unterhalt an seinem Tische. Als ob ein Mann von Genie, der sich dazu versteht, einem schwer zu amüsirenden großen Herrn Gesellschaft zu leisten, seinen Teller voll Suppe nicht dreifach bezahlte? — Cabral und Sylveira, zwei Portugiesische Edelleute, wurden durch dieses Betragen empört; sie bezahlten für Camoens, und nahmen ihn mit sich. So, sagt Faria, verkaufte Barretto seine Ehre sammt dem Dichter.

Nach einer Abwesenheit von sechzehn Jahren erschien Camoens wieder in Lissabon, gerade als die Pest dort wüthete. Drei Jahre nachher gab er sein Gedicht heraus, in welchem er den jungen sechzehnjährigen König Sebastian so fein lobte, daß dieser ihm eine Pension von 4000 Realen gab, unter der einzigen Bedingung, daß er an seinem Hofe leben solle. Sebastian verlor aber die Krone durch die Schlacht bei Alcazar. Sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, nahm dem Dichter die Pension wieder, weil er, am Schluß seiner Lusiade, dem jungen König den Rath gegeben hatte, die Pfaffen von der Regierung entfernt zu halten, welches offenbar auf den Kardinal gemünzt war. — Von nun an mußte er alle Arten von Leiden und Vernachlässigungen erdulden. Man machte ihm unter andern auch ein Verbrechen daraus, daß er den Untergang Portugalls prophezeihet hatte. In Armuth und Mangel mußte er schmachten. Ein einziger schwarzer Bediente, den er von Java mitgebracht, und der ihm auch bei dem Schiffbruch an den Chinesischen Küsten das Leben soll gerettet

haben, blieb ihm in jeder Lage treu, und bettelte für seinen Herrn auf den Strassen von Lissabon, bis der unglückliche Camoens 1579 im 62sten Jahre im Elend starb. — Gleich nach seinem Tode ging es wie gewöhnlich: mehrere Städte stritten um die Ehre, ihn hervorgebracht zu haben; eine Menge Grabschriften verkündeten seinen Ruhm; die Lusiade wurde in allen Sprachen übersetzt. Hätte er nicht unberufen die Wahrheit immer auf den Lippen getragen, sein Ende wäre glänzender gewesen. Aber die Großen verlangen nun einmal von einem Dichter, er solle nur dichten.

Das Grab auf dem Hügel.

An einem heitern Sommerabende saß die alte Frau von Birkenhayn mit ihren Töchtern auf einer Rasenbank an der Landstraße, die von Paderborn nach Lippstadt führt. Ein paar hundert Schritte davon schimmerte das rothe Dach ihres

Schlosses zwischen einer Gruppe von Bäumen hervor, und die Sonne warf eben ihre letzten Strahlen auf die Thurmfahne. Die Schwalben schwirrten, die Mücken tanzten, die Käfer summten, Fräulein Babet sang ein munteres Liedchen, Fräulein Lottchen pflückte blaue Blumen zwischen den hohen Kornähren, und die Mutter senkte den ernsten Blick zur Erde, indem sie mit einem Spazierstock Figuren in den Staub zeichnete.

Siehe da wankte ein Greis am Stabe langsam daher, und blieb in einiger Entfernung zweifelhaft stehen. Seine armselige Kleidung, sein Silberhaar, und das mühsame Fortwanken sprachen jedes Herz um Hülfe an. Lottchen erblickte ihn zuerst, hüpfte herbei und machte ihre Mutter aufmerksam auf die Erscheinung. Noch stand der Greis, und seine Blicke irrten furchtsam umher; ein Abendlüftchen rauschte mit einem Seufzer beladen vorüber.

Jetzt trat er schüchtern näher, und ließ die Damen in ein hohles Auge schauen, in dem der nahe Tod bereits das Flämmchen ausgelöscht hatte.

Nur

Nur ein Funke glimmte noch, aber freundlich wie ein Nebelstern. Die Töchter stießen die Mutter sanft an, als wollten sie sagen: liebe Mutter, hilf ihm! der Mutter Auge antwortete gütig: von Herzen gern!

„Darf ein armer kranker Mann," sprach der Greis in gebrochnem Deutsch, „hier um ein Nachtlager bitten?"

Die bescheidne Bitte wurde gern bewilligt; die Töchter nahmen ihn in ihre Mitte, warneten ihn vor jedem Stein, halfen ihm über den schmalen Steg eines rauschenden Baches, und geleiteten ihn sicher bis ins Schloß. Dort erzählte er, von einem Glase Hochheimer erquickt, wie er auch vormals reich und vornehm gewesen; wie er auch solche Schlösser besessen, und nun, durch die unglückliche Revolution in seinem Vaterlande zum Bettler geworden, der zwar selten bei guten Menschen vergebens Hülfe suche, vom Himmel aber vergebens die größte Wohlthat, den Tod, erflehe!

Frau von Birkenhayn hörte ihm gerührt zu; sie forschte mit Theilnahme nach seinem Geburts-

lande, und als er die Franche Comté nannte, schien sich ihre Rührung zu verdoppeln. Sie wünschte seinen Namen zu wissen, er stockte einen Augenblick, dann sprach er den Namen Philibert aus.

Man räumte ihm ein niedliches Zimmer gegen Osten ein, um ihn durch die Morgensonne zu erquicken; man trug liebreiche Sorge für ihn, Fräulein Babet brachte ihm selbst das Frühstück und Fräulein Lottchen einen Rosenstock. Den Abend vorher hatten sie deutsch mit ihm gesprochen, jetzt wurde er angenehm überrascht, als sie ihn in seiner Muttersprache anredeten, und das mit einer Geläufigkeit, mit einem so richtigen Accent, wie er noch nie von deutschen Lippen gehört hatte. Sie führten ihn in den Garten, dessen eine Hälfte im englischen Geschmack angelegt war. Dort wurde er auf einem Hügel unter bemoosten Fichten durch den Anblick eines Grabmals überrascht: einer Urne, mit der einfachen Inschrift: meinem Philipp, neben welcher ein Genius, von Doells Meisterhand, die Fackel auslöschte. Eine Thränen-

nenweide bog sich über die Urne, und ließ ihre Tropfen von jedem Blatte fallen. Der traurende Genius, das sanfte Geräusch der fallenden Tropfen, das Säuseln des Windes in den Gipfeln der Fichten und die Dämmrung in ihren Schatten, stimmten jedes Herz zur Schwermuth. Mit beklemmter Brust fragte der Greis: „Was bedeutet das?“

„Hier liegt unser Stiefbruder begraben,“ antwortete Fräulein Lottchen; „er starb als ein Knabe von zehn Jahren. Hier weint unsere gute Mutter oft Stundenlang, und an seinem Sterbetage verläßt sie den Hügel nicht, bis es Abend wird.“

„Laß uns weiter gehn,“ sagte Fräulein Babet, „es ist hier so traurig, wir hatten uns vorgenommen, den Ort nicht eher als am 17ten August wieder zu betreten, und auch dann nur, weil es die Mutter wünscht.“

Der Greis. Warum eben am 17ten August?

Fräulein Lottchen. Das ist eben Philipps Sterbetag, den sie immer allein hier zuzubringen pflegt,

pflegt, aber dießmal sollen wir ihr Gesellschaft leisten.

Fräulein Babet. Sie sagt, wir wären nun erwachsen, und sie halte es für Pflicht, uns ihre Geschichte zu erzählen; dazu sei sie an jenem Tage am besten gestimmt.

Unter diesem Gespräch führten sie den Greis zurück ins Schloß, und baten ihn, bis zum Mittagsessen in einem Zimmer zu verweilen, wo er eine auserlesene Sammlung französischer Schriften antraf. Was er sah und hörte, setzte ihn in Erstaunen; er hatte Westphalen die Kreuz und Quer durchzogen; er wußte, daß man da vortreffliche Schinken räuchere; aber französische Bücher und so gebildete Menschen waren ihm bis jetzt nicht vorgekommen. Bei Tische wurde das Gespräch von den Töchtern in französischer Sprache fortgesetzt, die Mutter aber — ob sie gleich durch ihre Theilnahme verrieth, daß sie Alles verstand — sprach immer deutsch.

Philibert, durch die Herzlichkeit und zarte Schonung, mit der man ihn behandelte, aufgemun-

muntert, fing an, die Schüchternheit der Armuth abzulegen. Er sprach wenig, aber gut; er verrieth Kenntnisse in allen Fächern, und besonders Weltkenntniß. Frau von Birkenhayn schien ihm geflissentlich Gelegenheit zu geben, seine Grundsätze und Meinungen zu entwickeln, und er that es mit einer Offenheit und Feinheit, die seine Zuhörer entzückte.

Nach dem Essen führte ihn die Mutter in ihr Cabinet. „Mein Herr, sagte sie, Armuth ist immer ein unwillkommner Gast, am meisten im Alter. Ihr Schicksal rührt mich tief. Es gilt gleichviel wer Sie sind? ob Sie Philibert heißen? ob Sie einen Meierhof oder ein Marquisat einbüßten. Wer durch seine Bildung ein Mann von Stande wurde, der bleibt es immer, das Glück möge wechseln wie es wolle. Diese Gesinnungen, hoffe ich, werden mir Ihr Zutrauen erwerben. Und nun erlauben Sie mir, Sie zu fragen: „haben Sie Aussichten für die Zukunft?"

Philibert. Keine.

Frau v. Birkenhayn. Gefällt es Ihnen in meinem Hause? Wollen Sie bei mir bleiben?

Philibert. Ach Madam! ich stehe am Rande des Grabes, am liebsten würde ich freilich hier sterben, aber ich habe schon so manchem zur Last gelebt, daß ich herzlich wünschte, wenigstens durch meinen Tod Niemanden mehr zu belästigen.

Frau v. Birkenhayn. Ruhe und Pflege, Wohlwollen und Freundschaft werden Ihre Tage verlängern. Auch sollen Sie eine gemächlichere Existenz nicht als Wohlthat von mir annehmen, sondern mich reichlich dafür bezahlen.

Philibert. Wie könnte ich das?

Frau v. Birkenhayn. Sie haben meine Töchter gesehn, es sind gute, liebenswürdige Geschöpfe, aber völlig unerfahren und gänzlich unbekannt mit der Welt, mit dem, was man guten Ton zu nennen beliebt. Auf dem Lande erzogen; gewohnt, aus jedem Munde die Wahrheit zu hören, weil hier Niemand etwas zu verbergen hat, nehmen sie auf Treu und Glauben ein höfisches Compliment für eben so wahr, als den Morgengruß

gruß meiner Bauern. Sie halten die ganze Welt für ehrlich, ihr Herz ist jedem Eindruck offen — ich zittre für die Zukunft! — Sie, mein Herr, scheinen mir der Mann, der diese Sorge von meinem Herzen abwälzen könnte. Ihr Umgang, Ihre Erfahrung, Ihr ehrwürdiges Alter, Ihre Art sich auszudrücken, die Leichtigkeit, mit der Sie practische Lebensweisheit anschaulich zu machen wissen, die unterhaltenden Anekdoten, mit welchen Sie Ihre Lehren zu würzen verstehn — Alles das läßt mich wünschen, daß Sie einer besorgten Mutter beistehen möchten, die letzte Hand an die Bildung ihrer geliebten Töchter zu legen.

Philiberts blasse Wangen färbten sich einen Augenblick durch den sanften Hauch der Dankbarkeit. Er nahm gerührt den Vorschlag an, den er mehr für ein Vehikel schonender Wohlthätigkeit hielt, und verhieß, so viel sein siecher Körper ihm verstatte, dem Zutrauen der Mutter zu entsprechen. Von Bestimmung eines Gehalts war nicht die Rede. „Wer meiner Kinder Herz und Geist bildet,

sag=

sagte Frau von Birkenhayn, der ist Herr in meinem Hause, so gut als ich."

Von nun an war Philibert der unzertrennliche Gesellschafter der beiden Töchter. Er wählte ihre Lectüre, und unterbrach sie oft durch lehrreiche Anmerkungen. Er begleitete sie auf Spaziergängen, lagerte sich mit ihnen im Grünen, und entwarf auf dem Schauplatze der Natur Gemälde aus der unnatürlichen großen Welt. Babet und Lottchen gewöhnten sich bald so sehr an ihn, daß sie ihn keinen Tag missen konnten. Er gewann ihr kindliches Zutrauen; mit Liebe und Ehrfurcht horchten sie auf die väterlichen Lehren, und seine Aussprüche waren Orakel.

Noch hat der Leser kein Wort von dem Herrn von Birkenhayn gehört; das kömmt daher, weil es Menschen giebt, um die man ungern ein Wort verliert. Er war ein wackerer Jäger, ein guter Pferdekenner, aß gern Schinken und Pumpernikel, und bekümmerte sich übrigens um nichts in der Welt. Als man ihm Philibert vorstellte, fragte er ihn, was bei der Revolution aus den königlichen

lichen Jagdhunden geworden? und als Philibert diese Frage nicht zu beantworten wußte, kehrte er ihm den Rücken zu. Die Nachricht, daß der Fremde die Ausbildung seiner Töchter übernommen, war ihm theils gleichgültig, theils lächerlich. Gleichgültig, weil er meinte, die Mädchenerziehung schlage nicht in sein Fach, und lächerlich, weil Philibert ja doch von der Wirthschaft nichts verstünde. Er war überhaupt in seinem Hause selten sichtbar, denn noch vor Tage zog er auf die Jagd, und dabei befand er sich wohl, und seine Familie noch besser. Weiter wissen wir nichts von ihm zu sagen, auch wird er in dieser Geschichte hoffentlich sonst keine Rolle spielen.

Sechs Wochen waren nun verstrichen, seit Philibert in diesem Hause eine Freistatt fand. Der 17te August brach an; es war ein trüber schwüler Tag. Herr von Birkenhayn zog, wie er immer pflegte, an diesem Tage früher wie gewöhnlich zu Holze, und kam nicht eher als nach Sonnenuntergang zurück. Die weinende Mutter blieb unsichtbar; Philibert speisete allein mit den Töchtern;

es herrschte während der Mahlzeit eine dumpfe Stille.

Nach dem Essen kündigte ein Bedienter an, die gnädige Frau lasse bitten, zu ihr auf den Hügel zu kommen. Lottchen und Babet gehorchten mit unruhiger Erwartung, der bescheidene Philibert wollte zurückbleiben. Aber ein zweiter Bote lud auch ihn zur Gesellschaft und er gieng. Auf dem Piedestal der Urne saß die Mutter mit rothgeweinten Augen, und die Töchter lagen neben ihr im Grase, und pflückten still und mit beklommner Brust hier und da ein Blümchen.

Wehmüthig freundlich hieß Frau von Birkenhayn den Greis willkommen. „Setzen Sie sich, sagte sie, Ihre Gegenwart ist hier nicht überflüssig. Ich habe diesen Tag bestimmt, um meinen Töchtern das Gemälde meines unglücklichen aber schuldlosen Lebens darzustellen. Sie sind nunmehr in dem Alter, wo meine traurige Erfahrung ihnen nützen kann, und wenn mein Beispiel bei der Wahl eines Gatten ihnen vor Augen schwebt, so habe ich nicht umsonst gelitten."

„Nicht

„Nicht allein der Tod eines einzigen, geliebten Sohnes,“ fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „ist es, den ich an dem heutigen Tage beweine; nein! dieser Tag ist das Gedächtnißfest aller meiner entflohenen Freuden! — Freundschaft und Jugendglück, Liebe und Vaterland, euch fließen diese Thränen! Kinder! ehrt meinen Schmerz, und mildert ihn durch das Versprechen, euch zu hüten vor einer frühen Heirath. Um dich, meine muntere Babet, bin ich weniger besorgt, als um dich, mein sanftes Lottchen. Ich war auch funfzehn Jahr alt, da ich, wie du, mein Haar mit Kornblumen kränzte, unwillkührliche Seufzer in den Gesang der Nachtigall mischte, und eine kindische Freude über meine Rosenstöcke hatte. Das ist der Augenblick, wo das Bedürfniß zu lieben, auch einem unwürdigen Jüngling Reize und Tugenden leiht; wo ein Jeder dich überreden kann, er werde mit ewiger Treue an dir hängen, weil ein solcher Schwur in einem solchen Augenblicke dir selbst so leicht zu erfüllen scheint. Kurz, du glaubst in seinem Herzen zu lesen, wo nur dein eignes Gefühl

fühl sprach, und schmückst ihn mit Eigenschaften, die nur das Verlangen zu lieben deiner entglühten Einbildungskraft lieh."

„Ein Jüngling bewarb sich um meine Hand, der mit Geist und Schönheit einen hohen Grad von Leichtsinn verband. Er war der Erste, der mir huldigte, Natur und Eitelkeit redeten ihm das Wort in meinem Herzen, und ich liebte ihn mit aller Schwärmerei der ersten Leidenschaft. Mein ernster Vater schüttelte den Kopf, war bekümmert und warnte mich vergebens. Ich bildete mir ein, den Leichtsinnigen durch meine Reize zu fesseln; durch Bitten und Thränen bestach ich die väterliche Zärtlichkeit, und endlich seine Einwilligung zu einem Bunde, der leider nur allzurasch geknüpft wurde."

„Ihr lieblichen Flitterwochen! wie schnell rauschtet ihr vorüber! wie bald zerfloß der süße Wahn, daß ich meinem Gatten Alles sei! Kaum war ein halbes Jahr verstrichen, als ich die auffallende Veränderung in seinem Betragen mir selbst nicht länger verbergen konnte, troß aller Ent-

schuldigungen, die meine erfinderische Liebe ihm zu leihen wußte. Er war halbe Tage abwesend, schwärmte oft bis tief in die Nacht, und wenn er zuweilen einige Stunden bei mir aushielt, so glaubte ich in seinen Blicken eine erzwungene Freundlichkeit zu lesen; er war zerstreut, antwortete mir oft verkehrt, erwiederte meine Liebkosungen mit frostiger Höflichkeit, zuweilen gar mit mürrischer Ungeduld."

Eine dienstfertige Kammerjungfer, die mir allerlei Geschichtchen zutrug, ließ mich nicht länger in Zweifel, daß ich aus einem feurig geliebten Mädchen eine kühl verehrte Ehefrau geworden. Ich mußte mit einer frostigen Achtung mich begnügen, indessen elende Dirnen um seine Zärtlichkeit buhlten. Das Sonderbarste war, daß in dem Grade, in welchem seine Liebe abnahm, seine Eifersucht wuchs. Er fühlte vermuthlich sein Unrecht, er fühlte, daß es mir leicht seyn würde, mich zu rächen, und seine Eitelkeit zitterte vor meiner Rache. Oft, wenn er seine lockeren Spießgesellen in unser Haus führte, und mit ihnen an

der Tafel schwelgte, bewachte er meine Blicke mit einer Aengstlichkeit, die sein schuldiges Gewissen verrieth. An solchen Tagen pflegte er sich auch zärtlicher als gewöhnlich gegen mich zu stellen, vermuthlich, um etwa den aufkeimenden Gedanken an Rache in mir zu ersticken."

„Ach! ich war weit entfernt mich zu rächen. Ich weinte nur im Stillen, machte ihm nie Vorwürfe, heiterte mein Gesicht auf, wenn er hereintrat, und hatte es darauf angelegt, ihn durch großmüthige Schonung zu rühren. Aus Romanen wußte ich, daß Schweigen und Leiden, verdoppelte Zärtlichkeit und stilles Dulden, schon manchen Verirrten auf die Bahn der Tugend zurückgeführt hatten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als ihn einst auf einer Untreue zu ertappen; dann — wenn er beschämt und zerknirscht vor mir stünde — dann wollte ich ihm um den Hals fallen und verzeihen! Stundenlang konnte meine Einbildungskraft sich mit dem Gemälde beschäftigen, wie er reumüthig an meinen Busen sinken, Worte stammeln, Thränen vergießen, und durch

er-

erwachte Liebe meine Großmuth vergelten würde."

„Der Zufall begünstigte diesen schwärmerischen Plan. Ich hörte eines Morgens von ohngefähr, daß er gesonnen sei, den Abend auf die Maskerade zu gehn. Sogleich stieg der Wunsch in mir auf, dort unerkannt mit ihm zusammen zu treffen. Wenn es mir gelingt, dachte ich, ihn unter irgend einer Verkleidung an mich zu locken, wenn er mit der Unverschämtheit eines Abentheurers mich um ein Rendezvous bittet, dann folge ich ihm, wohin er mich auch führen möge; die Gegenwart meines Gatten schützt mich vor jeder Mißdeutung, selbst in dem verdächtigsten Hause. Wenn er dann in dem Augenblicke, wo ihm ein galantes Abentheuer zu winken schien, die Maske von meinem Antlitz fallen sieht — wenn er sein Weib erkennt — Ha! welch ein Triumph meiner Unschuld! welch ein Sieg meiner Großmuth!"

„Durch dieses Bild in Feuer gesetzt, glühten meine Wangen, klopfte ungestüm mein Herz. Aber wie sollte ich erfahren, in welcher Kleidung mein

Mann auf dem Maskenball erscheinen, woran ich ihn erkennen würde? — Ihn darum fragen? das konnte Argwohn erwecken. Seinen Kammerdiener ins Interesse ziehn? das war gegen meine Grundsätze. Fast hätte ich mein Vorhaben aufgegeben, als er zufälligerweise in mein Schlafzimmer trat, um, wie er sagte, mir einen Morgenbesuch zu machen, dessen Kürze er damit entschuldigte, daß er genöthigt sei, augenblicklich zu einem Maskenverleiher zu fahren, um sich eine Kleidung für diesen Abend zu wählen."

„Er ging, ich hörte seinen Wagen fortfahren, und ohne weiter zu bedenken, was ich that, warf ich einen Mantel um mich, eilte die Treppe hinab, als er eben einstieg, warf mich in eine Miethkutsche, die ich an der nächsten Ecke fand, und befahl dem Kutscher, meines Mannes Wagen langsam zu folgen, und eben da zu halten, wo jener halten würde. Nach wenigen Minuten gelangten wir in die Straße St. Honoré." —

„Wie, Madam! rief Philibert: diese Scene ging in Paris vor?"

„Ja

„Ja, mein Herr, ich bin eine Französin, Ihre unglückliche Landsmännin, die sich alle Mühe giebt, ihre Muttersprache zu vergessen, und mit ihr alle die süßen Schmeichelworte, die sich einst so tief in ihr Herz gruben.“ —

„Meines Mannes Wagen hielt vor einer Bude, der Meinige blieb in einiger Entfernung. Ich hielt mein Schnupftuch vor das Gesicht, drückte meinen Huth tiefer in die Augen und sah aus dem Kutschfenster. Mein Mann ging in die Bude, verweilte dort einige Minuten und fuhr dann weiter. Sobald er mir aus dem Gesichte war, stieg ich aus, und trat unter dem Vorwand, mir eine Maskenkleidung zu wählen, in die nämliche Bude. Eine Menge Kleider waren auf dem Tische ausgekramt, und einer der Ladendiener wollte so eben eine reiche türkische Maske bei Seite legen.“

„Zeige er mir diese, sagte ich, sie gefällt mir am besten. — Ist aber nicht mehr zu haben versetzte der Mensch; ein Herr, der eben wegfuhr, hat sie für diesen Abend gemiethet. — Ei, das ist Schade! erwiederte ich

mit

mit geheimer Freude, lasse er mich doch wenigstens sehen. Der Mensch breitete dienstfertig das Kleid vor mir aus, ich besah es von allen Seiten, merkte mir genau die Farben und andere Kennzeichen, und, nachdem ich meiner Sache vollkommen gewiß war, fuhr ich zufrieden nach Hause."

„Mit welcher Unruhe erwartete ich nun den Abend! wie oft sah ich nach meiner Uhr, und glaubte, sie gehe zu langsam. Endlich wurde es dunkel. Mein Zustand — ich war damals im fünften Monat meiner Schwangerschaft — erlaubte mir nicht, eine Kleidung zu wählen, die meinen Wuchs auszeichnete. Ich verhüllte mich als Fledermaus, und erschien, eine der ersten, auf dem Balle. Nicht lange nachher trat mein Türke herein, dem ich anfangs nur schüchtern auf jedem Schritte folgte."

„Ich muß hier im Vorbeigehn erwähnen, daß, als ich noch im Kloster erzogen wurde, die Nonnen mich in müssigen Stunden, deren es in Klöstern so viele giebt, eine Art Fingersprache gelehrt hatten, die, wie ich bei meinem Eintritt in die

Welt bemerkte, unter den jungen Damen bekannter war, als ich mir einbildete. Ich hatte als Braut aus Schäkerei meinem Bräutigam diese Fingersprache beigebracht, und er bediente sich ihrer damals sehr fertig, um mir in Gegenwart lästiger Zeugen schöne Dinge zu sagen. Welche Kränkung war es daher jetzt für mich, meinen Türken diese Sprache mit einer Nonne reden zu sehn, die ihn jedoch zu necken schien, weil er sich kurz darauf rasch, und, wie es mir vorkam, verdrüßlich von ihr wegwandte."

„Diesen Augenblick wollte ich nützen. Ich zupfte ihn am Aermel, als er eben an mir vorbeischlüpfte; er warf einen flüchtigen Blick auf mich; schnell setzte ich mit den Worten die Finger zusammen: „Ich habe ihr Gespräch belauscht." Er blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich mit mir einlassen solle; denn meine Fledermausgestalt schien eben keine Reize zu verhüllen. Indessen hatte ich dafür gesorgt, daß seine Eitelkeit auf eine andere Art rege wurde. Ein kostbarer Diamant, den ich zu diesem Behuf von einer Freun-

din

din geliehen, und den ich im Munde trug, um die Larve zu halten, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er nahm mich, wie ich es gewünscht hatte, für eine vornehme Dame, welche die einfachste Verkleidung gewählt, um ohne vieles Aufsehn ihm sagen zu können, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Er antwortete galant, und kaum hatten wir unser Fingergespräch einige Minuten fortgesetzt, als er schon um eine geheime Zusammenkunft bat, weil diese Sprache viel zu arm sei, um seine Empfindungen auszudrücken."

„Mit bebenden Fingern gab ich meine Einwilligung. Er reichte mir den Arm, führte mich schweigend aus dem Saale, und ließ mich in eine Sänfte steigen, die er zu Fuße begleitete. Ich zitterte wie ein Espenlaub, ein Fieberfrost durchschauerte meinen Körper; ich mußte den Stolz zu Hülfe rufen, da der Muth mich verließ. Der Gedanke, wie schwer es der treuen Gattin sei, ihm einen zärtlichen Blick zu entlocken, und wie leicht mir dagegen mein Sieg in Gestalt einer Buhlerin geworden, gab mir neue Kräfte; ich stieg ziemlich

lich gefaßt aus der Sänfte, als sie in der nächsten Straße vor einem mir unbekannten Hause hielt, und folgte meinem Türken über einen langen, schwach erleuchteten Gang in ein Zimmer, dessen Thüre er sogleich verschloß."

„Nun war der entscheidende Augenblick gekommen — er zog seine Maske ab — und — denkt euch mein starres Entsetzen! — es war nicht mein Mann! — Ein berüchtigter Wollüstling, den ich zuweilen in unserm Hause gesehn, und dessen Umgang mit meinem Gatten ich oft verwünscht hatte, eilte mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Ich stieß einen lauten Schrei aus, und sank zurück in einen Sessel. Der Diamant, der meine Larve hielt, fiel mir aus dem Munde, die Larve mit ihm, und der junge Mensch erstaunte eben so sehr über meinen unvermutheten Anblick, als ich vor dem seinigen mich entsetzte."

„Allein — mit einem Glücksjäger — in einem verdächtigen Hause, glaubte ich in diesem unseligen Augenblicke nicht, daß meine Beschämung noch höher steigen könnte, und doch war das Maaß

mei=

meines Unglücks noch nicht voll — denn ach! mein Mann befand sich wirklich mit mir in dem nämlichen Hause — Zimmer an Zimmer — in Gesellschaft einer elenden Dirne. Mein klägliches Geschrei lockte ihn herbei, vielleicht erkannte er auch meine Stimme; er sprengte die Thüre mit einem Fußtritt — da stand er plötzlich vor mir — wir Alle sprachlos — seine Lippen bebten — sein Auge rollte fürchterlich — ich war halb todt — ich konnte kein Wort zu meiner Vertheidigung hervorbringen — so muß einem Menschen zu Muthe seyn, der in einem todtenähnlichen Schlummer liegt, und hört, daß man ihn begraben will, und doch keinen Finger rühren kann, um ein Lebenszeichen von sich zu geb n."

„Mein Mann faßte sich zuerst, wenn ich das Fassung nennen darf. Er ergriff mich unsanft beim Arme, schleppte mich näher zum Lichte, sah mir starr ins Gesicht, mit der blassen Miene der Wuth, und dem Lächeln der Verachtung — o! ich werde jenen schrecklichen Blick nie vergessen! — Kaum hörbar stammelte er die Worte: Madam,

Sie verpfuschen Ihr Handwerk, man muß in diesem Hause nicht so laut schreien. — Darauf schleuderte er meinen Arm von sich, machte dem Türken eine höhnische Verbeugung, bat ihn, Sorge für mich zu tragen, und gieng."

„Als er fort war, brach ich in Thränen aus. Ich wollte reden, aber das Schluchzen erstickte meine Worte. Der junge Mensch, der freilich nicht glauben konnte, ich sei hieher gekommen, um meinem Manne ein Rendezvous zu geben, begriff dennoch aus meiner Bestürzung, daß ich mich in der Person geirrt haben müsse. Er drückte mir die Hand, beneidete den Glücklichen, dem ich meine Gunstbezeugungen zugedacht, wünschte, daß die Liebe ihm den Platz einräumen möge, auf den ein glücklicher Zufall ihn gestellt, und versicherte mich, er sei ein Mann von Ehre."

„Jedes seiner Worte war mir ein Dolchstoß! Ich fühlte, daß ich ihn selbst berechtigt hatte, so mit mir zu reden; ich sollte zürnen, und konnte nur klagen; der Stolz einer nun verdächtig ge-

wor-

wordenen Tugend hatte mich verlassen. Ich riß mich los, und beschwor ihn, mir zu sagen, wie er zu dieser Kleidung gekommen? — Befremdet über die dringende Art, mit welcher ich diese Frage that, versetzte er: ich habe sie von einem Maskenhändler gemiethet. — Wo? — In der Straße St. Honoré. — Aber diese Maske war bereits einem Andern versprochen! — Wem? Meinem Manne. —

„Um Verzeihung, Madam, ich war der erste, der sie bestellte. Zwar habe ich erfahren, daß nachher ein Streit darüber entstanden, indem ein Ladendiener, in Abwesenheit seines Herrn, sie zum zweiten Male vermiethete, ich weiß nicht an wen; aber meine ältern Rechte giengen vor."

„Nun sah ich, welche Schlinge ich mir selbst gelegt, in welchen Abgrund ich mich muthwillig gestürzt hatte. Mein Schmerz schien selbst den Wollüstling zu rühren, er trat in die Schranken der Ehrerbietung zurück, verschaffte mir einen Miethwagen, hob mich hinein, und überließ mich meinem Elend zum Raube."

„Ach!

„Ach! ich wähnte mich schon unglücklich vor wenigen Stunden! und doch verließ ich mein Haus mit der frohen Erwartung, es an der Hand eines gebesserten, beschämten Gatten, mit der Würde eines unbescholtenen Rufs und dem Glück erneuerter Liebe wieder zu betreten. Was war ich nun? eine dem Scheine nach überwiesene Verbrecherin, die zitternd ihres Mannes Wagen vor die Thüre rollen, zitternd ihn an ihrem Schlafzimmer vorübergehen hörte."

„Als die Leute im Hause zu Bette waren, wagte ich es, leise an sein Zimmer zu schleichen. Er gieng mit starken Schritten auf und nieder. Ich wollte die Thüre öffnen, sie war verschlossen. Ich bat mit sanfter Stimme, mich einzulassen, und erhielt keine Antwort. Ich kniete auf der Schwelle, und flehte länger als eine Stunde nur um Eine Minute Gehör, aber vergebens! er blieb stumm, und ich hörte ihn endlich in sein Cabinet gehen, um nicht länger durch mein Bitten belästiget zu werden."

„Ich wankte trostlos zurück in mein Zimmer, und wandte den übrigen Theil der Nacht darzu an, die ganze Begebenheit schmucklos und der reinsten Wahrheit gemäß, in einen Brief zu fassen, den ich mit anbrechendem Morgen zu ihm sandte. Er kam unerbrochen zurück. Ich überwand den Widerwillen, den ich immer gegen Vertraulichkeiten mit Dienstboten gehabt; ich riß das Siegel selbst von meinem Briefe, und sandte ihn zum zweiten Male offen durch mein Kammermädchen hinüber. Sie blieb lange aus. Ich war eine halbe Stunde in der bängsten Erwartung. Endlich kam sie, und überreichte mir ein versiegeltes Paket, das ich bebend und hastig öffnete. Ich fand darin meinen Schmuck, den er in Verwahrung gehabt, eine Anweisung auf einen Jahrgehalt von 2000 Livres und ein Billet folgendes Inhalts: Ihre Mährchen sind wohl ersonnen, aber ich kenne Welt und Weiber. Der gestrige Abend hat uns auf ewig getrennt, Sie sehen mich nie wieder. Beifolgende Anweisung wird sie

vor

vor Mangel schützen, doch wagen Sie nicht, dem Kinde, mit dem Sie schwanger gehen, meinen Namen beizulegen, und ihn dadurch zu entehren. Ich wünsche, daß Sie mein Haus noch heute verlassen. Den Scheidebrief werde ich bewirken, und Ihnen eine Abschrift davon mittheilen." —

„Das war zu viel! — so sprach der Schuldige zu der Unschuldigen, die sich höchstens eine Unbesonnenheit vorzurücken hatte. Mein Stolz erwachte — Das Gefühl meiner unbefleckten Ehre trocknete meine Thränen. Ich sandte die Anweisung auf das Jahrgehalt zurück, und verließ ein Haus, wo treue Liebe so unverdiente Schmach erlitt. Von aller Welt verlassen, mit einem zu Grunde gerichteten Rufe, floh ich nach Holland zu einem wackern, aber dürftigen Oheim, der kinderlos sein geringes Einkommen mit mir theilte. Dort gebahr ich einen kränklichen Knaben, dessen Asche diese Urne deckt. Dort lernte ich auch euern Vater kennen, dessen Gunst ich, ohne es

zu wollen, gewann. Das hohe Alter meines Oheims, der Wunsch, meinem Philipp einen Versorger zu geben, bestimmten mich, seine Gattin zu werden, so ungleich auch unsere Denkungsart mir schon damals schien. Der Himmel entriß mir bald den theuren Knaben, für den diese mütterliche Aufopferung mir nicht zu schwer wurde, aber er belohnte mich durch eure Geburt. — Geliebte Töchter, eure Thränen thun mir wohl. — Laßt mein Beispiel euch warnen! — Heirathet nicht zu früh! — Prüfet, ehe ihr wählt; und seid ihr dennoch betrogen: so duldet im Stillen!" —

Hier schwieg Frau von Birkenhain, und lehnte sich erschöpft an die Urne. Babet und Lottchen sahen vor sich nieder, in ihren Augen glänzten Thränen, es herrschte einige Minuten lang eine dumpfe Stille. Endlich wandte sich Babet, um ihrer Mutter Hand an ihre Lippen zu drücken; da warf sie einen Blick auf Philibert, der ein wenig hinterwärts an der Urne seinen Platz genommen hatte, und schrie laut auf! — Der Greis

lag

lag ohnmächtig am Boden, seine Hände hatten krampfhaft das Piedestal umfaßt.

Die Damen sprangen bestürzt auf. Man glaubte, die schwüle Hitze des Tages habe ihn ohnmächtig gemacht, oder ein Schlagfluß ihn getroffen. Es wurden Leute herbeigeholt, man trug ihn ins Schloß, brachte ihn zu Bette, und wandte sorgsam alle Mittel an, ihn zu erwecken. Er schlug die Augen auf, erholte sich langsam, und als er wieder stammeln konnte, bat er um Ruhe. Man ließ ihn allein. Abends brachte ihm Fräulein Lottchen selbst eine Suppe. Er dankte gerührt. Sie sah, daß er geweint hatte. Sie wollte ihm Gesellschaft leisten, er verbat es. „Aber morgen früh, sagte sie, darf ich doch die erste seyn, die sich nach Ihrem Befinden erkundigt?“ — Er lächelte wehmüthig und nickte.

Lottchen kam am andern Morgen leise auf den Zähen geschlichen, sie lauschte lange an der Thüre, es war so stille. Sie meinte, er schliefe noch, sie gieng und kam wieder, endlich trat sie sachte in das Zimmer, es war leer. Sie warf einen Blick

auf das Bette, es hatte Niemand darin gelegen. Die Suppe stand noch unangerührt auf dem Tische. Sie wurde bestürzt und eilte zu der Mutter. Man suchte im Garten, man suchte auf dem Felde, man lief die Kreuz und Quer bis Mittag herum, aber vergebens! Niemand hatte ihn gesehn, keiner wußte von ihm.

Endlich erschien ein Knabe aus der nächsten Dorfschenke, der einen Zettel an die Frau von Birkenhayn brachte. Sie las diese Worte, von einer zitternden Hand geschrieben:

„An dem Grabe meines im Mutterleibe verstoßenen Kindes schüttelte mich der Tod. Vergieb mir, Adelaide! denn Gott hat strenge Rache an mir geübt. Sterbend noch ist mir der Gedanke ein Labsal, daß ich meinen letzten Bissen Brod aus deiner Hand empfangen habe."

Philipp Graf v. Guiche.

Frau von Birkenhayn ließ den Zettel fallen, eilte wimmernd hinaus auf die Landstraße, und kam athemlos in das Dorf. Ohne zu fragen, stürzte sie in die Stube — ihr Auge flog wild umher —

der Greis lag in einer Ecke am Boden — er war schon todt! — Mit einem Stückchen Kreide hatte er mühsam neben sich die Worte gezeichnet:

Ein Grab neben meinem Philipp.

Anecdoten.

Die Wittwe.

In einer Türkischen Provinz, wo es noch Anhänger der Lehre des Brama giebt, läßt man diese friedlichen Menschen zwanglos ihr Gelübde bekennen; nur die Phantasie der Wittwen, sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, kann nicht ohne vorhergehende Erlaubniß des Pascha befolgt werden: eine freilich unbequeme Einschränkung, da diese Erlaubniß, zu großem Skandal der Indianer, fast immer versagt wird. Ein Bramin starb, und seine Wittwe ging zum Pascha, um sich die Ehre, verbrannt zu werden, auszuwirken. Sie war jung und hübsch. So ein Pa-

scha

scha begreift nun wohl, daß man eine junge hübsche Frau küßt oder kauft, aber nicht, daß man sie verbrennt; er schlug also die Bitte rund ab. Sie flehete, weinte — vergebens! Sie schimpfte, wüthete — umsonst! — „Was!" rief sie aus; „man will eine ehrliche Frau beschimpfen? ich hätte eine Mutter, zwei Schwestern und drei Tanten, die verbrannt worden, und ich sollte es nicht seyn?" — Sie wollte fort; sie wollte sich allen Paschas zum Trotz dennoch umbringen! — Elender! sagte der Pascha zu einem Fakir, der dabei stand, und die junge Wittwe mit vielem Interesse zu beobachten schien: „Elender! Du bist es vielleicht, der ihr durch seinen Fanatismus, oder gar durch Bezauberungen, den Kopf verdreht; nimm dich in Acht! dein Leben haftet für das Ihrige."

„Gnädigster Herr," versetzte der Fakir gelassen: „ich habe nie ein Wort mit dieser Frau gewechselt, und ihr Verlangen ist so natürlich, einer wohlerzogenen Person so anständig, daß ich mich wundere, wie Ew. Excellenz glauben können,

sie habe dazu noch Aufmunterung nöthig gehabt? Es kommt mir allerdings hart vor, eine Frau, die Lust hat, sich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen. . ." — Wie? rief die Wittwe, vereinigen? „Nun freilich." — Davon haben mir die Braminen nichts gesagt. Meinst du wirklich, ich werde meinen Gemahl dort wieder finden? — „Ohne Zweifel." — Sie schwieg, und that sich kein Leid, ja man behauptet, sie habe mit vieler Resignation in dem Serail des Pascha den Zeitpunkt abgewartet, der sie mit dem Seligen vereinigen sollte.

Tugendlohn.

Malesherbes erkletterte einst einen Felsen in den Pyrenäen, und wurde plötzlich, einige Schritte weit von sich, einen Officier, den Chevalier Inegans, gewahr, der einige Mineralien in der Hand wog. Der Weise in einer kurzen Jacke, mit dem Knotenstock in der Hand, und mit zerrisse-

rissenen Kamaschen, trat ohne Umstände näher, nahm einen Stein aus des Officiers Hand, betrachtete ihn und sagte: es ist ein Basaltfragment, und allerdings selten in dieser Gegend. Die Dragoner in des Ritters Gefolge fanden den Bauer aus den Pyrenäen impertinent. Das Gespräch über die Naturwunder wurde indessen fortgesetzt. Malesherbes schöne Seele entwickelte sich; man fiel auf andere Materien, und endlich auch auf den Hof Ludwigs XVI. — „Ach! reden wir nicht davon,“ sagte der Officier; „Ludwig hatte nur Einen redlichen Minister, den die Feinde des Thrones bald genug verdrängten.“ — Der war? — „Sein Nahme ist in Aller Herzen: Malesherbes.“ — Den meinen Sie? mich dünkt, er war am Hofe gar nicht an seinem Platze; es fehlte ihm die nöthige Form. — „Was Form! einen Mann von Tugend und Genie bedürfen die Völker; das Uebrige findet sich leicht.“ — Monsieur hat vermuthlich den Minister genau gekannt? — „Nur durch seinen Ruf.“ — Der Ruf lügt oft. —

„Hier

„Hier nicht, hier wahrlich nicht! Aber Sie, mein Herr Naturforscher, Sie scheinen Malesherbes nicht zu lieben, und das thut mir leid, denn Sie scheinen sonst ein ganz guter Mensch zu seyn.“ — Herr Chevalier, ich habe gute Ursachen, dem Manne nicht zu schmeicheln. — In diesem Augenblicke kam der Bediente von Malesherbes dazu, und nannte zufällig seines Herrn Nahmen. Der Ritter stutzte: „Mein Herr,“ sagte er mit großer Ehrfurcht: „das Räthsel ist gelöst. Es gab nur Einen Mann in Europa, dem es erlaubt war, Böses von Malesherbes zu sprechen.“

Der Grenadier.

Ludwig XV. hielt einst Revüe über seine reitenden Grenadiere; in seinem Gefolge befand sich auch der Englische Gesandte. Der König hielt vor einem Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war, und sagte zu dem Eng-

länder: „Bekennen Sie, Herr Ambassadeur, daß es diesen Leuten auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie die bravsten Truppen in Europa sind.“ — Aber Sire, erwiederte der Engländer, was werden Ew. Majestät von denen sagen, welche diese Wunden schlugen? — Der König, von der treffenden Anwort überrascht, schwieg betreten. Da brach der Grenadier das militärische Schweigen, und murmelte unwillig zwischen den Zähnen: die sind todt.

Kunst-Keim.

In einem Saale des Luxembourg, wo man gewöhnlich die Lotterie zog, trat auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum ersten Mal als Orosman in der Zaire auf. Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sey. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich dem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde ei=

einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war denn der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

Ersatz.

Ein wackerer Englischer Schiffskapitain, Foote, der bei den gefahrvollsten Expeditionen gewesen ist und zwei und zwanzig Jahr dient, hielt sich zwar während dieser langen Zeit kaum zwei bis drei Jahr am Lande auf, fand aber doch Muße genug, sich in ein reitzendes Mädchen zu verlieben, eine natürliche Tochter des Lord Harries, dessen Gemahlin die Großmuth hatte, sie auf das sorgfältigste zu erziehen. Foote heirathete sie 1765, und — was bei Seemännern aus begreiflichen Ursachen öfter vorkommt als bei Landmännern — er blieb nach der Hochzeit noch eben so verliebt als vorher. Um in den kurzen Zwischenräumen seiner Seereisen wenigstens ihren Umgang so viel möglich

sich zu genießen, kaufte er ein Landgut zwischen Portsmouth und Southampton; denn er war bei der Kanalflotte angestellt. Sie gebar ihm zwei Kinder. Im September 1801 reiste er nach Indien, und empfahl seine Familie dem Lord und der Lady Harries. Seiner Frau hinterließ er unbeschränkte Vollmacht, auf seinen Vater Geld zu ziehen, so viel sie wolle und brauche. Vor Kurzem kam er zurück, fand sein Vermögen verschwendet, und seine Frau in den Armen eines gewissen Jones. Er verklagte den Räuber, der von der Jury zu einem Ersatz von 5000 Pfund Sterling verdammt wurde. — Ja wenn es eine Jury gäbe, die zum Ersatz vernichteter Liebe verdammen könnte!

Grabschrift.

In Neulondon in Amerika findet man auf einem Grabstein folgende Inschrift: Am 20. Oktober 1781 setzten 4000 Engländer diese Stadt in Blut und Flam=

Flammen; 700 Amerikaner vertheidigten das Fort einen ganzen Tag lang; erst Abends gegen 4 Uhr wurde es eingenommen. Der Kommandeur der Belagerten übergab seinen Degen einem Engländer, der ihn niederstieß; alle seine Kameraden mußten über die Klinge springen. Dann ward eine Linie von Pulver aus dem Magazin des Forts bis an das Meer gestreut, um sie dort anzuzünden, und so das Fort in die Luft zu sprengen. Wilhelm Hotman, der mit drei Bajonetstichen im Leibe nicht weit davon lag, sah das, und sagte zu einen seiner verwundeten Freunde, der auch noch lebte: wir wollen versuchen, uns bis zu dieser Linie zu schleppen; wir wollen das Pulver mit unserm Blute durchnässen, so werden wir mit dem wenigen Leben, das uns noch übrig ist, das Fort, die Magazine, und vielleicht auch noch einige Kameraden retten, die bloß verwundet sind. — Er allein hatte die Kraft, dies edle Vorhaben auszuführen. Im dreißigsten Jahre starb er auf dem Pulver, das

er

er mit seinem Blute überschwemmte. Sein Freund und noch sieben seiner verwundeten Gefährten erhielten dadurch ihr Leben. — (Nach dieser einfachen Erzählung liest man bloß in größerer Schrift noch folgende Worte:) — Hier ruhet Wilhelm Hotman.

Stolz auf Verwandtschaft.

Eine Schwester von Descartes sprach mit Stolz von ihren übrigen Brüdern, welche in verschiedenen Aemtern standen, und mit einer Art von Bedauern von ihrem Bruder, dem Philosophen, weil er, wie sie sagte, der einzige sey, der ihre Familie herabwürdige. — Es lebten einst zu London zwei Visitandinen, die Pocquelin hießen, und mit Moliere, der bekanntlich diesen Nahmen führte, verwandt waren. Sie schämten sich entsetzlich, unter den Gliedern ihrer Familie auch den Verfasser des Tartüffe nennen zu müssen. Sie hatten sich jährlich an einem gewissen Tage

ein

ein freiwilliges Fasten auferlegt, um diese Verwandschaft abzubüßen. — Eine Nonne des Magdalenen-Klosters hingegen glaubte sich mit Voltaire verwandt, und war stolz darauf, so bescheiden sie auch sonst war. Sie schrieb ihm sogar einmal einen Brief und empfahl ihm einen Unglücklichen, den man wider Willen zum Priester machen wollte. Voltaire schickte ihr 500 Liv. und schrieb ihr dabei einen allerliebsten Brief, worin er aber freilich die Verwandtschaft sowohl, die ihm ganz etwas Neues war, als auch den jungen Menschen, der keinen Beruf zum Priesterstand hatte, ein wenig persifflirte. Die gute Nonne zeigte dessen ungeachtet den Brief Jedermann mit großem Triumphe.

Geographie.

Wie nothwendig es für junge Frauenzimmer ist, sich nicht bloß auf derjenigen Landkarte zu orientiren, welche einst Breitkopf in Leipzig vom Lande

de der Liebe drucken ließ, mag folgende Anekdote beweisen, welche sich vor zwei Jahren wirklich zugetragen hat.

Zwei arme junge Mädchen in Newcastle erhielten einen Brief von einem alten reichen Oheim in Peterborough, der sie einlud, so bald als möglich zu ihm zu kommen, weil er sein Ende nahe fühlte, und sie zu Erbinnen einsetzen wolle, unter der Bedingung, daß sie ihn die wenigen letzten Tage seines Lebens noch pflegen, und ihm dann die Augen zudrücken möchten. — Die erfreuten Schwestern erkundigen sich sogleich, wo Peterborough liegt, gerathen aber unglücklicher Weise mit dieser Nachfrage an einen Menschen, der eben so unwissend war als sie selbst. „O, sagt er, es trifft sich sehr glücklich, daß gerade einer meiner Freunde, ein Schiffskapitain, segelfertig ist, um nach Petersburg zu steuern; ihm will ich Sie empfehlen, bei ihm sind Sie sehr gut aufgehoben.“ — Er hält Wort. Die Mädchen nehmen Abschied von allen Bekannten. Da in Petersburg bekanntlich eine sehr große Englische Faktorei befind-

findlich ist, so findet es niemand unwahrscheinlich, daß sie daselbst einen Oheim haben. Sie reisen ab, kommen an, fragen vergebens, werden von ihren dortigen Landsleuten auf die Spur ihres Irrthums gebracht, schämen sich, leiden Mangel, und sind in vielfacher Verlegenheit, bis sich endlich ein Schiffer aus Hull über sie erbarmt, und sie wieder mit zurücknimmt. Am 22sten November des verflossenen Jahres kamen sie wohlbehalten in England wieder an, setzten sich auf eine Landkutsche, und fuhren nunmehr, nachdem sie diesen kleinen Umweg gemacht hatten, die gerade Straße nach Peterborough. Ob sie ihren Oheim noch am Leben fanden, weiß man nicht.

Die Einschläferer.

In den letzten traurigen Zeiten der Französischen Anarchie gab es bekanntlich eine Bande von Räubern, die man Chauffeurs (Einheitzer) nannte. Geschickter, aber weniger grausam waren die En-

dor-

dormeurs (Einschläferer) die etwa zwanzig Jahr vorher ihr Unwesen trieben. — Einst spazierte ein Gelehrter in einem öffentlichen Garten; ein wohlgekleideter Mann nahte sich ihm und schüttelte ihm die Hand. „Kennen Sie mich nicht?" — Nein, mein Herr. — „Ich bin ein Kaufmann aus Lille, wo ich Sie vor sieben Jahren gesehen habe." — Kann wohl seyn; ich war vor sieben Jahren dort, erinnere mich Ihrer aber nicht. — Der Fremde zog eine Tabacksdose aus der Tasche: „Beliebt Ihnen?" — Ich danke, ich schnupfe nicht. — „Mich dünkt doch, Sie schnupften vormals?" — Ich habe mir's abgewöhnt. — „Aber wie können Sie mich so ganz vergessen haben? Wir waren ja zusammen im College d'Harcourt. Besinnen Sie sich nur, ich verlasse Sie einen Augenblick." — Der Unbekannte ging, und der Gelehrte setzte seinen Spaziergang fort. Nach einer halben Viertelstunde erschien der Fremde schon wieder, führte dieselben Reden, und präsentirte auch zum zweiten Mal Taback. — Ich habe Ihnen schon ge-

gesagt, daß ich nicht schnupfe. — „Verzeihen Sie, ich hatt' es vergessen." — Hierauf lud der Unbekannte ihn zum Souper; aber der Gelehrte, dem sein alter Schulfreund immer verdächtiger wurde, und der gerade ein Paar Damen von seiner Bekanntschaft in der Ferne erblickte, ergriff diese Gelegenheit, sich von ihm los zu machen. „Ich war kein Narr," sagte er zu den Damen, „daß ich Taback von einem Menschen angenommen hätte, der wohl gar ein Endormeur seyn kann. Ich sagte ihm, ich schnupfe nicht. Hätte er freilich gewußt, daß ich erst gestern eine Dose für 50 Louisd'ors gekauft habe. — Ei! lassen Sie doch sehen! rief eine der Damen. Der Gelehrte griff in die Tasche — Die Dose war weg. An ihrer Stelle fand er ein Zettelchen mit folgenden Worten: „Da der Herr Doktor keinen Taback mehr schnupfen, so brauchen Sie auch keine Dose.

Distinguo.

Ein Superintendent, der zugleich Oberinspektor über einen Freitisch war, ärgerte sich oft über einen Candidaten, der sich angewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit Distinktionen zu machen, und sie allemal mit dem Worte distinguo anzuheben. „Ei, zum Henker mit Ihrem distinguo!" fuhr der Superintendent einmal heraus; und, um den Candidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: „sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe taufen?" Distinguo! erwiederte der Candidat; mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freitisch? o ja!

Anecdote von Friedrich dem Großen.

Als 1779 der Krieg beschlossen, und jede ministerielle Unterhandlung bereits abgebrochen war, machte der Kaiserliche Hof noch einen letzten Ver-

such, um seinen Zweck zu erreichen, indem er den Herrn von Thugut in das Preußische Lager sandte, um dem Könige persönlich die Sache vorzustellen. Friedrich empfing ihn kalt, sagte, er habe keine Geschäftsmänner um sich, und überdies sey die Materie auch schon durch den Grafen Finkenstein erschöpft worden. Herr von Thugut ließ sich nicht abschrecken. Er hatte eine große Rolle Papiere mit sich gebracht, die durch einen Bindfaden zusammen gehalten wurde. Er lös'te den Bindfaden, kramte seine Papiere emsig aus, sprach viel, und mit Wärme. Da er aber gewahr wurde, daß der König ihm immer nur einsylbig und kühl antwortete, packte er seine Papiere endlich wieder zusammen, und empfahl sich ohne Trost.

Als er kaum mit zögernden Schritten die Thür erreicht hatte, hörte er plötzlich den König hinter sich her kommen, und wendete sich schnell und freundlich um, in Hoffnung, daß Friedrich sich anders besonnen habe. Da stand der Held vor ihm, mit dem Bindfaden in der Hand, den Herr von Thugut vergessen hatte, und sagte lächelnd:

Te-

Tenez, Monsieur Thugut, je n'aime pas le bien d'autrui.

Dichter-Neid.

Crebillon liebte Racinen nicht, und haßte Boileau; denn beide hatten ihn oft gemißhandelt. Als Boileau einst krank war, schlug ihm einer seiner Freunde vor, den Rhadamiste vorzulesen, der eben die Presse verlassen hatte. „Ei, mein Freund," versetzte der Satyrikus, „werde ich denn nicht ohnehin bald sterben? die Pradons und die Boyers, über welche wir uns so oft lustig gemacht haben, waren ja Adler gegen diesen Zaunkönig." — Die Die Nachwelt hat den großen Kritikus Lügen gestraft. So wird es auch manchem unserer heutigen übermüthigen Kritikaster ergehen.

Seltsame Reise.

Die Einwohner von Zürich und Straßburg waren von alten Zeiten her befreundet, und gaben einander gern Beweise ihrer Zuneigung. Einst, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erfuhren die jungen Züricher, daß die Straßburger Bogenschützen auf einen gewissen Tag ein Fest feyern würden. Sogleich beschlossen siebzehn kühne Jünglinge, ihre Freunde in Straßburg zu überraschen; aber sie wollten nicht mit leeren Händen kommen, sondern auch eine Schüssel zum Schmause liefern, und zwar eine warme Schüssel. Man rechnet von Zürich bis Straßburg fast 50 Französ. Meilen, und es war daher allerdings keine leichte Aufgabe, den Kessel voll Suppe, die in Zürich gekocht worden, so schnell nach Straßburg zu transportiren, daß, wenn man sich auch dort nicht gerade den Mund an der Suppe verbrennte, sie doch auch nicht kalt befunden würde. Die siebzehn keken Bursche schifften sich in ein Boot auf der Limmat

mat ein. Der Suppenkessel stand in der Mitte des Bootes, rings um mit Heu umgeben, damit er sich weniger schnell abkühlen möchte. Der Strom ist reißend, und erlaubt gewöhnlich nur den Gebrauch des Steuerruders; aber die Wagehälse ergriffen sämmtlich die Ruder, und beim fröhlichen Schall einer militairischen Musik, ruderten sie noch obendrein frisch darauf los. So erreichten sie bald die Aar; aus der Aar schwammen sie in den Rhein, und siehe! sie langten unter großem Jubel mit einer lauwarmen Suppe in Straßburg an.

Man muß gestehen, daß diese Expedition ohne Kopf, aber mit viel Herz unternommen worden; auch hat man dieselbe durch ein Gedicht verewigt, welches jetzt als eine litterarische Seltenheit betrachtet wird.

Miscellen.

Paradoxen.

Ein gewisser Claude-Roucher-Deratte hat ein Buch geschrieben, welches er Allerlei (mélanges) aus der Physiologie, Physik und Chemie betitelt, und worin er eine neue Theorie des elektrisch-animalischen Fluidums aufstellt. Durch diese Kraft, meint er, sympathisiren die Organe eines Menschen mit denen eines andern, so, daß unter gewissen Voraussetzungen (z. B. der Erweckung der Aufmerksamkeit oder der Gedanken, einer mäßigen Entfernung u. s. w.) Paul es fühlt, wenn Peter sich stark in den Arm zwickt, obgleich Paul den Peter

weder

weder sieht, noch etwas vom Zwicken weiß. Sieht Peter ein prächtiges Gemählde im hellen Tageslicht, so sieht es auch Paul im Dunkeln mit zugedrückten Augen. Hört der Eine den Schlag einer Uhr an seinem Ohr, so hört ihn auch der Andere, wenn er gleich funfzig Metern davon steht; der Geruch einer Blume, der Saft einer Orange, von jenem gerochen und gesogen, riecht und saugt dieser mit — der einzige Unterschied ist, daß die Eindrücke, die der Letztere empfängt, schwach sind. Das Gehirn soll vorzüglich dieses elektrische Fluidum enthalten, und das Hauptorgan aller jener Wunder seyn. Aber auch die übrigen Organe haben gleiche Verhältnisse zu einander, und so kann — (welch ein gefährliches Geheimniß!) — der Gedanke eines Menschen, ohne Wort oder Zeichen, einem andern mitgetheilt werden. Diese sympathetischen Wirkungen vergleicht der Verfasser mit den bekannten physiko-harmonischen, wo z. B. gleich-bezogene und gestimmte Saiteninstrumente mit klingen, wenn man eins tönen läßt. — Aber auch außer der Sympathie schreibt

der

der Verfasser dem elektrischen Fluidum noch eine Menge der wichtigsten Wirkungen zu. Es ist, behauptet er, die mechanische Ursache des Athemholens, des Blutumlaufs u. s. w. Kurz, es ist das Prinzip des Lebens, die lebendige Flamme vom Hauch des Schöpfers entzündet; das Prinzip, aus dem man ohne Noth ein idealisches Wesen gemacht hatte, ein Geist, der sich selbst nicht kannte. Alle lebende Wesen, vorzüglich der Mensch, saugen dies Fluidum unaufhörlich ein, aus der Luft, den Speisen, den Getränken u. s. w. Das Gehirn sammelt den geschöpften Vorrath, und vertheilt ihn wieder durch das Nerven-Fluidum, um die ganze Maschine zu beleben. — Die Pflanzen schlafen, weil sie am Tage das elektrische Fluidum verloren haben. Die Sensitiva (noli me tangere) zieht sich zusammen, weil durch die Berührung plötzlich ein Theil des elektrischen Fluidums von ihr ausströmt u. s. w. — Uebrigens ist der Verfasser nicht der Erste, der so etwas behauptet; doch die Beweise sind und bleiben sehr schwer.

Pro-

Prophezeihung.

In den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, die vor mehr als zwanzig Jahren herausgekommen, sagt der Marquis de P. (nachdem er vorher von den astrologischen Büchern des sechzehnten Jahrhunderts gesprochen): er besitze ein köstliches Manuskript solches Inhalts aus jener Zeit. Außer einer Menge Horoskopen liefert es unter andern die Prophezeihung, daß das Jahr 1800 für Frankreich sehr wichtig sey; daß von 1850 bis 1860 es auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes stehen werde; daß das Jahr 1804 dem Muhamedanischen Reiche und dessen Religion drohe; daß bei den Begebenheiten von 1824 Spanien sehr interessirt sey, u. s. w. Auch eine England betreffende Prophezeihung kommt vor, über die sich der Marquis aber nicht deutlich herausläßt. Vermuthlich mußte er politische Rücksichten nehmen. Jetzt, da diese wegfallen, wäre es eine Befriedigung der Neugierde, wenn man in Frankreich sich

die

die Mühe nehmen wollte, dieses Manuskript, wenn es nicht während der Revolution verloren gegangen ist, nachzusehen, und daraus bekannt zu machen, was das verflossene und angetretene Jahrzehend betrifft. Hat der Prophet von den Jahren 1790 bis 1800 nichts zu verkünden gewußt, so haben ihn seine Gestirne übel bedient, und er verliert allen Glauben, wie jener Sächsische lutherische Prediger, dessen der Marquis gleichfalls erwähnt. Der gute Mann soll 1544 gelebt und Stiffel geheißen haben. Er kam auf den Einfall, auszurechnen, wie lange die Welt noch stehen würde, und fand, daß sie im nächsten Jahre unfehlbar untergehen müsse. Sogleich verkündete er seinen Bauern diese schreckliche Neuigkeit von der Kanzel. Die erschrockenen Pfarrkinder beschlossen, weil es nun einmal nicht anders wäre, alle Arbeit liegen zu lassen, und ihr bischen Vorrath aufzuzehren. Sie verschmaus'ten also ihre Ochsen, Schweine und Hühner; mit ihren Tischen, Bänken und Schränken machten sie sich warme Oefen. Endlich brach der merkwürdige Tag an.

Pastor Stiffel bestieg die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer zur Ergebung. Unterdessen rollte die Welt immer sachte fort. Glücklicher Weise brach aber gerade ein starkes Gewitter herein, und nun schien die Prophezeihung ihrer Erfüllung nahe. Alles erwartete auf den Knieen den letzten Gnadenstoß. Statt dessen erschien der Regenbogen, der Himmel klärte sich auf, die betrogenen Bauern sahen einander an, brachen in Wuth aus, wollten den Seelenhirten todt schlagen; aber er hatte sich weislich davon gemacht, und war zu Luther geflohen, der ihm bewies, daß er ein Narr sey, und der den Herzog von Sachsen bewog, die getäuschten Bauern zu unterstützen. Stiffel glaubte indessen immer noch, er habe sich bloß um einige Jahre verrechnet, und auf diesen Glauben starb er auch 1567. — Auch von den astronomischen Schriften eines andern Schwärmers, Antoine Mizaut, giebt der Marquis de P. Nachricht. Dieser Mann behauptete unter andern die Möglichkeit, aus einem Planeten in den andern zu reisen, und schrieb auch ein Buch unter dem Titel:

Die

Die Geheimnisse des Mondes, nützlich und ergötzlich zu lesen. — Heut zu Tage hat Herr Amtmann Schröter in Lilienthal von den Geheimnissen des Mondes, so weit es einem Sterblichen möglich ist, den Schleier abgerissen.

Der isländische Krystall.

Schon längst war bekannt, daß der isländische Krystall eine doppelte Strahlenbrechung hat, und folglich den Gegenstand, durch ihn betrachtet, zweimal darstellt. Diese Eigenschaft hat Rochon benutzt, indem er ein Prisma von diesem Krystall in einem Sehrohr anbringt, und zwar beweglich, daß es dem Auge nach Gefallen näher oder entfernter geschoben werden kann, wodurch folglich die doppelten Bilder sich einander nähern oder von einander trennen. Schiebt man das Prisma so, daß die Bilder sich eben berühren, so kann man auf der Aussenseite des Sehrohrs, auf welche ein Maaßstab gegraben ist, beobachten,

wie

wie vielmal die Distanz des beobachteten Gegenstandes den Durchschnitt desselben enthält. Kennt man auf diese Weise die Distanz, so kennt man auch die Größe des Durchschnitts, und umgekehrt. Gesezt, man erblickt in der See ein Schiff, dem man sich nähern, oder das man vermeiden will, so betrachtet man es nur durch dieses Sehrohr, und zwar so, daß die zwiefachen Bilder dieses Schiffes sich eben berühren. Nähert man sich dem Schiffe, so werden die beiden Bilder bald in einander greifen; entfernt man sich aber, so werden sie sich trennen. Kann man vollends etwa, aus der erkannten Größe des Schiffes, die ungefähre Größe seines Mastes beurtheilen, so darf man wiederum nur die beiden Bilder des Mastbaumes in Berührung bringen, um zu wissen, wie viele Mastlängen man von dem Schiffe entfernt ist. — Will man am festen Lande einen feindlichen Trupp beobachten, so bringt man die doppelten Bilder desselben dergestalt in Berührung, daß die Füße des einen auf den Köpfen des andern stehen. Nimmt man nun an, daß

jeder

jeder Soldat etwa fünf Fuß und einige Zoll hoch ist, so erfährt man durch ein solches Sehrohr, wie vielmal fünf Fuß und einige Zoll der Raum mißt, der uns vom Feinde trennt. — Bonaparte hat den Versuchen mit diesem Sehrohr selbst beigewohnt, und, von dessen Nutzen durchdrungen, sogleich eine Menge dergleichen zu verfertigen befohlen. Rochon wendet ihren Gebrauch auch auf die Astronomie an, um die Durchmesser der Planeten dadurch genauer zu bestimmen. Das erste Sehrohr des National-Observatoriums wird mit einem solchen Prisma versehen werden.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Wenn die Arroganz eines Schelling, Schlegel, Röschlaub und Konsorten manchen Leuten so ausserordentlich vorkommt, so beweis't das bloß, daß sie in der ältern Litteratur nicht bewandert sind. Es ging vormals nicht um ein Haar besser zu, als

jetzt; zu allen Zeiten hat es Wespen gegeben, die sich für Bienen, und Borkenkäfer, die sich für Schmetterlinge hielten.

Als die Wiedergeburt der Wissenschaften im Occident begann, da wurden auch die Kritikaster bald so unverschämt, daß die Unwissenheit der Mönche nur ein kleines Uebel dagegen war. Argyrophilus aus Constantinopel, der in Italien den Griechischen Sprachmeister machte, behauptete geradezu: Cicero habe weder Philosophie noch Griechisch verstanden. Lascaris, sein Landsmann, bewies, der Sänger der Dido sey kein Dichter gewesen. Bald darauf quälte sich ein Französischer Kritikus, um darzuthun, daß Aristoteles im Griechischen, und Titus Livius im Lateinischen nur ein Schüler gewesen, und daß der Geschichtschreiber Josephus kein Hebräisch verstanden habe. Hermolaus Barbarus pflegte sich zu rühmen: er habe den Teufel citirt, und mit ihm über die Entelechie des Aristoteles gestritten, wobei der Teufel sehr schlecht bestanden habe. Ein anderer Kritikus, dessen Balzac erwähnt, sagte

ganz bescheiden, daß einen gewissen Vers im Persius niemand verstehe, als Gott und er. (So hat der Verfasser selbst einst Herrn A. W. Schlegel behaupten hören, daß vor ihm noch Niemand den Shakespeare verstanden habe.) Die ungeheure Eitelkeit der beiden Scaliger ist bekannt. Joseph (der Sohn) war ein Virtuos im Schimpfen, Trotz Röschlaub. Er nannte seine Feinde sehr zierlich stercus diaboli, lutum stercore maceratum, Ausdrücke, von deren Uebersetzung man mich gern dispensiren wird, denn sie sind noch ein wenig stärker als Schellings todte Hunde.

Als einst ein Buchhändler den Julius Scaliger wollte in Kupfer stechen lassen, schrieb ihm dieser (und der Brief ist noch wirklich vorhanden), daß, wenn auch der Kupferstecher die verschiedenen Grazien eines Masinissa, Xenophon und Platon mit einander vereinigen könne, er dem Publikum noch immer ein schwaches, unvollkommnes Bild von seiner werthen Person liefern werde. — Salmasius befand sich einst auf der Königl. Bibliothek

mit

mit zwei andern Gelehrten, deren einer die Bemerkung machte: daß sie drei zusammen wohl den sämmtlichen Gelehrten in Europa die Spitze bieten könnten. „Geht Ihr Beide nur auch noch zur andern Parthei über," erwiederte Salmasius; „ich allein biete euch allen die Spitze."

Diese wenigen Beispiele werden hinreichen, zu beweisen, daß man unsern neueren Philosophen und Aesthetikern großes Unrecht thut, wenn man behauptet, sie wären arroganter, als man jemals gewesen sey. Es fragt sich nur noch, ob ihre Nahmen nach Jahrhunderten auch noch so berühmt seyn werden, als der des Hermolaus Barbarus, den kein Mensch kennt. Es ist zu bedauern, daß die Bemühungen aller jener großen Männer nicht im Stande gewesen sind, den gemeinen Cicero, den elenden Aristoteles u. s. w. vergessen zu machen; aber noch weit schrecklicher wäre es, wenn es auch dem Herrn Schlegel et Compagnie nicht gelingen sollte, Virgil, Wieland, Voltaire, u. s. w. von ihren usurpirten Thronen zu stoßen, und wenn etwa gar nach fünfhundert Jahren wie-

der ein Freimüthiger käme, der sich des Nahmens Schlegel bloß als eines Exempels bediente, um das stark ausgedrückte Selbstgefühl seiner Zeitgenossen zu entschuldigen.

Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften, vom Baron Aretin.

Mit einem allerliebsten Kupfer, wo Amor auf dem Richterstuhl sitzt. Wer hat nicht einmal etwas von den Minnegerichten gehört, die Jahrhunderte hindurch geblühet haben, bei denen die vornehmsten Damen Richterinnen, und die geehrtesten Männer Beamte waren? — Herr v. A. hat ihre Aussprüche mit historischer Treue gesammelt. Schade, daß die schöne Welt, indem sie auf Einer Seite durch das hohe Interesse der abgehandelten Liebesfragen angelockt, auf der andern durch zu viel Gelehrsamkeit abgeschreckt wird! Hier sind einige der merkwürdigsten Fragen und Entscheidungen. 1) Wenn der Liebende von der Gelieb-

liebten Erlaubniß begehrt, eine andere neben ihr zu betrauten, und sie ertheilt ihm diese Erlaubniß, er aber macht keinen Gebrauch davon, indem er die andere nur versuchen wollen: darf die Geliebte ihn deshalb verstoßen? — Der Fall wurde wirklich vor das Minnegericht gebracht, und die Geliebte behauptete (wie mir deucht mit grossem Recht), es sey schon genug, den Bund der Minne zu trennen, wenn man eine solche unziemliche Erlaubniß auch nur begehre. Aber die Lutzen-Königin entschied: „der Buhle solle wieder zu Gnaden angenommen werden, es sey denn, daß er seine Treue wirklich gebrochen habe.“ — 2) Ein schönes Mädchen nahm einen Mann, und wollte darum ihrem zeitherigen Buhlen keine Freude mehr gönnen. Da sprach die edle Fürstin Narda von Narbonne das Urtheil: „die erste Liebe habe ältere Ansprüche, und können ihr diese nicht durch eine spätere Verbindung verkümmert werden.“ — Ob der Herr Gemahl bei diesem Ausspruch zugegen war? In jedem Falle muß man bekennen, daß ein Liebhaber

ber in den damaligen Zeiten eine angenehmere Rolle spielte, als ein Ehemann. — 3) Einer warf die Frage auf: ob die Liebe zwischen Eheleuten oder Buhlen größer sey? und erhielt zur Antwort: „daß zwischen Eheleuten keine rechte inbrünstige Liebe nicht seyn noch werden mag, weil in der Minne man alles einander zu Willen thue, von freiem Muth und nicht von Gebot.“ — 4) Was hat der Treulose verdient, der seine Liebe verkehrt ohne Ursach? Die Gräfin von Flandern war eine strenge Richterin, und sprach: „er soll von jeder Liebe und Minne beraubt seyn, und nie wieder einer ehrbaren Frau Liebe noch Minne gewinnen. Die Verlassene aber soll einen andern nehmen, um dem Treulosen recht weh zu thun, und soll ihr das zu keiner Schmach geschätzt werden.“ (Man sieht wohl, daß Damen zu Gerichte saßen.) — 5) Ob einer Frau ziemlich sey, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn der alte verreist ist, und sie in zwei Jahren weder Brief noch Botschaft von ihm gehabt hat? — „Mit nichten,“ entschied die Gräfin von Champagne; „denn,

,denn, daß er weder Boten noch Briefe sandte, das mag ihm zu großer Weisheit geschätzt werden; Briefe können verloren gehn, und Boten sind Fremde, wäre also immer das Geheimniß der Minne in Gefahr." — 6) Ob eine Frau ihren Buhlen ausschlagen möge, wenn er im Streit seiner Glieder eins verloren hätte? — Das Minnegericht, durch den Mund der Fürstin von Narbonne, sprach: nein! „denn warum sollte eine Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern? seit doch die Mannheit der Liebe Siegel ist." — 7) Ob ein Jüngling oder ein bestandener Mann mehr und baß zu wählen sey zu einem Buhlen? — Diese kitzliche Frage hat das Minnegericht sich nicht zu entscheiden getraut, sondern selbige an die natürlichen Meister (Naturhistoriker) verwiesen. — 8) Welche Geschenke ein ehrbares Frauenzimmer von seinem Geliebten annehmen dürfe? — Antwort der Gräfin von Champagne: Ein Lieb mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Spangen von Gold oder Silber, Häftlein,

Hand-

Handschuhe, Aermelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäß, Waschgeschirr, Kandel und Schrein; kurz alles was den Leib ziert und klein ist, doch daß darin keine Geitzigkeit geschehe. Ein Fingerlein (Ring) soll an der denken (linken) Hand, am minnesten (kleinsten) Finger getragen, und der Stein immer einwärts gekehrt werden; weil die denke Hand selten unziemliche Dinge berührt, und weil in dem minnsten Finger Tod und Leben des Menschen sitzt." — Nach dem Verschwinden der Troubadours und nach Einführung eines ordentlichen Justiz-Systems geriethen die Minnegerichte in Verfall; doch findet man noch im funfzehnten Jahrhundert ihre Spuren. Ein merkwürdiges Beispiel einer neuern Cour d'amour hat der Kardinal Richelieu geliefert, als er im Hôtel de Rambouillet von den vornehmsten Damen, unter dem Vorsitz der Pfälzischen Prinzessin Marie, nachmaligen Königin von Pohlen, die Frage entscheiden ließ: „ob ein wahrer Liebhaber mehr mit seinen eignen Empfindungen oder mit denen,

wel-

welche er der Geliebten einflößt, beschäftigt seyn solle?" — Das bekannte Fräulein Scudery war hierbei General-Advokat.

Vertheidigung der Xantippe.

Seit undenklichen Zeiten haben die Philosophen das Vorrecht ausgeübt, den guten Ruf nach Belieben zu vertheilen, um ihre übrigen Mit-Menschen weiß oder schwarz abzumahlen, wenn der Vortheil ihrer Philosophie es erheischte, zuweilen auch aus bloßem Eigensinn. So ist auch wohl die arme Gattin des Sokrates zu dem bösen Rufe gekommen, der noch auf ihr haftet. Zwar hat sie schon seit 2300 Jahren diese falsche Welt verlassen; aber um die Ehre eines unschuldig Unterdrückten wieder herzustellen, ist es nie zu spät. Xantippe wird überall als ein Ausbund von bösen Weibern geschildert, ihr Nahme ist sogar zum Sprichwort geworden; ist das recht? wenn folgende

de Thatsachen für sie sprechen? *) — Sie war aus einer rechtlichen Familie in Athen, aber arm; Sokrates heirathete sie ohne Mitgabe. Wir wollen die Kalmückennase und die kleinen grauen Augen des Philosophen mit Stillschweigen übergehen, obgleich Plato überhaupt kein reitzendes Bild von seiner Gestalt macht. Aber in dem Benehmen der Menschen giebt es charakteristische Züge, die gleichsam ihre moralische Physiognomie bilden; und von dieser wollen wir reden. — Sokrates strich vom Morgen bis an den Abend durch die Straßen, hielt die Vorübergehenden an, und verfolgte die Handwerker bis in ihre Buden, um ihnen zu beweisen, daß — sie nichts wüßten; und wenn sich einer unterstand, daran zu zweifeln, so nannte er ihn einen Dummkopf, focht und demonstrirte auf eine komische Weise mit den Fingern, und in wichtigen Fällen riß er sich auch wohl die Haare aus. — Seine Schüler bewunderten ihn, von den Uebrigen wurde er verachtet und verspottet,

auch

*) Siehe Diogen. Laert. in Socrate.

auch zuweilen ein wenig mit Füßen getreten; einen solchen ungeschliffenen Menschen verglich er denn ganz gelassen mit einem Esel. — Es ist doch wohl ganz natürlich, daß diese philosophischen Zeitvertreibe der guten Xantippe wenig Spaß machen konnten, und eine Frau, die solch einen Mann hat, darf ja wohl dann und wann üble Laune äußern? Wurde sie zornig, so blickte Sokrates mit Verachtung auf sie herab, ja er reizte sie wohl noch mehr durch Spöttereien. — Xantippe liebte die Pracht eben nicht; aber sie wußte zu leben, und sie verlangte, daß man entweder gar keine Gäste bitten, oder sie ordentlich bewirthen sollte. Nichts billiger auf der Welt! Nun lud aber Sokrates eines Tages mehrere angesehene Athenienser zum Essen, und ließ kaum so viel auftragen, als für ein Drittel der Gesellschaft hinreichend war, ja noch obendrein die schlechtesten Speisen. Aber das geht ja nicht an! sagte Xantippe. „Es muß gehen,“ antwortete der philosophische Ehemann ganz trocken: „sind die Gäste mäßig, so werden sie genug haben; sind sie unmäßig,

mäßig, so mag ich sie nicht." — Sehr wohl, hätte sie sagen können, aber warum ladest du sie ein, ehe du weißt, wie sie gestimmt sind? — Einen kleinen Naturfehler hatte Xantippe freilich: ihre Sprache klang so, als ob man Steine sägt; und darum verglich der galante Herr Gemahl sie mit den Gänsen, und sagte: man ertrage die Gänse, weil sie Eier legten und Junge ausbrüteten; so mache er es auch mit seiner Frau, weil sie ihm Kinder gebäre." — Sehr schmeichelhaft kann es denn doch der guten Frau auch nicht gewesen seyn, mit einer Gans verglichen und als ein Hausthier betrachtet zu werden, das nur da sey, um die Familie zu vermehren. Hatte sie gleich keine Aussteuer mitgebracht, so war das doch kein Grund, sie so geringschätzig zu behandeln. — Eines Tages erlaubte sie sich einen kleinen Muthwillen. Als nehmlich ihr weiser Gemahl mitten auf der Strasse, unter einem Haufen von Philosophen, seine Sentenzen auskramte und sich die Haare ausriß, schlüpfte sie leise herbei und stahl ihm seinen Mantel von der Schulter weg. Ein schreckliches Verbre-

brechen! — Die Zuhörer verlangten mit lautem Geschrei, er solle sie mit der Hand strafen, also vermuthlich ihr eine Ohrfeige geben. Das that der Philosoph nun zwar im Publikum nicht; aber wer weiß, wie oft es zu Hause geschehen ist! — Bekennen Sie meine Damen, daß der weise Sokrates auch nicht immer ein großer Mann war; aber unsere heutigen Philosophen — ja das sind Männer ohne irgend eine menschliche Schwachheit. Das Sokratische Schimpfen ist ihnen ganz fremd; höchstens nennen sie einander todte Hunde. (Siehe Schelling in seinem Journal.)

Das Wochenbett.

In Harlem besteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, und alsobald darf weder Häscher, noch Gerichtsdiener, oder wer sonst durch seine Gegenwart

die Frau erschrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann — wär' er auch nur der präsumtive Vater — darf in den ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in seinen Commentaren über Boerhave'ns Aphorismen, rühmt es sehr, daß die Republik so viele Aufmerksamkeit für eine Frau beweist, welche dem Staate einen Bürger geboren hat.

Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der Römischen Schriftsteller, von C. A. Böttiger.

Dieses Buch gehört zu den wenigen, welche von den verschiedensten Klassen der Leser mit gleichem Vergnügen gelesen werden. Einem Minister, der gerne stundenlang in seinem Vorzimmee warten

ten läßt, möchte ich rathen, zur Unterhaltung seiner Klienten, bloß einige Exemplare von diesem Buche auf den Tisch legen zu lassen; denn gesetzt, es kommt ein finsterer Gelehrter, oder eine hübsche junge Schauspielerin, ein tiefsinniger Alterthumsforscher, oder ein junges Mahlergenie u. s. w., so wird es Keinem an Unterhaltung fehlen; Alle werden mit Vergnügen die stolze Römerin an ihrer Toilette bewundern, sie bis zum Palankin, und gern auch weiter, wenn der Verfasser will, begleiten. Welchen mühsam gesammelten Schatz von antiquarischen Kenntnissen das Buch enthält, und wie oft vielleicht der Verfasser um einer einzigen Zeile willen stundenlange Nachforschungen in hundert Büchern hat anstellen müssen, das kann freilich nur der Gelehrte gehörig würdigen; aber was geht das auch ein gebildetes Frauenzimmer an, welches mehr als Romane liest und den Putztisch, wie das häusliche Leben ihrer Schwestern vor Christi Geburt gern möchte kennen lernen. Hier findet sie, in das Gewand einer einfachen lieblichen Fiction gekleidet, Alles

bei=

beisammen, was aus Dichtern, Geschichtschreibern und aus dem Schooß der Erde seit 2000 Jahren mühsam hervor geklaubt worden. Oft würde es ihr vorkommen, als säße sie an ihrer eigenen Toilette; oft aber auch wird sie sich in eine neue fremde Welt versetzt sehen, wird lächeln, schaudern und staunen. Vielleicht läßt auch eine unserer jungen tonangebenden Schönen sich bewegen, den Tutulus der Römerinnen nachzuahmen, welcher eine gar artige geknüpfte Haarschleife auf dem Wirbel des Kopfes ist, die ein hübsches Mädchen allerliebst kleiden muß. Die wenigen Eitlen unter dem schönen Geschlechte lassen sich auch wohl den Brodteig gefallen, der, mit Eselsmilch angefeuchtet, vor Schlafengehen über das Gesicht gelegt wurde und eine wunderschöne zarte Haut hervor brachte. — Das Schnippchenschlagen wird von uns nur noch gebraucht, um Hunde zu locken; die römischen Damen hingegen ertheilten auf diese Weise ihre Befehle. — Die Schminke mußte, bevor sie aufgetragen wurde, ein junges gesundes Mädchen mit ihrem Speichel anfeuchten.

ten. Damit aber die Gebieterin auch wissen konnte, ob die Sklavin wirklich gesund sey, mußte diese vorher auf einen metallenen Spiegel hauchen und ihn der Dame zum Beriechen darbieten. Zum Putzen der falschen Zähne bedienten sich die zarten Schönen eines Mittels, das ihnen heut zu Tage wohl nicht leicht Eine nachmachen wird, nemlich des Urins von einem reinen unschuldigen Knaben. — Die wohlriechenden Salben spritzte ein Mädchen, mit einer völlig verloren gegangenen Kunst, gleich dem feinsten Staubregen, aus ihrem Munde in die Haare der Gebieterin. — Wusch diese sich die Hände, so trocknete sie wohl dieselben in den schöngeringelten Locken eines blonden Knaben ab. — Neben der Toilette lagen auch wohl, gelesen oder ungelesen, Menanders Lustspiele, oder die Liebeshändel des Anthias und der Habrokome, ein Roman von Xenophon, welcher noch existirt, und vom Baron Locella in Wien herausgegeben worden ist. Hatte die Dame nicht Lust zu lesen, so ließ sie den Favorit-Zwerg kommen; denn diese kleinen Unholde waren so be-

liebt, daß man sogar durch Einpressen in eine Art von Futteralen sie künstlich zu erschaffen suchte. Der Zwerg wurde von dem Affen abgelös't, der Affe von dem Griechischen Haus-Philosophen, dieser hinwiederum von dem Malteser-Hündchen, oder wohl gar von der Favorit-Schlange! Denn auch mit Schlangen waren die römischen Damen vertraut, ließen um den schönen Hals sie ringeln, oder verbargen sie im Busen, um der Kühlung willen. — Wollten alle diese Mittel die lange Weile nicht vertreiben, so gab es noch ein letztes untrügliches: die Blumenhändlerin oder Kranzflechterin wurde hereingelassen; ein Kranz, von dem Geliebten übersandt, vertrat die Stelle unserer Liebesbriefchen, und wurde oft durch einen halbwelken Kranz, den die Schöne selbst am Abend zuvor getragen, belohnt; zuweilen gelang es der kuppelnden Kranzflechterin wohl gar, die Dame zu einem Stelldichein in dem Tempel der Isis zu bewegen, deren Priesterinnen gar gern solchen Galanterieen Vorschub thaten. — Blieb aber die Blumenhändlerin

lerin aus, und gab das der Dame üble Laune, dann Gnade Gott den armen Sklavinnen! sie mußten ohnehin mit nacktem Oberleibe bei der Toilette erscheinen, um sich, wenn es der Gebieterin beliebte, selbst mit Geißeln, aus Drath geflochten, züchtigen zu lassen; ja, wenn die Domina eine Ohrfeige geben wollte, so mußten sie noch obendrein die Backen aufblasen. — Doch schon genug, um die Leserinnen zu reitzen, sich dieses Buch für ihre Bibliothek anzuschaffen. Es ist übrigens mit einer Menge von Kupfern verziert, die alles deutlich machen, und wo man auch den Tutulus findet, den ich nochmals meinen schönen Landsmänninnen recht dringend an's Herz, oder vielmehr an den Kopf lege.

Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionaire neologique *).

Cabale. Sie ist die Beherrscherin der Republiken, die Seele großer Gesellschaften, das Factotum der Volkswahlen, die Pförtnerin am Glückstempel, et caetera et caetera, und noch ein und dreißigtausend fünfhundert und sechzig mal et caetera. — Boileau hat gesagt, und tausend andere vor ihm: das Geld mache Alles in der Welt; aber in Ländern, wo es kein Geld giebt, hat man statt dessen die Cabale. So war es seit Anbeginn der Welt und früher noch. Kain cabalirte mit dem Teufel gegen Abel; und vor Kain cabalirte der Teufel gegen Eva und ihre Nachkommenschaft; und vor Eva cabalirten die Engel gegen Gott. Folglich ist die Cabale älter als die Welt;

*) Der bei weitem größte Theil dieses Buches interessirt die Deutschen zu wenig; es wird also wohl schwerlich übersetzt werden. Einzelne freie Auszüge, die zugleich die heutigen Sitten von Paris schildern, möchten den Lesern willkommen seyn.

Welt; und eben um ihres hohen Alterthums willen halten wir sie in Ehren: denn wir, die wir täglich Neuerungen machen, sprechen gar zu gern von den Alten.

Es giebt vielerlei Gattungen der Cabale. Wer ein Amt sucht, muß sich den Machthabern empfehlen; um sich ihnen zu empfehlen, muß man sie sehn; sie lassen sich aber nicht sehn, weil sie mit Geschäften überhäuft sind; nur bei Tische haben sie Zeit ein wenig zu schwatzen; am besten schwatzt es sich aber an einem wohlbesetzten Tische, das versteht sich; man muß sie also zum Essen bitten; siehe da eine Tafel-Cabale. Diese Gattung ist heut zu Tage sehr in der Mode. Das nüchterne Verdienst bekommt kein Amt. Ein guter Koch ist eine treffliche Empfehlung.

Theater-Cabale — muß jeder dramatische Autor wohl verstehen. Schreibt er keine Rolle für den Liebling des Publikums, oder für diejenige Schauspielerin, die dem Herrn Directeur am besten gefällt; schmeichelt er nicht allen; weiß er seine Freibillets nicht klug unter die Ton-An-

geber zu vertheilen: so darf er keinen günstigen Erfolg hoffen.

Das erbärmlichste Zeug wird gelobt, wenn der Verfasser zu imponiren versteht, oder wenn er der Speichellecker eines andern berühmten Schriftstellers ist. — (Sollte man nicht glauben, wir sprächen von Deutschland, und versteckten uns nur schalkhafterweise hinter den Cousin Jacques? Nein, nein, alles das steht wirklich Seite 362. Er spricht auch noch von einer Weihrauchs-Cabale in den Akademieen u. s. w. Da aber unsere Deutschen Akademieen sich keinen Weihrauch streuen lassen, sondern ihn lieber selber streuen, so brechen wir den Artikel hier ab.)

Cabriolet — ein kleiner leichter Wagen, der, zur größten Pein des armen Fußgängers, der Kreuz und der Quer durch die Straßen hüpft. Schon vor der Revolution klagte man laut und vergebens über diese Kobolde. Ein Ritter des heil. Ludwig wurde einst in der Straße St. Honoré von einem jungen Herrn im Cabriolet gegen die Mauer gepreßt, weil dieser, es koste, was es

wol-

wolle, ein paar anderen Wagen vorbeifahren wollte; der Ritter zog seinen Degen, und spießte den übermüthigen Jüngling, wie ein Knabe einen Schmetterling. Oft war ich seitdem Zeuge von solchen Händeln, die meistens blutig abliefen.

Umsonst hat schon Ludwig XV. gesagt: „wär' ich Polizeilieutenant, ich würde die Cabriolets nicht leiden;" — umsonst hat einst das Parlement von Metz sie verboten; vergebens hat man sich geschmeichelt, daß die Revolution auch diesen schreienden Mißbrauch bändigen würde. „Der Egoismus der Großen und Reichen, rief man, ist allein Schuld daran; jetzt aber wird die Menschlichkeit siegen, und man wird das Volk respectiren." — Lieber Gott! wenn nun etwa die Revolution uns nur andere Reiche und andere Große wieder gegeben hätte, die weit übermüthiger sind, als die vorigen? — Das würde denn wohl beweisen, daß jene doch nicht eigentlich Schuld an der Revolution waren; denn — warum ertragen wir es jetzt? —

Ich kenne sanfte liebenswürdige Männer, die mich mit in ihr Cabriolet nahmen, und im gestreckten Gallopp mitten durch das Volk ras'ten. Ich mochte bitten und flehen, sie antworteten mir stets: es hat nichts zu bedeuten; ich verstehe zu fahren. Ob es nun aber gleich nichts zu bedeuten hatte, so warfen wir doch einmal einen Greis, und ein ander Mal eine kleine wandelnde Bude um. Auch soll man mich gewiß nie wieder in ein Cabriolet locken.

Ich habe Andere gesehen, die ihren Scherz mit dem Schrecken trieben, den sie schwangeren Weibern verursachten. Ja, ihr Ungeheuer, ich hab' es gehört, wie ihr — nachdem ihr ein armes Weib zu Boden geworfen — euch hinterdrein lachend der Geschicklichkeit gerühmt habt, mit der ihr dem erbitterten Volke entwischt seyd. Ja! hätte ein edler Mann neben euch gestanden und euch den Dolch in die Brust gestoßen: wie herzlich würde ich ihn bewundert haben!

Es giebt freilich elende Menschen, die sich mitten in die Straßen stellen, mit Fleiß kein Zuru-

fen

sen hören, und sich streifen oder umwerfen lassen, um Geld zu erschnappen; wahr ist es auch, daß die Straßen noch immer, trotz allen Polizei-Verordnungen, mit kleinen Buden vollgepfroft sind, die ein Drittheil des Weges versperren: — aber es ist auch eben so gewiß, daß die Wuth, einander vorbei zu fahren, in wirklichen Partheigeist ausartet; ein jeder will die Afterehre (gloriole) erringen, am schnellsten zu fahren. „Man hat Geschäfte.“ — Ihr Henker! haben die Fußgänger denn keine? sollen sie, indem sie mühsam das Nothdürftige suchen, den Tod finden, weil ihr, die ihr mehr als das Nothdürftige besitzt, bequem nach Ueberfluß jagt? — Giebt es denn keine Mittel gegen diesen Unfug? — Würde es nur den Cabriolets unmöglich gemacht, der Mauer zu nahe zu kommen! — „Aber dann würden wir fünf Minuten länger zubringen.“ — Ei das große Unglück! Fahrt fünf Minuten früher aus; schlaft nicht so lange; frühstückt schneller; opfert etwas von eurem Vergnügen; bedenkt, daß man ohne Aufopferung weder Mensch noch Bürger ist; laßt

das

das Volk auch für etwas gelten, so wird es die Reichen lieb gewinnen. Zu allen Zeiten waren die Fußgänger ein sehr respectabler Theil der Einwohner, und oft findet man unter ihnen Tugend, Verstand, auch wohl Geburt.

Im sechsten Jahr der Republik wurde befohlen, daß kein Cabriolet ohne Laternen, und kein Pferd davor ohne Glocke sich betreffen lassen solle. Aber was kann das helfen? sind meine Rippen weniger zerbrochen, wenn ich sie bei Licht und Glockenklang gebrochen habe? — Unter allen Verordnungen gegen die Cabriolets ist der Befehl, sie zu numeriren, bis jetzt das einzige vernünftige Mittel, aber bei weitem noch nicht zureichend.

Cadeau (Geschenk.) Das Geschenk, welches uns die Herren Revolutionsmänner mit der sogenannten Souveränetät des Volkes, der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt und dergleichen gemacht haben, erinnert mich stets an jenen Charlatan, der in einer armseligen kleinen Stadt bei Trompetenschall bekannt machen ließ,

er

er sey ausdrücklich gekommen, um jedem Einwohner einen Thaler zu schenken. Alles strömte herbei. „Meine Herren", sagte der Wundermann, indem er auf eine Menge gefüllter Arzenei-Gläser deutete, „jedes Glas von dieser köstlichen Wunderessenz kostet mir auf Ehre selbst einen Thaler und zwei gute Groschen. Ich überlasse es Ihnen für zwei Groschen, und schenke also jedem einen Thaler."

Caffee, ein Lebensbedürfniß. Was man in Paris das Volk nennt, trinkt des Morgens Caffee mit Milch. Ein Hallenweib, eine Lumpentrödlerin muß ihren Caffee haben. Unsere vormaligen Patrioten, welche Spartanische Mäßigkeit predigten, hatten oft in demselben Augenblicke, wo sie gegen den Caffee deklamirten, gestohlenen Caffee in der Tasche, den sie in der Wohnung eines Proscribirten sich zugeeignet hatten. Nie haben jene Heuchler ein Wort von dem gedacht, was sie sagten, und nie ein Wort von dem gesagt, was sie dachten. — Voltaire trank entsetzlich viel Caffee, und wurde dennoch 84

Jahr

Jahr alt. Man kennt die artige Antwort, die er einem Freunde gab, der ihm demonstrirte, der Caffee sey ein langsames Gift. Langsam muß es allerdings seyn, versetzte Voltaire; denn ich schlürfe es nun schon seit 75 Jahren. — In Flandern und im ganzen nördlichen Frankreich trinkt man täglich wohl bis zehn Tassen Caffee, nur schwächer als wir. — Ein Arzt in Montpellier behauptet, (und die Erfahrung lehrt, daß er Recht hat:) man müsse den Caffee nicht zu viel brennen, wenn er gesund seyn solle. Wer ihn nur lichtbraun brennt, dem bekommt er gewiß.

Caffeehaus. Ein Haus, wo man Caffee, Liqueur, Punsch, Limonade, auch oft gar nichts trinkt, sondern nur hinkommt, um neue Gesichter zu sehen, Neuigkeiten zu erfahren, Zeitungen zu lesen, und die Zeit zu tödten. — Sonderbar, daß man diese Oerter noch Caffeehäuser nennt, da Caffee doch gerade dasjenige Getränk ist, welches man dort am wenigsten zu sich nimmt. Noch sonderbarer, daß die Caffeewirthe sich Limo-

nadiers nennen, da sie doch fast gar keine Limo=nade verkaufen.

Es giebt eine unendliche Menge Caffeehäuser in Paris; man findet dort in bunter Mischung Tugend und Laster, Klugheit und Dummheit, Un=art und Liebenswürdigkeit, rasende Jacobiner und ausgelassene Aristokraten. Ehemals giengen keine Frauenzimmer auf Caffeehäuser, heut zu Ta=ge geschieht es, doch selten ohne Begleiter, es wä=re denn, daß ihr Alter, oder eine heldenmüthige Verachtung aller Vorurtheile sie vor übler Nach=rede schützte.

Die meisten Limonadieren von Paris sitzen im=mer niedlich geputzt an ihrem Zahltisch. Viele unter ihnen sind sehr gebildet, und ahmen den gu=ten Ton nach. Viele sind auch sehr hübsch; sie erheben dadurch ihr Caffeehaus zum Tempel, ihren Zahltisch zum Altar, und jeder Ein=tretende begrüßt freundlich das niedliche Götzen=bild. — Im Allgemeinen sind die Caffeewirthe keine Revolutionsmänner. Sehr natürlich! Muß=ten sie nicht die einträglichsten Gesellschaften ver=

schwin=

schwinden sehen? und litten sie nicht täglich durch die niederträchtige Spionierung?

Es giebt Caffeehäuser, die nur von alten gewöhnlichen Gästen besucht werden. Sie kennen sich unter einander seit langer Zeit, sie sind sicher von ihren wechselseitigen Grundsätzen. Auch schweigen sie alle mäuschenstill, sobald ein Fremder hereintritt, der ihnen verdächtig ist.

Die Caffeehäuser von Paris sind nicht schön. Man sucht jezt vergebens darinn die vormalige edle und reiche Verzierung. Papiertapeten, und nichts als Papiertapeten! Es gab eine Zeit, wo sie genöthigt waren, mit Büsten von Marat, und le Pelletier, einer dreifarbigen Fahne, einem Sprüchlein zu Ehren von Jean de Bry u. dergl. m. zu paradiren. Der 18te Brümaire hat die Ställe des Augias gereinigt. — Auch die Theater haben ihre besondern Caffeehäuser; aber dort darf man den guten Ton nicht suchen. — Das Caffeehaus de Procope war vormals berühmt. Dort versammelten sich die größten dramatischen Dichter. Dort ward entschieden, ob ein

ein neues Stück gefallen solle, oder nicht, oft ehe man es gelesen hatte. Wer die Mitglieder des Caffé-Procope sich nicht geneigt machen konnte, der war, troz allen Talenten, verloren! — Es ist der abscheulichste Despotismus, wenn eine litterarische Gesellschaft sich die Rechte des Publikums anmaßt.

Cailhava, ein 70jähriger dramatischer Dichter, der, verfolgt und mit Ehre, seine Bahn durchlaufen hat. Die Natur selbst scheint ihn zum Schauspieldichter berufen zu haben; aber, da die Kunst nicht immer eine Freundin der Natur ist, so haben die Kunstmänner alles Mögliche gethan, ihm seinen Beruf zu verleiden. Indessen hat ihn der Himmel mit stets heiterer Laune begabt, und alle Verfolgungen, deren Schlachtopfer er oft gewesen, haben ihm diese nicht geraubt. Er hat eine Menge Lustspiele geschrieben, die man zum Theil erst nach seinem Tode schätzen wird; denn das unverzeihlichste Unrecht eines beliebten Schriftstellers ist — daß er lebt. Man muß in seinen eigenen Werken nachlesen, um sich einen Begriff von

allen den Sottisen und Schurkereien zu machen, durch die man ihn geneckt und gekränkt hat. Endlich, in seinen alten Tagen, scheint man ihn in Ruhe zu lassen; ein Vortheil, den ein Mann von Talent sich selten versprechen darf. — Sein Cabriolet volant wurde einst auf dem Theatre des Italiens, durch Carlin, achtzigmal hintereinander gespielt. — Seine englischen Journalisten, die, nach mancher überwundenen Kabale, auf dem Theatre François gegeben wurden, stellen ein lebhaftes Gemählde der kleinlichen Leidenschaften und neidischen Neckereien dar, welche die Litteratur entehren. — Cailhava ist jetzt Mitglied des National-Instituts.

Jean Calas, ein Greis, den das Parlement von Toulouse ermordete, und dessen Andenken durch den Edelmuth Voltaire's von der Schmach gerettet wurde. — Laßt uns aufrichtig sprechen: mischte sich in jenen Enthusiasmus der Franzosen nicht ein wenig Reiz der Neuheit? Alles, was man damals für Calas that und sprach, würde der schönste Lobspruch des menschlichen Herzens seyn, hätte

te man nicht zur nehmlichen Zeit 100,000 andere Unglückliche vergessen, die eben so unschuldig litten, als jener. — Kaum ist die Revolution ausgebrochen, so hört man nur den Nahmen Calas! Zwei Schauspieldichter lassen zwei lange gräßliche Dramen aufführen, welche wirken, weil Calas ihr Gegenstand ist. Pujoulx gab 1791 bei den Italienern die Wittwe Calas in Paris. Auf den Boulevards-Theatern sind neun bis zehn Calas erschienen, nicht, um Mitleid zu erregen, sondern, um durch ein Modespektakel Geld zu gewinnen; denn bald nachher predigten die Jakobiner in den nehmlichen Sälen. Man trug in Paris Hauben und Bänder à la Calas, man wußte selbst nicht warum.

Ein peinlich Angeklagter, Nahmens Calas, tritt vor eine Revolutions-Commission in Lyon. „Bist du," fragt der Richter, „verwandt mit jenem Calas, den das Parlement rädern ließ?" — Ja. — „So sey frei! dein Nahme rettet dich!" — Mein Gott! wenn ein bloßer Nahme dazu hinreichte, muß man nicht glauben, daß die meisten

Verurtheilten kein andres Verbrechen begangen hatten, als daß sie keinen Modenahmen führten? Der wüthendste Aristokrat, hätte er nur Marat geheißen, wäre damals frei gesprochen worden.

Calender. (Hier theilt Cousin Jacques die Revolution in fünf Akte, erzählt den Inhalt derselben, schließt aber schon beim dritten Akt mit der Ratifikation des Friedensschlusses in Deutschland.) — Aber, hör' ich sagen, du hast dein Drama in fünf Akte getheilt; zwei sind also noch übrig. — Ganz recht. — Was wird denn in diesen vorkommen? — Ich bin kein Prophet, nur Beobachter. Glücklicher — oder unglücklicher Weise habe ich mich selten geirrt. Die Revolution ist noch nicht geendigt, und kann es nicht seyn. Seht doch nur dieses Aneinanderreiben wahnsinniger Leidenschaften; diesen Haufen von Gesetzen, Dekreten, Resolutionen, Arretés, die sich unaufhörlich durchkreuzen, stoßen, lähmen; diese Widersprüche, Eigenwilligkeiten, halbe Entschlüsse zum Guten,

ten, und ganze zum Bösen; diese wetterwendische Unbeständigkeit; diese giftigen Feindschaften; dieses verbrecherische Bestreben die Unschuldigen zu unterdrücken, mit einem Worte, diese Hefen der Revolution, die in tausend Gestalten immer wieder zum Vorschein kommen. Seht doch nur diese Wahlen, welche, Trotz dem besseren Willen der Machthaber, Politik und Umstände nothwendig machen; diesen schimpflichen Kampf der sterbenden Afterphilosophie; diese Protektionen, die man nicht müde wird, Systemen angedeihen zu lassen, welche der geselligen Ordnung geradezu entgegenstreben. Denkt nach, lest die Geschichte, vergleicht, und sprecht dann: ist die Revolution geendigt? — Aber, was soll man thun? — Den Strom bis zum Ende laufen lassen; den Umständen nicht trotzen, denn die Umstände sind jederzeit stärker als die Menschen. — So soll man den schlummernden Haß wieder wecken? den Durst nach Rache stillen? — Halt! Wer spricht von Rache? — Aber, wenn man Meinungen verzeiht, soll man darum

das Verbrechen vergessen? und wenn man das Verbrechen vergißt, soll man es belohnen? — Dürfen wir uns einer festen Regierung erfreuen, ohne die Tugend zu ehren? — Nein! — Aber können wir Tugend und Laster zugleich ehren? Antwortet! — Wahrlich! eine Revolution ist nur dann geendigt, wenn Gerechtigkeit, Tugend und gesunder Menschenverstand in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden.

(Es versteht sich, daß wir hier bloß übersetzten, keinesweges aber ein eignes Urtheil geltend machen wollen.)

Caligula. Was hat denn dieser Kaiser gethan, um seine Grausamkeit zum Sprichwort zu machen? — Vor dem Jahre 1789 mochte das noch hingehen; aber seit zwölf Jahren — mit welchem Rechte darf Caligula auf einen solchen Ruhm Anspruch machen? Vor Alexandern dem Großen machten auch einige Eroberer Lärm in der Welt; aber Alexander erschien, und man sprach nicht mehr von ihnen. So laßt uns denn den armen Caligula vergessen, der nur ein Miniaturbild der

Män=

Männer des 18ten Jahrhunderts war. Wozu noch ein Schatten, da unsere Augen die Wirklichkeit gesehen haben?

Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode ins Theater geht.

Wenn das Schauspiel etwa um halb sechs Uhr seinen Anfang nimmt, so lasse man den Kutscher um drei Viertel auf sechs Uhr vorfahren. Hierdurch gewinnt man mehrere Vortheile. Erstens hört man die Exposition des Stückes nicht, die gewöhnlich langweilig ist. Zweitens bekommt man dadurch Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu üben, indem man die Verwicklung der Fabel zu errathen sucht, ohne den Anfang zu wissen. Sollte das aber auch nicht gelingen, so lernt man doch drittens dadurch von einem Stücke urtheilen, welches man gar nicht kennt; und das ist ein nicht kleiner Vortheil, weil diese Kunst eine sehr gangbare Mode ist.

Bei der Ankunft vor der Loge ermahne man den Logenschließer, daß er mit den Schlüsseln nicht zu leise verfahre, damit das Publikum der hereintretenden Person die gebührende Aufmerksamkeit schenke. Auch will die Mode, daß man noch draussen vor der Loge ein sehr lautes Gespräch halte, oder, wenn man Stiefeln trägt, die Absätze brav hören lasse.

Hat man nun endlich den bestimmten Platz, versteht sich mit einigem Geräusch, occupirt, so lausche man auf die Aeußerungen des Publikums im Parterre und in den benachbarten Logen. Rufen sie St! St! und schneiden sie verdrießliche Gesichter, weil sie gestört werden, so hat man es ganz recht gemacht. Bleibt aber alles still, so ist man nicht bemerkt worden, und muß ein ander Mal besser lärmen.

Nun ziehe man den Operngucker hervor, mustere zuerst die nächsten Damen, dann das Parterre, und endlich, wenn noch Zeit übrig ist, lasse man seine Blicke auch auf die Bühne fallen. — Wenn man hinlänglich bemerkt hat, wie die Schau-

spielerinnen angezogen sind, so leihe man auch dem, was sie sagen, ein geneigtes Ohr. Doch da es eine Hauptregel und unvergängliche Mode in der guten Gesellschaft ist, daß nichts erschöpft werde, so hüte man sich ja, die Aufmerksamkeit zu erschöpfen. Man erhole sich dann und wann durch ein interessantes Gespräch mit der Nachbarin; oder man lasse die Augen im Saal umher promeniren; oder man genieße à la glace, Aepfel und Kuchen, wobei der Marqueur anzuweisen ist, daß er mit den Theelöffeln gehörig klappere.

Hat man bis hieher die Regeln des guten Tons befolgt, so ist das Uebrige leicht. Bei dem Stücke selbst nehmlich hat man bloß darauf zu sehen, von wem es ist. — Heißt der Nahme des Verfassers Schlegel oder Göthe, so zolle man unbedingte Bewunderung, und halte jedes Mal die Hand vor, wenn man gähnen muß. Heißt er Schiller, so lobe man zwar auch; aber mit Einschränkung, wovon man jedoch keinen Grund anzugeben braucht. Heißt er Iffland, so befleißige man sich einer vornehmen Miene, und sage,

ge, man könne sich nicht für Familien-Verhältnisse eines Kaufmanns oder Hofraths interessiren. Heißt er Kotzebue, so lobe man einzelne Scenen, erwähne aber spöttisch der sogenannten Theater-Coups, von welchen man keine Definition zu geben braucht. Man darf ihm auch die Kunst, das Herz zu rühren, zugestehen, muß aber immer hinzufügen: Rührung sey nicht der Zweck des Schönen. Heißt endlich der Verfasser Collin, so klage man über Frost, und wickle sich, wenn es kalt ist, stumm in den Pelz.

Das ungefähr sind die Hauptregeln, die jedem, der nach der neuesten Mode in's Theater gehen will, zu wissen nöthig sind. Ist einer in zweifelhaften Fällen seiner Sache nicht gewiß, so war er freilich noch vor Kurzem besser daran, als jetzt; denn er durfte nur das Archiv der Zeit, oder den Kynosarges lesen, um im nagelneuesten Jargon über jedes Stück frischweg abzusprechen; seitdem aber diese beiden Journale zu Grabe gegangen sind, hat man auf andere Mittel denken müssen. Durch ein wenig Uebung nehmlich wird

man

man sich leicht die Fertigkeit erwerben, sechs oder acht Kunstjünger zu bemerken, die im Parterre aus allen Kräften zischen, so oft etwa das gerührte oder entzückte Publikum klatschen will; sie gehen auch wohl, wenn das Haus nicht gar zu voll ist, umher, und lassen ihre Samenkörnlein hier und da fallen. Auf diese gebe man wohl acht; ihr Urtheil ist keinem Irrthum unterworfen, sie richten ohne Ansehn der Person, und sind so schlau, daß sie schon wissen, ob das Stück gut oder schlecht ist, ehe sie es noch gesehen haben. Ueberhaupt rathen wir jedem (die seltenen Fälle ausgenommen, wo einer etwa selbst denken will), kein Stück eher zu loben oder zu tadeln, als bis er weiß, was die Wortführer des Publikums davon sagen. Dabei wagt er am wenigsten, und verletzt auch seine Bequemlichkeit nicht. Es fließt hieraus zum Schluß noch eine Hauptregel: „man gebe sich nie der Täuschung ganz hin, und vergesse nie, daß man vor einer Bühne steht. Man bleibe daher so kalt wie möglich, zergliedere jede Empfindung, schäme sich des Lachens wie des Weinens,

und lobe nie, ohne auf der Stelle einen Tadel hinzuzufügen; denn sonst möchte die Welt denken, man verstehe das Ding nicht recht.“ — Hat man diese und alle obige Regeln treulich befolgt, so darf man kühn seinen Platz unter den modischsten Kennern der dramatischen Kunst behaupten.

Die Kunst, die Weiber treu zu machen.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1717 zu Paris ein Buch, das man beim ersten Aufschlagen für eine scherzhafte Neckerei halten möchte; aber der Verfasser hat die Sache in der That mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt. Freilich sind seitdem beinahe hundert Jahre verflossen, und seine Recepte haben, so viel man weiß, noch nichts geholfen; aber es ist die Frage: ob die vorgeschlagenen Mittel bei den Weibern nichts gewirket haben; oder ob sie von den Männern nicht gehörig administrirt worden sind.

Was müssen denn also die Männer thun, um, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Vergifter der Quelle ihrer Zufriedenheit (nehmlich die Liebhaber) zu entfernen?

Erstens sollen sie nur Gattinnen von wahrhaft christlichen Eltern wählen, weder schön noch häßlich, weder prüde noch kokett; keine Gelehrte, keine Spielerin. Die Frau soll von geringerem, oder doch nur gleichem Stande seyn. Wähle dir, sagt der Verfasser, einen Freund von höherer Geburt, eine Gattin von niedrigerer als die deinige; sonst vermählst du dich einem Herrn. — Gieb deinem Weibe stets das Beispiel guter Sitten; foderst du Treue von ihr, so sey selbst treu. — Sage nie Zweideutigkeiten in ihrer Gegenwart, sey nie wollüstig im Gespräch. — Deine Laune bleibe sich gleich, wie vor so nach der Hochzeit. — Sey immer reinlich; übertreibe diese Tugend allenfalls ein wenig. — Gewöhne sie nicht an allzu feine Aufmerksamkeiten; sie fodert sonst bald deine Güte als Pflicht. — Ueberrede sie, daß alle

Lieb-

Liebhaber flatterhaft und indiskret sind. (Ja, wenn sich so etwas nur überreden ließe!) — Mache ihr weis, die galanten Frauen, deren Intriguen die ganze Welt kennt, würden unschuldig verleumdet; dann verliert sie die Lust, es solchen nachzuthun. — Rühme ihr oft die Weisheit der Gesetzgeber, welche treulose Weiber hart bestrafen. — Habe unbestechliche Bedienten, die nur deinem Interesse ergeben sind. (Wie bekommt man die?) — Kaffeeschwestern und Wittwen laß nicht in dein Haus kommen. Die Wittwen sind zu unterrichtet, dringen sich gern zu Vertrauten auf, und lösen zuweilen der Gattin Räthsel, die besser ungelös't bleiben.

Man muß bekennen, daß diese Lehren manches sehr Gute und Brauchbare enthalten; das meiste gilt aber eben sowohl von der Frau gegen den Mann, als von dem Manne gegen die Frau. Eine Gattin, die immer gleicher Laune, immer reinlich ist, und eine gewisse zarte Anständigkeit, trotz dem genauesten Umgange, nie verletzt,

letzt, kann wohl ziemlich sicher auf die Treue ihres Mannes rechnen.

Was soll denn aber nun geschehen, wenn jene Regeln alle befolgt wurden, und die Frau dennoch strauchelt? — Antwort: Anfangs mache man ihr sanfte Vorstellungen. Helfen die nicht, so reiche man ihr nur die Lebensnothdurft, versage ihr jedes Vergnügen, und besonders den Putz. Dann drohe man, und endlich sperre man sie ein. Verharret sie, Trotz alle dem, so ist sie, sagt der Verfasser, ein eingefleischter Teufel; sie ist nicht werth, daß man sich ihretwegen betrübe, man jage sie fort.

Ehe es aber zu solchen Extremitäten kommt, kann man noch eine kleine Kriegslist anwenden, die wirklich nicht übel ausgedacht ist. Der Mann suche insgeheim, und ohne daß es merklich wird, zu erfahren, was etwa seine Frau in dieser oder jener Gesellschaft, in welcher sie sich ohne ihn befand, gethan und gesprochen; dann erzähle er seiner Frau am andern Morgen mit lachendem Munde, daß sie die Gewohnheit habe, im Schlaf zu

reden,

reden, und zum Beweise wiederhole er die gestern gesprochenen Worte. Wenn diese List einige Male mit Glück angewendet wird, so wird die Frau sehr bald überzeugt werden, sie rede wirklich im Schlafe; und ist sie nur davon erst einmal überzeugt, so wird sie, aus Furcht, sich selbst zu verrathen, manches unterlassen.

Das ungefähr ist der Inhalt jenes seltsamen Büchleins, welches mehrere Auflagen erlebt und nichts gewirkt hat. Hin und wieder ist es mit artigen Anekdoten durchwebt, wovon wir schließlich hier eine zum Besten geben.

Am Theetisch einer Marquise rühmte man die Thaten des Marschalls von Sachsen. „Nun ja,“ sagte die muntere und schöne Wirthin; „er hat die Feinde des Staats besiegt, konnte aber seine Leidenschaften nicht überwinden. Er hat Schlachten gewonnen; ich habe mehr gethan: denn ich liebte ihn, und habe ihm widerstanden. Er hat nur unsere Provinzen vertheidigt, ich aber meine Tugend.“ — Uns dünkt, sie hatte Recht.

Akro-

Akrostichon.

Es ist ein Akrostichon auf Bonaparte erschienen, das heißt: Verse von so viel Zeilen, als sein Nahme Buchstaben hat, und jede Zeile fängt sich mit Einem dieser Buchstaben an, so, daß am Ende der ganze Nahme auf dem linken Flügel steht. In der ersten Zeile wird er mit Brutus verglichen, der das Joch der Könige abschüttelte; in der zweiten mit Octavius, der den Janustempel schloß; in der dritten mit Numa, der die Religion auf Politik gründete; in der vierten mit Annibal, der neue Pfade bahnte; in der fünften mit Perikles, der über die Marats von Athen triumphirte; in der sechsten mit dem tapfern Alexander; in der siebenten mir Romulus, der den Grund zu der Römer Größe legte; in der achten mit Titus, und da für die neunte Zeile noch ein E übrig ist, so wird es zu einem Und benutzt (Et) Alles das ist jetzt vereinigt in einem einzigen Helden. — Schade, daß der Nahme Bonaparte nicht noch ein Dutzend Buch=

Buchstaben mehr enthält! wir hätten sonst gewiß noch ein Dutzend Helden des Alterthums vorüberziehen und sich demüthig verbeugen sehn.

Warnungstafel.

Mit großen Buchstaben werde darauf geschrieben

Lacrimas,

ein Schauspiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. Dieser Herr Schlegel hat wohl zuweilen gesehen, daß man den kleinen Kindern bunte Nürnberger Bilderchen giebt, und ihnen weis macht, es wären Gemälde. Da er nun bekanntlich das ganze Publikum für kleine Kinder, und sich allein für den Präceptor hält, so wirft er hier ein solches Bildchen unter sie, und sagt in einem Sonnett: es wolle ihm gemuthen, daß seines Freundes Dichtung gleich einer Ananas sey. In unserm Himmelsstrich wächst die Ananas — wir wissen wo und worauf; und in die-

dieser Rücksicht gleicht die Schlegelsche Ananas allerdings der echten. Der Verfasser des Lacrimas verdient jedoch bloß Mitleid, weil er wirklich unter diejenigen gehört, welche von den Gesetzen für personas miserabiles erklärt, und der Vormundschaft empfohlen werden; aber Herr Schlegel, der, bloß um sich einen Spaß zu machen, das Publikum so verhöhnt, der verdient Züchtigung: denn es ist geradezu unmöglich, daß ein Mann von Herrn Schlegels Geist im Ernst etwas ganz Verrücktes loben und anpreisen könne. — Da kein vernünftiger Mensch diesen schön gedruckten Lacrimas durchlesen wird, der Verfasser aber nun einmal, zum Besten des Publikums, den bittern Kelch geleert hat, so will er den Leser mit kurzen Worten in den Stand setzen, zu beurtheilen, wie die Schlegelsche Ananas riecht und schmeckt. — Man beliebe sich zuerst mit ihm in einen Garten bei Mallaga zu versetzen. Ismene, ein liebesieches Mädchen, spaziert am Meeresufer, sieht auf den Wellen Levkojen und Jasmin blühen, und der Meerschaum

kommt ihr vor, wie Hyacinthen und Rosen. Die See ist also ein Garten. Aber gleich darauf fällt es ihr ein, daß die See eigentlich eine Straße ist, auf der sie zu ihrem geliebten Lacrimas kommen möchte. Doch der Wellen Blumenhülle trügt; die Fluthen ernten Thränen von ihr, und nun ist die See auf einmal eine Laute (ein musikalisches Instrument). Man sieht aus diesem erhabenen Unsinn, daß es der guten Ismene gegangen ist, wie der armen Gräfin Orsina. Lacrimas hat sie verlassen. — Florio kommt, ihr Vetter, aber eigentlich nicht ihr Vetter, sondern nur ein angenommener Sohn ihres Oheims. Der erinnert sich eines ganz besondern Knabenspiels, welches er oft getrieben hat; er sprach und spielte nehmlich mit Sonnenstrahlen (vermuthlich hat des Verfassers Kopf dasselbe Spiel etwas zu keck getrieben), und darum sehnt er sich nach dem Vaterlande. Er hat ein Schiff im Hafen gesehen, dessen blühende Gewande (die Segel) am Maste gehangen haben, wie am Nacken der Schönsten aus dem

Morgenlande. Schwerlich wird die Schönste aus dem Morgenlande es ihm Dank wissen, daß er ihren Nacken mit einem Mastbaum vergleicht. Florio möchte gar gern nach Afrika zurück, weil er dort ein Mädchen kannte, die ein blühender Mond ist; aber er fürchtet sich nur, seinen Pflegevater Antonio zu betrüben. — Maria, Ismenens Mutter, wünscht zu wissen, was dem Mädchen fehlt, erfährt aber nichts. — Jetzt zeigt der Schauplatz den Hafen zu Mallaga. Lacrimas erscheint und sagt:

Mein Auge träumt, es habe sich gepflücket
Auf süßer Flur, die ihre Wimpern schließen,
Ein keimend Aug, aus dem ihr Bild wird sprießen.

Aus Sehnsucht nach Ismenen ist er zurückgekommen. — Diarmandas, sein Gefährte, kommt mit einer Sklavin Delphine, die schön singt, und die er dem Sultan bestimmt hat. Er ladet Lacrimas zur Ruhe in eine nahe Burg, und

 hofft

hofft, auch, daß die trauernde Delphine sich dort erholen werde. Er sagt:

Der Wangen rother Duft will schwinden,
Sie senkt den weißen vollen Hals;
Und sollte nicht, statt des Verfalls, (wie poetisch)!
Ihr Reiz dort neue Nahrung finden?

Jetzt wieder Ismenens Garten, wo sie herumgeht und der Wolken Sehnsuchtklänge sieht! Die See, die ihr Anfangs ein Garten, eine Straße und eine Laute war, ist nun eine Brücke geworden. — Lacrimas, der Ersehnte, Erseufzte, kommt, und die Liebende empfängt ihn mit diesen feurigen Worten:

O Lacrimas! darfst du aufs neu hier stehn?

Er versetzt: der Schmerzen Heer hab' ihn in starken Massen umgeben; sie bleibt ihm nichts schuldig, und hat den Harm in Klageliedern grünen lassen. Sie kann nirgends bleiben, wo ihre Augen nicht bei den seinigen gasten (zu Gaste gehen). Er bittet, die Seele seiner Lippen zu dem Mahle der ihrigen

gehen zu lassen, und küßt sie. Die Eltern kommen und sind in nicht schwachem Grade erfreut. Lacrimas verspricht, sich in ihrer Nähe anzukaufen. Ismene wird ihm verlobt; er bleibt aber dennoch schwermüthig. — Hierauf Florio allein. Er sagt, er sey ein Quell von Steinen umschlossen, er habe in der Ferne einen schönen unsichtbaren Mund aufblühen hören! (Er hörte nehmlich Delphinen singen.) Die Töne sind auf ihn, den Quell in Klippen, gefallen, da sind die Felsenbande geflohen; der süße Ton drehte sich in ihm wie Räder in den Flüssen, und seine Sehnsucht wand sich um die Schaufeln *). — Jetzt befinden wir uns vor dem Schlosse Sandolos. Delphine singt auf dem Balkon; Florio hört ihr zu; sie merkt endlich, daß es sich unten regt, wie eine Schaar

Ro=

*) Da es dem Leser oft vorkommen möchte, als sey es gar nicht möglich, so viel Unsinn in einer einzigen Ananas zusammen zu pfropfen, so versichert der Verfasser Ein = für allemal, daß er gewissenhaft und wörtlich citirt.

Rosen. Auch er singt. Sie ist bewegt, versichert aber, daß ihr Herz schon versagt sey. — Im zweiten Akt schlummert Ismene im Garten; die Mutter will sie nicht stören, weil ihr Schlaf erst in seiner Jugend ist. Sie spielt ganz unausstehlich mit den Worten Leben und Blumen. Lacrimas kommt und macht es ihr nach, mit den Worten: Frevel und Friede; und — gleich, als hätten sich alle Drei das Wort gegeben — erwacht Ismene, und thut das nehmliche mit den Worten: Eltern und Liebe. Man muß diese sublim unsinnigen Stellen selbst nachlesen; sie sind zu lang, um ausgezogen zu werden. Sie bittet endlich Lacrimas, er soll sich ihr entgegenranken. Er thut es, ist aber traurig. Sie will mit ihm zur Flur der Wehmuth eilen, und umarmt ihn, so, daß ihre Locken ihn umgeben. — Vor dem Schlosse Sandolos erfährt jetzt Florio von dem Schiffer Gualib, daß sein Herr Delphinen von einem Afrikanischen Schiffe gekauft hat. Weiter weiß er nichts von ihr. Delphine kommt selbst, und es wird erstaunlich viel von

Blu=

Blumen geschwatzt. — Von da wandeln wir wieder zu Ismenens Garten, wo Lacrimas seiner jungen Frau endlich die Ursache seiner Schwermuth entdeckt. Er ist nehmlich ein Afrikaner, ein Heide; er hat sie betrogen, und muß zurück. Sie klagt: kaum habe sie seine Liebe endlich gekostet, so wolle die selige Fluth sie schon verlassen. Ihre Liebe lasse sich aber nicht verwüsten, ihre Arme nennen ihn wieder den ihrigen, sie thut ihm den Busen willig offen, und will mit ihm ziehen. Darauf wünscht der wackere Heide, daß Christus dem Verein seinen Segen geben möge. Man erfährt übrigens aus dieser Scene, daß zwei Sultane in Afrika Feinde waren; der treue Vezier Zumrud versöhnte sie durch ihre Kinder, Amigad, den Sohn des einen, und Dilnua, die Tochter des andern. Ein feindlicher Ueberfall nöthigt den Vezier, die Kinder auf ein Schiff zu senden; und, als die Gefahr vorüber ist — sind sie fort mitsammt dem Schiffe.

Lacrimas, der eigentlich Abdelasis heißt und für des Veziers Sohn gilt, wird vom Vater geschickt, die Verlornen zu suchen. Statt ihrer fand er Ismenen, konnte zwar nicht lange bei ihr verweilen, kam jedoch durch List bald zurück. Nun hat er aber kein Geld mehr, und es ist nothwendig, Rekruten aus Afrika zu holen, um das gekaufte Schloß damit zu bezahlen. — Wir werden an den Hafen versetzt, sehen Delphinen und das Gepäck wieder einschiffen, und auch Florio überredet den Schiffer, ihn, als Morgenländer verkleidet, mitzunehmen. — Der dritte Akt spielt in Afrika. Der Vezier, oder jetzt Bassa, Zumrud, empfängt seinen Sohn und dessen Gefährten, die zwar die Verlornen nicht gefunden haben, doch statt deren eine reitzende Sklavin (Delphinen) für den Sultan mitbringen. Bleib mit dergleichen Trost zurück, sagt Zumrud, der mir gar wenig dienen mag. Es wird aber doch beschlossen, zum Sultan zu reisen. — Ismene, jetzt Gulendam, lustwandelt mit Lacrimas in den Gärten des Bassa, und er versichert

sie,

sie, daß er um ihrentwillen zu Thränen geworden (ein elendes Wortspiel mit lacrima). — Ihr fehlt nichts als ein Kreuz, an welchem sie beten könne. Das verspricht er ihr. — Florio zeigt sich als Sklav und Gärtner. Dann erfährt man von Zumrud, daß er in Delphinen die verlorne Dilnua ahnet. Hirten bewahrten einst Dilnua; Beduinen raubten sie, und verkauften sie an Korsaren, folglich u. s. w. Um auch noch den verlornen Amigad zu finden, will Zumrud nun selber fort, und Lacrimas soll indessen an seiner Statt herrschen. — Florio hat erfahren, daß Delphine nach der Residenz des Sultans gebracht worden, und beschließt auch dahin zu entfliehen. — In diese Residenz werden wir nun versetzt. Delphine zeigt sich auf dem Balcon, und will hinaus, den Frühling zu bewillkommen. Hierzu will sie sich folgendergestalt kleiden: (hier können die Damen Geschmack lernen!) Um das Haar, und wohl zu merken, um das Haupthaar (sie bestimmt es ausdrücklich), will sie einen himmelblauen Sammt winden, einen Florschleier mit

Sil=

Silber durchwirkt, eine goldene Blume in die Binde gesteckt, die Wimpern will sie roth färben, den Busen soll nur ein leichter dünner Schleier bedecken, der Gürtel wird grün gewählt, die Beinkleider von rosenrothem Atlas; dann will sie noch Juwelen um die Knöchel schlingen, und so herausstaffirt den Gebieter begrüßen. — In einem öffentlichen Garten, in der Residenz des Sultans, feiern die Leute das Haraphat-Fest. Florio ist da als Blumenverkäufer, der Vezier, verkleidet, und Temim, ein Greis. Dem letztern giebt Florio seine Früchte gratis: und weil du willst so artig denken, sagt Temim, sie ohne Zahlung mir zu schenken u. s. w., so will er auch der Vertraute seiner Liebe werden. Da er erfährt, daß die Geliebte eine Dame aus dem Pallaste ist, den er grade mit behütet, so bestellt er ihn in das Wäldchen, um mit dem Beil Gänge hineinzuschlagen. Dort sieht ihn nun Delphine, und findet ihn, troz ihrer älteren Liebe, so reizend, daß sie gleich nach beiden Jünglin-

lingen Geiz fühlt. Er hat eben eine Cypresse umgehauen, und sie ergötzt sich daran, wie die sterbende Cypresse ihre sinkende Krone noch einmal an seiner Wangen Blumenbeete lehnt; (wie stark muß dieser Florio seyn, wenn er eine ganze Cypresse mit der Backe stemmt)! auch gewinnt sogar das Beil in seiner Rechten hohe Schönheit. — Sie nähert sich ihm, Blumen begießend; und o! welch Wunder! indem sie das Wasser ausgießt, wird er gewahr, daß ihre Augen einen Regenbogen hineinmahlen. Er redet sie im gewöhnlichen Styl an. Sie entflieht zwar, ist aber entschlossen, die Seinige zu werden, wenn er den Lockungen ihrer Vertrauten, die sie dazu instruirt, zu widerstehen vermag. — Wir fliegen wieder hinüber zu Ismenen, die Heimweh hat, und sich wundert, daß der Wurm der Zeit die Lust der Seele so stechen kann. Sie fühlt, daß der Reue Schmerz der Wonne Flächen umwächst. — Rasch flattern wir wieder in des Sultans Gärten,

wo abermals ein Fest, das Ramadan-Fest, gefeiert wird. Hier nun will Delphinens Vertraute abgeredetermaßen den Florio verführen. Sie bittet ihn, ihr zu leihen seines Mundes junge glühende Korallen, sie drohet sogar; aber alles umsonst. Hierauf beschließt Delphine, sich ihm zu ergeben. — Der Vezier wird von Temim auf die Spur gebracht, daß Florio wohl der verlorne Sohn Amigad seyn könne. Florios Pflegvater allein kann dies Räthsel lösen, und er überredet Lacrimas, nach Spanien zu schiffen, um ihn her zu holen. Damit aber Lacrimas nicht etwa selbst dort bleibt, muß er seine Frau als Geissel zurücklassen, worüber denn diese natürlich außer sich ist. — Im vierten Akt kommt nun Lacrimas wirklich wieder zu seinen trauernden Schwiegereltern, und überredet sie, sammt Antonio mit ihm zu reisen, doch ohne zu wissen, wohin, und ohne darnach fragen zu dürfen. — Durch einen Wink des erhabenen Dichters werden wir wieder nach Afrika versetzt, wo Delphine sich einstweilen vom Scheitel bis zur Sohle

ih-

ihrem Jüngling weiht, und sich wundert, daß die Freude sie so mit Schmerz bestreue; Ismene aber der Rückkehr des Gatten in komischer Verzweiflung harrt. — Doch endlich bringt Lacrimas sie glücklich alle zusammen. Die Entwickelung ist folgende: Antonio war einst Sklav in Afrika, liebte ein mohrisches Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Die Mutter starb, er floh, sein Schiff gerieth in Kampf mit einem Seeräuber, man enterte, er fand auf dem feindlichen Schiffe einen schwer verwundeten Jüngling, gab dessen Halsgeschmeide seinem Sohn in Verwahrung, und ließ den Verwundeten in sein Schiff hinüber schleppen, worauf beide Schiffe sich plötzlich trennten, sein Sohn auf dem Raubschiffe blieb, er aber nun diesen jungen Fremdling statt seines Sohnes mit sich nahm. Das Halsgeschmeide in Lacrimas Händen beweist nun, daß Florio der verlorne Amigad, Lacrimas aber Antonio's Sohn ist, folglich ein Spanier, ein Christ. Damit aber der arme Vezier nicht leer ausgehe, so entdeckt er, daß er selbst den Florio oder Amigad

mit der verstorbenen Sultanin, auf Rechnung ihres Ehegemahls, in die Welt gesündigt hat, bittet sich aber aus, diesen kritischen Umstand zu verschweigen. So werden denn die guten Leutchen sammt und sonders glücklich. — Eine Probe von dem hohen und künstlichen Dichterflug des Verfassers sind wir dem Leser noch schuldig:

Lacrimas.

Was ist das? du Geliebte willst von dannen?
Mich von dir bannen? und dich von mir trennen?
Um dies Wegrennen kannst du triumphiren?
Ach, wie betrübte Zeiten hier begannen!
Da mir sonst Thränen rannen, die's gewönnen,
Mich zu entbrennen, dich hierher zu führen,
u. s. w.

So geht es ein paar Seiten lang fort. — Zuweilen läßt der Dichter sich aber auch sehr zu unseren gemeinen Naturen herab. Z. B.

Du müßtest dich zum Ufer wagen,
Damit die Schiffer dirs erzählen;
Und mir wirst du's doch nicht verhehlen,
Was sie dir wohl zur Nachricht sagen?

oder:

oder:

Ich bin zu sicher; darum sage,
Was dächtest du zu dem Vorschlage?

u. dergl. mehr. — Es versteht sich von selbst, daß es dem Verfasser nie eingefallen seyn würde, einen so über alle Maßen sauren Holzapfel so umständlich zu zergliedern, wenn nicht der große A. W. Schlegel so unverschämt gewesen wäre, ihn als eine Ananas aufzutischen. — Wird nun noch jemand an diesen Wundermann glauben?

Die Winde.

De la Coudraye hat eine Theorie der Winde und der Wellen herausgegeben, welche den alten Spruch: „du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt," gänzlich zu Schanden macht. Die Akademieen zu Dijon und Kopenhagen haben diese Abhandlungen gekrönt. Es läßt sich hier weiter

nichts

nichts davon sagen, als daß, nach Coudraye's Theorie, die Sonne alle Winde hervorbringt, und daß wir uns also den Boreas in Zukunft unter der Gestalt des Phöbus denken müssen. Wer wissen will, wie die Sonne das anfängt, der muß es im Buche selber lesen; denn selbst ein gedrängter Auszug würde zu viel Raum einnehmen. Im zweiten Memoire untersucht der Verfasser, welchen Naturgesetzen die wellenförmige Bewegung der Gewässer angehöre, und beweist, daß die Größe der Wellen mit der mehr oder minder großen Ausdehnung des Meeres zu- und abnimmt. —

Würkung der Critik.

D'Alembert schrieb 1765 ein Werk über die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, wegen dessen er von Beccaria und Diderot große Lobsprüche erhielt. Der erste meinte sogar: es werde auf die Nachwelt denselben Eindruck machen, den wir em=

empfinden würden, wenn uns Tacitus ein Werk über den Einfluß und die Intriguen der Augurn hinterlassen hätte. D'Alembert war aber nicht unpartheiisch, wie er von sich schon auf dem Titel seines Buches rühmte. Er haßte die Jesuiten. Das Warum hat neuerlich Delalande aufgedeckt. Das Journal de Trevoux nehmlich, von Jesuiten dirigirt, tadelte die Encyklopedie, und folglich d'Alembert, bitter. Die Encyklopedisten rächten sich, indem sie Jener Schulanstalten verschrieen; der Pater Tholomus antwortete darauf in einer öffentlich gehaltenen Rede, und führte eine Stelle aus dem Cicero an, die d'Alembert so auslegte, als habe man ihm seine Herkunft vorrücken wollen. Er schrieb deshalb einen sehr heftigen Brief an die Jesuiten; sie ließen ihn drucken. Er überredete Montucla und andere junge Enthusiasten, ihre Patente als Akademisten auf eine unartige Weise zurückzuschicken; und weil Delalande damals diesem Beispiele nicht folgen wollte, so schmollte d'Alembert zwanzig Jahre lang mit ihm. — Daß doch die größten Geister aller

Nationen gar keine Kritik vertragen können, und alsobald dadurch in kleine Menschen verwandelt werden!

Der große Corneille und der große Göthe.

Warum wirft man Göthe'n so oft vor, daß er Erbärmlichkeiten in Schutz nehme, oder oft wohl zuweilen selbst etwas Erbärmliches bringe? Ist es etwa dem großen Corneille besser ergangen? Man sehe doch z. B. sein Traumstück Clitandre. Es beginnt mit zwei Projekten zu Meuchelmorden. Durch einen außerordentlichen Zufall gelingen beide nicht. Die Meuchelmörder, ein Jüngling und ein Mädchen, irren einzeln im Walde umher, finden sich nach einer Menge von Zwischenfällen, und — was nur im Walde sehr natürlich seyn kann, auf der Bühne aber ein wenig zu natürlich — der Jüngling, der schon längst das Mädchen liebt, will die Gelegenheit be-

benutzen — Glücklicherweise liebt das Mädchen ihn nicht wieder; sie vertheidigt sich also, sticht ihm mit einer Kopfnadel ein Auge aus, und entflieht. Der arme Einäugige beweint sein Unglück mit dem andern Auge, und erzählt, wie ihm das Blut aus einem Auge ins andre laufe,

Et lui tient lieu de pleurs
En de si grands malheurs.

Er ist in Verzweiflung, seine grausame Geliebte nicht wieder finden zu können, die er jetzt so verabscheut, daß er sie umbringen möchte. Ihr Götter! ruft er:

Dieux! ne me traitez pas avec tant de rigueur
Que mon feu ni mon fer ne touchent point son coeur.

Ein Gewitter zieht herauf, es donnert. Der Einäugige überredet sich, daß seine Drohungen die Welt erzittern machen. „Das Weltauge," meint er, „habe einen schwarzen Schleier vorgehängt, weil es sich vor ihm fürchte, und hundert dicke Wolken distillirten Thränen,

um ihn zum Mitleid zu bewegen." — Jetzt erscheint ein Königssohn, den der verdammte Einäugige auch ermorden will; aber das Mädchen kommt dazu und vertheidigt den Prinzen. Alle zusammen werden arretirt und vor den König gebracht, der den Einäugigen bestraft und das Mädchen begnadigt, ja sie sogar dem ehrlichsten Manne an seinem Hofe zur Frau giebt, diesem nehmlichen Elitandre, von dem das Stück den Nahmen führt. Dieser Elitandre liebt aber eine andere, die ihn verabscheut, und heirathet nun eine, um die er sich nie bekümmert hat. Der König übergiebt ihm die Meuchelmörderin mit den Worten:

— Pour punir sa faute criminelle
Lui defend désormais de se montrer cruelle.

Ein wunderlicher Scherz für einen König und Richter. Das beliebte nun Corneille 1630 (also zehn Jahr vor Erscheinung des Cid) eine Tragödie zu nennen; offenbar eine Art Alarcos, welchen 1802 Göthe eine Tragödie zu nennen beliebte. Freilich waren 1630 andere Zeiten, als jetzt. Man spielte damals eine Circe, in welcher Pluto,

Pluto, als er vernimmt, daß der drohende Ulysses lebend in sein Reich dringen werde, sich mit dem Gedanken tröstet:

Mais que pourroit-il faire avec tout ses efforts?
Il ne sauroit tuer en enfer que des morts.

Damals wurden die Stücke noch in einer Nacht gemacht, und die Schauspieler kauften sie für drei Thaler, und trommelten dann vor ihrer Thür, um Zuschauer herbeizulocken. Göthe trommelt nicht zu seinem Hoftheater, er schlägt die Griechischen Pauken.

Moden.

Da für einen Mann nichts interessanter auf der Welt ist, als das schöne Geschlecht, und wiederum für das schöne Geschlecht nichts interessanter als der Putz, so folgt daraus klar, daß überhaupt das ganze menschliche Geschlecht keinen wichtigern Gegenstand für seine Aufmerksamkeit kennt, als

als die Moden, und zwar von dem alten Peplos der Griechinnen und Flammeum der Römerinnen bis zu dem neuesten Ballkleid der Madame Recamier; vom sträubenden Haar der Bacchantinnen, bis zu den tausend Ringellöckchen unser Schönen; von den Sandalen bis zu den niedlichen Schuhen, die sich jetzt nicht mehr, wie die Schlitschuhe, krümmen; von der Purpurfarbe bis zu der des erstickten Seufzers*). Sollten wir Bedenken tragen, auch zuweilen über eine Sache zu sprechen, der wohl eher so mancher Tiefgelehrte Zeit und Nachtruhe opferte? — Wir besitzen gründliche und mühsam gesammelte Nachrichten über die Länge der Stecknadeln, deren sich die Weiber der Senatoren und Consuln bedienten, über die Breite der Frangen auf ihren Tuniken, die Anzahl und Beschäftigungen ihrer Zofen, die Form ihrer Spiegel, u. s. w. Großen Gelehrten verdanken wir interessante Details von den

*) Soupir étouffé heißt bekanntlich ein hübsches Lilla = Wiesenblümchen.

den Toiletten der Prinzessin Helena, die Herzen und Städte in Brand steckte; der Königin Semiramis, die so reitzend im Puderhemde war, daß sie einen Aufruhr stillte, indem sie sich so auf dem Balkon ihres Pallastes zeigte: der Königin Berenice, deren schönes Haar man unter die Sterne versetzte; der Königin Kleopatra, deren feiner Geschmack in der Kleidung weltkundig ist, und der Kaiserin Poppea, die durch ihre Milchbäder, ihre Eselinnenheerde und alle ihre Toilettengeheimnisse so berühmt geworden ist.

Wir möchten daher auch gern zuweilen ein Wörtchen über die Moden sprechen; aber du lieber Himmel! da ist das Modejournal in Weimar, und das Modejournal in Leipzig, und das Modejournal in Frankfurt, und Gott weiß wer sonst noch, die fischen uns die neuen Moden immer vor dem Munde weg, und es bleiben uns nur die alten übrig. — Je nun, auch gut! Die vorjährigen freilich, oder die vorzehnjährigen wollen wir ruhen lassen; denn die werden nicht eher interessant als nach hundert Jahren, wie eine

Spin=

Spinne in eine Schachtel gesperrt, nach hundert Jahren ein Diamant wird. Aber von den uralten Moden wollen wir dann und wann etwas erzählen; die neuen kennt ja ohnehin jedermann. — Unter Karl VI. trugen die Damen Mützen wie Zuckerhüte; auf die Spitze derselben steckten sie einen Schleier, der, nach dem Range der Damen, mehr oder weniger lang herabhieng. Unter Franz dem Ersten trugen sie kleine Hüte mit Federn, und von Heinrich II. bis zu Ende der Regierung Heinrichs IV. kleine Kopfzeuge mit Aigretten. Als unter Franz II. die Männer zu finden glaubten, daß ein dicker Bauch majestätisch sey, fanden die Damen sogleich das nehmliche von einem dicken H—, und drei oder vier Jahre hindurch sah man nichts als falsche H—. Zu der nehmlichen Zeit schienen die Frauenzimmer sich gar nicht mehr um ihr Gesicht zu bekümmern; sie nahmen loups vor, eine Art von Maske, und weder auf Straßen noch Spaziergängen, weder bei Besuchen noch sogar in der Kirche, sah man sie anders als en masque. Hierauf folgten Schminke und Schönpflästerchen,

die

die denn freilich nur eine andere Art von Maske waren. Dann kamen die hohen Kopfzeuge mit Etagen, wie Orgelpfeifen, so daß die Köpfe in der Mitte des Körpers zu sitzen schienen. Das währte so lange, bis einst zwei Engländerinnen im Jahre 1714 nach Versailles kamen, um Ludwig XIV. speisen zu sehen. Als sie in den Saal traten, und man ihre niedrigen Kopfzeuge bemerkte, entstand ein brouhaha! Der König fragte, was es gäbe? besah die Engländerinnen sehr ernsthaft, wendete sich dann zu den gegenwärtigen Damen und sprach: „Wenn Ihr vernünftig wäret, Ihr würdet auch etwas Anderes aufsetzen." — Mehr bedurfte es nicht, um auf der Stelle eine große Kopfrevolution zu bewirken. Die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet, um die Kopfgebäude zu demoliren, zwei Stockwerke mußten sogleich herunter, und vom letzten folgte bald noch die Hälfte. Der König bezeigte seine Zufriedenheit, und fand die Damen jetzt weit hübscher. Natürlich flog nunmehr die neue Mode vom Hofe in die Stadt, aus der Stadt in die Provinzen,

und

und die sich vormals am höchsten aufgethürmt hatten, konnten jetzt am wenigsten begreifen, wie es möglich gewesen sey, sich so zu verunstalten.

E l d o r a d o.

Dies schöne Ländchen ist aus Voltaire'ns Candide bekannt. Doch erinnern sich vielleicht nur noch Wenige, daß es eine Zeit gab, wo man dies Fabelreich zuversichtlich an den Ufern des Oronoko suchte, und von dessen Existenz sehr fest überzeugt war. Niemand hatte es gesehen; aber jedermann wußte die seltsamsten und lockendsten Dinge davon zu erzählen. Lange war man über den Ursprung dieser Fabel zweifelhaft; doch endlich wurde er in einem Briefe eines gewissen Ferdinand Oviedo entdeckt, welchen derselbe im Jahr 1543 an den Kardinal Bembo schrieb, und aus welchem wir hier einen Auszug liefern.

„— Nicht bloß um den Zimmtbaum zu suchen, „ist Gonzalo Pizarro so weit vorgedrungen, sondern

„dern auch, um wo möglich, einen mächtigen Für-
„sten kennen zu lernen, der El Dorado heißt (der
„Vergoldete) und von dem sehr viel gesprochen
„wird. Man sagt, er erscheine stets vom Kopf
„bis zu den Füßen, zwar nackend, aber über und
„über mit Goldstaub bestreut. Diese Kleidung
„hält er für die schicklichste; ein Kleid von Gold-
„platten findet er zu gemein. Des letzteren
„könnte man sich ja täglich bedienen, ohne es ab-
„zunutzen; aber das erstere sey weit kostbarer und
„folglich königlicher, da er sich jeden Abend baden,
„und jeden Morgen neuen Goldstaub verschwen-
„den müsse. Des Morgens läßt er sich den ganzen
„Leib mit einem wohlriechenden Harz oder Oehl
„einreiben, und dann wird er so lange gepudert,
„bis er aussieht wie eine Statüe, die eben aus
„den Händen eines geschickten Goldschmieds her-
„vorgeht. Ew. Eminenz können denken, wie
„reich das Land seyn muß, über welches dieser Kö-
„nig herrscht."

Ein

Ein Gedicht von Maria Stuart.

Unser vortrefflicher Schiller hat uns Maria Stuart nicht liebenswürdiger gezeichnet, als sie wirklich war, wenigstens einst war; ob sie es immer gewesen? davon sey hier nicht die Rede. Es gab eine Zeit, wo ihr schöner Busen die zartesten Gefühle hegte, wo auf ihrer Wange Jugend und in ihrem Herzen Unschuld blühte. Damals war sie auch Dichterin, von holder Schwärmerei begeistert. Man hat noch von ihr ein lieblich düsteres Abschiedslied, welches sie dichtete, als sie das geliebte Frankreich verlassen mußte. Doch ist die Authenticität desselben nicht so erwiesen, als die eines schmelzenden Klaggesanges, den uns Brantome aufbewahrte, und der bei dem Tode ihres jungen, von ihr angebeteten Gemahls, Franz des Zweiten, aus ihrem zerrissenen Herzen floß. Wir liefern hier das Original ohne Uebersetzung, da schwerlich irgend eine die rührende Einfalt desselben erreichen könnte.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte irréparable;
Et en soupirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De Dame fortunée,
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil?

Qui en mon doux printems
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extrème tristesse,
Et en rien n'ay plaisir,
Que regrets et désirs.

Ce qui m'estoit plaisant,
Ores m'est bien dure;
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,

Et n'est rien si exquis
Que de moy soit requis.

Pour mon mal estranger,
Je ne m'arreste en place;
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont me plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou bien en prée,
Ou soit pour l'aube du jour,
Ou soit pour la vesprée,
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nüe;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy
Toujours est prest de moi.

Mets chanson ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein
Amour vraye et non feinte;
Pour la séparation
N'aura diminution.

Die Asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die Europäischen.

Vor zwei oder drei Jahren hielt sich ein Indier zu London auf, der Mirza-Abu-Taleb-Khan hieß. Er war in der Provinz Oudé von Mahomedanischen Eltern geboren, und verrieth schon

schon jung Talent und Geist in Diensten des Nabobs. Aus diesen zog ihn die Englisch-Ostindische Compagnie, und 1799 kam er nach London, wo er bei Hofe vorgestellt, und in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. Er gefiel allgemein; denn er war eben so liebenswürdig als geistreich. Schon ehe er nach Europa kam, verstand er ein wenig Englisch, und lernte es nun immer besser sprechen und schreiben. Im Jahre 1801 verließ er London, mit dem Vorhaben, zu Lande nach Indien zurückzukehren. Während seines Aufenthalts in England hat er ein beschreibendes Gedicht von London in Persischen Versen verfertigt, worin er Charakter und Lebensart der Engländer treu schildert. Er hat auch in Persischer Sprache eine Abhandlung über die Freiheit der Asiatischen Weiber geschrieben, aus welcher man das häusliche Leben der Muselmänner in Indien kennen lernt, von dem wir, trotz unseren mancherlei Nachforschungen, eigentlich noch wenig wissen. Hier ein Auszug aus dieser interessanten Schrift.

„Die

„Die Asiatischen Weiber scheinen in vielen Stücken weniger Freiheit zu genießen, als die Europäischen/ Das Auffallendste in ihrer Lebensweise ist wohl, daß ihre Wohnung von der ihres Gatten ganz abgesondert ist. Man hat in Europa die sonderbarsten Vorstellungen darüber; aber der Gebrauch hat seine großen Vortheile, ja, wer weiß, ob man ihn nicht gern überall nachahmen würde, wenn er nicht in ökonomischer Hinsicht zu viel Schwierigkeiten hätte. Man lebt z. B. in England sehr theuer, man hat wenig Domestiken, und die Häuser sind so klein, daß, wenn Männer und Weiber in abgesonderten Theilen des Hauses wohnen wollten, der Aufwand für Tisch, Equipage, Bedienung, unerschwinglich seyn würde. Sie müssen also wohl mit einander essen, bei einander wohnen, sich durch dieselben Leute bedienen lassen, welches der Frau oft lästig genug seyn mag. In Asien hingegen haben die Frauen den schönsten Theil des Hauses allein für sich, und brauchen sich nicht in Stunden und Minuten nach dem Manne zu richten. Haben sie

Freundinnen bei sich, so schicken sie dem Manne sein Essen in den Murdannah (sein Zimmer), und erlauben ihm wohl in mehreren Tagen keinen Zutritt. Eben so kann der Mann in seinem Murdannah ganz ungestört bleiben. — In Europa zwingt auch zum Theil das Klima die Menschen, näher zusammen zu rücken. Es ist kalt, man muß sich Bewegung machen, man geht spazieren. Mit dem Spazierengehen aber mögen sich die Asiatischen Weiber unter ihrer brennenden Sonne gar nicht befassen, auch verträgt es sich nicht mit ihrer Eingezogenheit. — Mangel an Platz allein zwingt in Europa die Leute, oft ein Zimmer zu bewohnen, ja in einem Bette zu schlafen. — Ehe die Muselmänner nach Indien vordrangen, war es dort nicht gewöhnlich, die Weiber so zu verstecken; auch noch heut zu Tage gehen sie in den Indischen Dörfern frei herum. Nur in den größern Städten haben die Indier den Muhamedanischen Gebrauch nachgeahmt, und halten so strenge darauf, daß sogar ein Schwiegervater selten weiß, wie seine Schwiegertochter aussieht,

und eine Schwester in Gegenwart des Bruders nicht unverhüllt erscheint. — Die Europäischen Weiber sind genöthigt, allerlei Arbeiten zu lernen, und sich um Welthändel zu bekümmern, um dem Manne im Nothfall beizustehen; die Asiatischen hingegen haben auf der Welt nichts anders zu thun, als ihre Kinder zu erziehen, und ihres Mannes Geld aufzubewahren; sie brauchen also ihren Harem nie zu verlassen. Doch dürfen sie auch ihre Freundinnen besuchen, und zu diesen lassen sie sich im Palankin tragen, ohne daß sie nöthig haben, es dem Manne vorher zu melden. Sie spazieren auch wohl ein wenig in ihren Gärten herum, lassen Musikanten, Tänzerinnen, Taschenspieler kommen, und verscheuchen so die Einförmigkeit. — Das Recht, mehrere Weiber zu nehmen, scheint den Europäern unterdrückend und erniedrigend für das schöne Geschlecht; mir aber scheint diese Sitte in der Natur gegründet. Die Schwangerschaft und das Säugen der Kinder trennen die Gattin ohnehin auf kürzere oder längere Zeit von dem Gatten. Die Asiatischen Weiber

 ha=

haben das Recht, den Mann sehr lange von sich entfernt zu halten: ein Europäer wäre in dem Falle, ganz verwaist; der Asiate flüchtet sich zu der zweiten Gattin. Die Vielweiberei ist also eine Entschädigung für jenes Recht. Weder Ehre noch Eigenliebe der ersten Frau werden dadurch gekränkt; die zweite und dritte Frau sind nie von guter Familie: denn reiche und vornehme Leute verstatten ihren Töchtern solche Heirathen nicht. Die erste Frau läßt sie zu ihrer Gesellschaft nicht zu. Wären sie aber doch von höherem Stande und wohlerzogen, so leben sie in Häusern für sich, etwa wie in Europa die Mätressen. Die Weiber hingegen von geringer Herkunft dienen der ersten Frau gleichsam als Mägde, und ihre Kinder dürfen sich nicht die Rechte von den Kindern jener anmaßen. Die erste Frau vermählt sich nie, ohne sich ein ansehnliches Wittwengehalt zu versichern, und gewöhnlich behält sie, bei dem Tode des Mannes, die ganze Erbschaft. — In Europa glaubt man gewöhnlich, alle Asiaten hätten drei oder vier Frauen. Dem ist nicht so. Die

mei-

meisten begnügen sich mit einer einzigen. Unter Tausenden findet man vielleicht funfzig, die zwei, und unter diesen Funfzigen hinwiederum kaum zehn, die mehr als zwei Weiber haben. Sie wissen wohl, wie schwer es ist, den Frieden zwischen mehreren Frauen zu erhalten, und die Furcht vor Hader und Zwietracht bestimmt sie zur Genügsamkeit. — Das Ehescheidungsrecht haben in Asien die Männer, aber sie üben es nicht. Vernachlässigt jedoch der Mann seine Frau ganz, oder läßt er es ihr am Nothwendigen fehlen, so darf auch die Frau auf Scheidung dringen. — Das gesetzliche Zeugniß der Weiber gilt in Asien nur halb so viel, als das der Männer. Wo zwei männliche Zeugen den Beweis eines Faktums vollkommen machen, da sind vier weibliche erforderlich. Dies Gesetz gründet sich auf Unerfahrenheit und Leichtsinn der Weiber. — Es wird in Asien für Schande gehalten, wenn eine Wittwe wieder heirathet, oder sich noch gern putzt, oder Zerstreuung und Vergnügen sucht. Kein Gesetz verbietet ihr das Alles; doch setzt nur sehr selten eine Wittwe

sich über das Vorurtheil hinweg. — Die jungen Mädchen empfangen ihre Männer aus den Händen der Eltern, dürfen nie selbst wählen. Ich weiß auch nicht einmal, ob diese Freiheit wünschenswerth sey? Wenn die jungen Europäerinnen wider den Willen ihrer Eltern heirathen wollen, so müssen sie doch auch mit dem Liebhaber davon laufen, wie in Asien die Sklavinnen thun. — Der Asiatische Gebrauch überläßt der Frau die Verwaltung von des Mannes und dessen Kinder Vermögen. Der Mann heirathet hauptsächlich aus zwei Ursachen: um sich nicht um die Erziehung der Kinder und um sein Geld bekümmern zu dürfen. Das letztere überliefert er der Frau, so wie er es einnimmt, und wenn sie wollte, sie könnte jeden Augenblick die Früchte seines Fleißes vernichten. Oft geschieht es, wenn der Mann alt wird, und das anvertraute Gut zurückbegehrt, daß ihm die Frau nur gerade so viel giebt, als er zu seinem Unterhalt braucht, das übrige aber für ihre Kinder zurücklegt. — Ihre Gewalt über die letztern ist unbegränzt. Sie lieben sie gewöhnlich

blind,

blind, und erziehen sie schlecht, weil sie selbst unwissend sind. — Auch bei dem Heirathen der Kinder haben sie die entscheidende Stimme; selten setzt da der Mann seine Meinung durch, denn die Kinder nehmen immer die Parthei der Mutter. — Sind Vater und Mutter von verschiedenen Sekten, so weiß die letztere den Kindern zeitig ihren Glauben einzupflanzen. — Ueber die Bedienung im Hause hat die Frau eine bei weitem größere Gewalt als in Europa. Die weiblichen Domestiken im Zenana (Harem) stehen ganz unter ihren Befehlen: sie wählt und jagt sie nach Belieben wieder fort. Der Mann hat dazu nicht das Recht. Hat er Ursach, sich über eine derselben zu beklagen, so wird gerade diese der Frau dadurch noch lieber; zieht er hingegen eine ihrer Zofen vor, so bleibt sie gewiß nicht lange im Hause. Auch des Mannes Bedienten kennen und fürchten den Einfluß der Hausfrau. — Wenn in Europa ein harter Zwist die Ehe trübt, so muß wohl die Frau zu ihrem Vater oder Verwandten fliehen; in Asien umgekehrt. Nicht einmal zu es-

sen kann der Mann bekommen, wenn seine Frau es ihm nicht giebt; denn in der Zenana werden die Speisen zubereitet. — Die Asiatinnen besitzen das Talent, den Mann durch ihre Grillen weit mehr zu martern, als die Europäerinnen. Sie glauben allgemein, daß, um die Herrschaft zu behaupten, eine Frau ja nicht zu sanft und nachgiebig seyn dürfe. Alles machen sie den Männern ein wenig schwer, um den Werth ihrer Gefälligkeit zu erhöhen. Wenn z. B. eine Frau ihren Vater auf drei Tage besucht, so kommt sie sicher auch am vierten noch nicht zurück. Dann findet sich der Mann freundlich ein, sie abzuholen; aber sie folgt ihm noch nicht, verspricht etwa den andern Morgen zu kommen, und täuscht ihn abermals. Oder, wenn sie zu Tische gerufen wird, ist sie nie fertig, und läßt den Mann warten, bis die Speisen kalt sind, und dergleichen mehr. Besonders wäre es höchst unschicklich und undelikat, wenn die Frau von einem Besuche ihres Vaters gleich auf des Mannes erste Bitte sich wieder einfände. — Endlich ist auch noch ein Punkt, der die

Unabhängigkeit der Asiatischen Weiber unwidersprechlich beweist. Wenn nehmlich Mann und Frau uneinig sind, so kann die Frau ohne weitere Umstände ihre Kinder nehmen, sammt allem, was sie etwa Kostbares hat, damit zu ihrem Vater gehen, und so lange verweilen, bis der Mann zu Kreuze kriecht." —

Man muß gestehen, daß Herr Mirza-Abu-Thaleb-Khan sich viele Mühe gegeben hat, die Vorzüge zu beweisen, deren die Weiber im Orient genießen; wir glauben aber doch nicht, daß eine Europäische Dame dadurch versucht werden wird, sich den Platz einer Harems-Gebieterin zu wünschen.

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge,

vom Professor Müller in Schaffhausen,

ist ein sehr gutes Buch für erwachsene Leute. Man darf nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichniß wer-

werfen. Die sieben Weisen; Hesiodus Werke und Tage; die säumende Nemesis; Atterbury Rede von Revolutionen; d'Aguesseau's Rath an seinen Sohn über die Einrichtung seiner Studien; altdeutscher Fürsten und Gelehrten Gedanken vom Werthe der Wissenschaften u. s. w. — Hier zur Probe des alten Nürnbergischen Rathsherrn Pirkheimers Urtheil über seine Nation, aus welchem erhellt, daß seit 1515 die Deutschen noch nicht viel klüger geworden sind:

„Wer aber ferners der Teutschen achtet, der findet einen sondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben suchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eigenes Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln, erspähen fürwitzig alle Ding, und sich selbst wissen sie nicht; und geht je nach der Welt Brauch mit den Teutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des andern Kuh habe ein größer Euter, und besser Getraid steh auf der Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen, daß die Teutschen eher von Indianern wissen zu sagen, denn von

Teutschen. Kunst, Sprach, Weisheit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demüthig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen fast thörigten Demuth, anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutschen in summa nichts was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden; sogar daß etliche mit Kunst aus gelben oder weißem Haar, darum daß es Teutsch ist, schwarzes Französisches, Welsches oder Spanisches lassen machen, mit seltsamen beschornen Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich reden, ungern und verkehrt, als könnten sie es nimmer, reden, und in summa, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider (und Grundsätze!) sich anmaßen, und in Teutschland bringen, also daß Germania itzt voll Teutscher Franzosen ist. — Ein Franzos wünscht ihm nicht, daß er gieng, redte ꝛc. wie ein Teutscher; ein Ungar nähme einen teutschen Rock nicht geschenkt; ein Teutscher hat aber deß ein Wollust, mag weder seiner Sprach, Sitten

noch

noch Kleidung u. s. w." — Sollte man nicht glauben, der ehrliche Pirkheimer habe für die letzte Ostermesse geschrieben?

Ein Urtheil über J. Rousseau, welches Edmund Burke 1791 in einem Briefe an ein Mitglied der Nationalversammlung fällte, verdient auch nicht vergessen zu werden:

„Wir haben diesen großen Stifter und Lehrer der Philosophie der Eitelkeit bey uns in England gehabt, und da ich die beste Gelegenheit hatte, von Tag zu Tage sein Betragen zu beobachten, so blieb endlich kein Zweifel in mir übrig, daß kein anderes Principium weder seinen Verstand leite, noch Einfluß auf sein Herz habe, als Eitelkeit. Diesen Fehler besaß er in einem Grade, der an Wahnsinn gränzte. Nur diese regellose excentrische Eitelkeit allein bewog ihn, die tolle Beichte seiner tollen Fehler zu schreiben, und eine neue Art von Ruhm darin zu suchen, daß er die geheimen und pöbelhaften Laster, die, wie man längst wußte, oft mit eminenten Talenten verbunden sind, kühn ans Licht stellte. Der kennt

die

die Natur der Eitelkeit noch nicht, der nicht weiß, daß sie allgefräßig ist; daß sie keine Auswahl in ihrem Futter macht; daß sie selbst von eigenen Fehlern und Lastern mit Lust spricht, wenn sie nur dadurch Erstaunen erregen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und, im schlimmsten Fall, sich wenigstens das Lob, aufrichtig und offen gewesen zu seyn, erhaschen kann. Dieser Mißbrauch und diese umgekehrte Anwendung, welche die Eitelkeit selbst von der Heuchelei macht, war es, welche Rousseau antrieb, ein Leben zu beschreiben, welches auch nicht einmal hier und da mit Tugenden besprengt, oder durch eine einzige vorzüglich gute Handlung ausgezeichnet war. Eine solche Lebensbeschreibung ist es, die er der Aufmerksamkeit des Menschengeschlechtes vorzulegen wagt, und die er mit wildem Trotz seinem Schöpfer vor's Angesicht schleudert, den er nur darum anerkennt, um ihn herausfordern zu können. — Unaufhörlich verschwendet er die Schätze seiner mächtigen Beredtsamkeit in Phrasen von allgemeinem Wohlwollen, während sein Herz auch nicht einen Funken gemeiner Va-

terliebe in sich hegt. Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, und Gefühllosigkeit für jedes Individuum, das mit ihren Lehrern in einige Verbindung kommt, das ist der Charakter der neuen Philosophie! Die Grille einer ungesellschaftlichen Independenz im Kopfe, schlägt dieser Held der Eitelkeit den verdienten Lohn für gewöhnliche Arbeiten aus, so gut als den Tribut, den der Reichthum dem Genie schuldig ist, und der, wenn er gegeben wird, den Geber und Empfänger gleich ehrt; und sucht alsdann durch sein Betteltbum seine Laster wieder zu versöhnen. Er schmilzt von Zärtlichkeit für die, die in der entferntesten Verbindung mit ihm stehen; die Brut (spawn) seiner ekelhaften Liebschaften hingegen wirft er, ohne einige menschliche Regung, wie eine Art von Auswurf, von sich, und schickt seine Kinder in's Findelhaus. Bären lieben, lecken und formiren ihre Jungen — aber die Bären sind keine Philosophen! Doch die Eitelkeit findet ihre Befriedigung darin, den Gang unserer natürlichen Empfindung umzukehren. Tausend bewundern den empfindsamen

Schrift-

Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seinem Kirchspiel bekannt!"

Auch die biographischen und litterarischen Denkwürdigkeiten Kaiser Maximilians des Ersten werden jeden Leser anziehen. Eins der Bonmots dieses trefflichen Fürsten gilt heut zu Tage nicht mehr; er nannte nehmlich den Rhein die Pfaffenstraße.

Robert Percival.

Robert Percival, ein Englischer Officier, hat in den Jahren 1797 bis 1800 eine Reise nach und auf der Insel Ceylon gemacht, und drucken lassen. Auch ist derselben ein Bericht von der Gesandtschaft angehängt, welche im Jahre 1800 an den König von Candy geschickt wurde. Das Ganze ist ein sehr interessantes Gemählde. Ein großer Geschichtsforscher ist der Verfasser zwar eben nicht; denn er meint z. E. die Insel Ceylon sey erst seit 1505 bekannt, da doch schon die Römer

mer zu Claudius Zeiten sie unter dem Nahmen Taprobana kennen lernten, und sogar zwei Gesandte aus jenem fernen Welttheil in Roms Mauern sahen. — Wenn man Ceylon von ferne aus der See erblickt, so glaubt man sich in eine Feenwelt versetzt. Grüne Teppiche schmücken die Ufer, Gruppen von Kokosbäumen erheben sich aus Reißfeldern, hohe Gebirge schließen den Horizont und sind mit düsterschattenden Bäumen bewachsen, deren einzelne Blätter zuweilen fünf und sechs Wanderern ein Obdach gewähren können. Hier ankern die Schiffe sicher vor allen Stürmen; Flüsse, Seen, Teiche, ja selbst Sümpfe wimmeln von Fischen, und mit den schönsten Perlen ist der Meeresgrund bedeckt. Gern möchten wir auch hinzusetzen, was schon Manche gefabelt haben, daß nehmlich schon in einer Weite von zehn Meilen in der See die Insel Ceylon sich durch einen köstlichen Zimmetgeruch verrathe. Aber Percival erklärt diesen Umstand für ein Märchen. — Kaum hat der Fuß des Seefahrers das Ufer betreten, so erblickt er drei ganz verschiedene Menschengeschlech-

ter,

ter, die weder in Tracht noch Sitten das geringste mit einander gemein haben. So eigenlaunig als der Charakter der Einwohner, ist auch das Klima: heiße Tage, kalte Nächte, stille Morgen, stürmische Abende. Die Insel ist eins der waldigsten und düstersten Länder auf dem ganzen Erdboden: die Bäume pressen sich gleichsam an einander, durch ihre dicken breiten Blätter dringt kein Sonnenstrahl, tausende von kraftvollen Schmarotzerpflanzen kriechen um ihre Stämme und strecken ihre Schlingen weit hinaus. Finstre Wälder, steile Felsen, enge Schluchten, machen für den Europäer das Königreich Candy unzugänglich. Es liegt im Innern der Insel, und ist ein Sammelplatz ekelhafter Insekten und gefährlicher kriechender Gewürme. Alle Gattungen buntgefiederter Sänger beleben den düstern Aufenthalt. Affen von allen Arten findet man in Menge, auch Menschen, nicht viel besser als Affen, Bedatos genannt, die frei von allen gesellschaftlichen Banden in den einsamen Wäldern herum irren, kein Dach haben, als das der Bäume, und sich von

Früchten und Thieren nähren, welche letztere sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu jagen wissen. — Die Unterthanen des Königs von Candy wohnen nicht prächtiger, und leben ungefähr wie vormals die alten Deutschen oder Gallier. Selbst ihr König, ob er gleich mit den pomphaftesten Titeln prangt, residirt in einem elenden Walddorfe; die furchtbaren Wälle dieser Residenz bestehen aus drei- und vierfachen Hecken, und seine Schanzen sind eine Menge großer Dornenbüschel, welche den Weg verlegen und hinter welchen seine Soldaten lauern; die Schildwachen haben ihre Posten immer auf den höchsten Spitzen der Bäume, von wo sie ungesehen jede Bewegung der Europäer belauschen. — Es ist kein Plätzchen auf Ceylon, das nackt und wüste wäre: alle Keime des Lebens scheinen im Schooße dieser Insel zu liegen; aber das Leben selbst entwickelt sich nur dauerhaft im Pflanzenreiche; große Sümpfe hauchen den Tod aus und vergiften die Luft. Auf der Küste ist das Klima ziemlich mild und gesund, im Innern des Landes nicht also. Ein Ceylonese

von

von zwanzig Jahren zeigt schon Runzeln; die Natur ist dort lachend, die Menschen sind es nicht. Immer ernst und melancholisch kennen sie kein anderes Vergnügen, als das der Rache.

Selbst die Pracht ihres Königs ist eine traurige Pracht: nur bei Fackelschein giebt er Gesandten Audienz, und ob er sich gleich einen Bruder der Sonne nennt, scheint er sich doch der Verwandtschaft zu schämen. Seine Großen liegen mit den Gesichtern auf der Erde; den König ansehn, wäre ein Verbrechen, des Todes würdig. Das tiefste Schweigen herrscht im Saale; nur allein der Adigar, sein Premier-Minister, hat das Vorrecht, ihm leise zuzuflistern. — Ein Aberglaube, so finster als ihre Wälder, beherrscht die Ceyloneser. Im Sommer nehmlich liegt die Natur von 3 bis 7 Uhr des Abends gewissermaßen in Krämpfen: das Rollen des Donners ist so betäubend, daß, nach Percivals Zeugniß, kein Europäer sich einen Begriff davon machen kann; selbst die Eingebornen können des fürchterlichen Widerhalls nie gewohnt werden: sie beben, und bilden

sich ein, daß zahllose Furien mit ihren Fittigen um sie rauschen, manche werden wahnsinnig vor Schrecken. Auch die beherztesten Europäischen Soldaten können sich der Furcht nicht erwehren. — Die Natur selbst scheint sich gegen das Leben der armen Ceylonesen verschworen zu haben. Schlangen, Büffel, Elephanten, wilde Schweine, sind ihre gewöhnlichsten Feinde; eine Art Blutigel, die sehr häufig gefunden wird, schlüpft, so dünn als eine Nadel, zwischen den Kleidern unbemerkt an den Leib, sticht, saugt sich fest, und bedeckt plötzlich den sorglosen Wanderer mit Blut. Doch mehr als vor allen diesen Plagegeistern zittern die Einwohner vor den Europäern, und hier sind nicht selten jene schlimmen Blutigel ihre Schutzgötter geworden; denn wirklich haben die Holländischen Soldaten mehr als Einmal vor diesem Insekte zurückweichen müssen. — Spinnen giebt es auf Ceylon, die so ungeheuer groß sind, daß sie in ihren Geweben kleine Vögel fest halten. Eine sehr giftige Schlange, die Kappenschlange genannt, wohnt daselbst, und bezeigt ein außerordentliches

Ver=

Vergnügen an der Musik, ja sie scheint gleichsam davon bezaubert. Die Indischen Taschenspieler pflegen sie zahm zu machen, und lehren sie nach dem Takte sich bewegen. — Wir sagen nichts von den Malayen, die in großer Menge auf den Küsten von Ceylon wohnen. Ihre Wildheit ist bekannt; schon öfter ist z. B. die rasende Wuth beschrieben worden, der sie sich aus Rachsucht überlassen, und durch Opium dazu sich anfeuern. Diese Raserei hat einen eigenen Nahmen, der Mock, und ist in ganz Indien gekannt und gefürchtet. Ein Malaye, welcher von diesem Mock besessen ist, gleicht einem tollen Wolf: er wirft sich über den ersten den besten her; Freund oder Feind, Landsmann oder fremd, Alles opfert er seiner Wuth und die ganze Gegend zittert, bis es endlich einem oder mehreren glückt, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien. —

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit.

Im J. 1770 ließ der Magistrat der Stadt Bartenstein in Preußen drei große Tafeln, 8 Fuß hoch und 6 Fuß breit, an dem dortigen Rathhause anschlagen: 1) eine Sittentafel, mit einer Auswahl von fruchtbaren auf das bürgerliche Leben gerichteten Sittensprüchen aus der heiligen Schrift. 2) Eine Militairtafel, mit dem Nahmen derjenigen Officiere vom Regimente Anhalt, welche seit 1700 für Vaterland und König ihr Leben auf dem Schlachtfelde verloren, und 3) eine Polizeitafel, welche hauptsächlich eine Feuerordnung enthält, sammt der Anweisung, wohin bei Feuersgefahr alte und kranke Personen, wie auch Geräthe und Güter, in Sicherhet zu bringen. Der Versuch, auf diese Weise die Sittlichkeit der Bürger zu befördern, und das Andenken schöner Thaten zu erhalten, gereicht dem Magistrat der Stadt Bartenstein zu großer Ehre. Warum wird dies

löb=

löbliche Beispiel nicht besonders in Residenzen nachgeahmt? — Wir sind ja sonst doch so ziemlich mit der Gräcomanie behaftet: warum setzen wir nicht auch Hermen, auf beiden Seiten mit Sittensprüchen versehen, wie Hippareh zu Athen that? Die Römer stellten ihre zwölf Tafeln auf dem Markt zu Jedermanns Kunde; ja sogar die Juden ließen ihre Gesetze auf dem Berge Ebal in Steine graben, und trugen die wichtigsten derselben, auf Denkzettel geschrieben, am Leibe. In manchen alten Kirchen und Rathsstuben schrieb man vormals biblische Sprüche an, welche Lehrer, Zuhörer und Richter an ihre Pflichten erinnerten. Unsere Alten stellten auch wohl in ihre Wohnstuben sogenannte Haustafeln, und bei den Reichern waren die besten Zimmer mit Lateinischen und Deutschen Sittensprüchen ausgeziert. Schreiber dieses hat selbst einmal auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise sich Dessusportes verschafft, die er um keine Arabesken oder Blumenkörbe u. dgl. vertauscht hätte. Er ließ nehmlich, nach Maßgabe der Größe der Thür, auf ein Stück him=

himmelblaue Französische Tapete eine Sentenz eines unserer besten Dichter mit goldnen Buchstaben mahlen, das Ganze mit einer kleinen Bordüre von Blättern einfassen, und so über die Thür hängen. Dies gewährte nicht nur oft dem Geiste eine angenehme Beschäftigung (denn es waren lauter Kernsprüche), sondern nahm sich auch sehr artig aus; und man möchte wetten, wenn nur Ein reicher geschmackvoller Mann den Anfang damit machte, die Mode würde sich schnell allgemein verbreiten. — Oft ist mir auch auf den Landstraßen der Wunsch aufgestiegen, man möchte die Meilensteine, und besonders in Rußland die um so viel zahlreicheren Werstpfähle, benutzen, wie Hipparch seine Hermen. Wenn z. B. an einem solchen Meilensteine Herders schöner Spruch stände:

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Oder:

Oder Wielands:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einzger Augenblick kann Alles umgestalten!

Würde nicht mancher Wanderer stehen bleiben, sich diese Zeilen ins Gedächtniß prägen, und einen Eindruck mit sich hinwegnehmen, der vielleicht auf der Wanderschaft durch sein ganzes Leben von Nutzen für ihn seyn könnte?

Die Neugriechen.

In der letzten Sitzung der Gesellschaft der Menschenbeobachter zu Paris hat Coray, ein Grieche, ein interessantes Memoire über die jetzt beginnende Wiedergeburt der Wissenschaften in Griechenland gelesen. Die Ursachen derselben findet er natürlich in der Französischen Aufklärung, besonders auch in der Unterneh-

mung,

mung, die Encyklopädie herauszugeben, (!) nebenher in dem Kriege der Russen gegen die Türken, und in den Expeditionen nach Italien und Aegypten. Doch die Ursache liege wo sie wolle, genug, die erfreuliche Wirkung ist nicht abzuleugnen. Die jungen reichen Griechen sammeln auf den Europäischen Universitäten Kenntnisse, mit denen sie ihr Vaterland bereichern. Locke's Versuch, Montesquieu über das Römische Reich, die besten mathematischen Werke, Fourcroy's chemische Philosophie und eine Menge anderer guter Bücher sind in das Griechische übersetzt worden. Codrika, ein Athenienser, der zu Paris Sekretär des Türkischen Gesandten war, hat Fontenelle's Welten und Anacharsis Reisen seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache geschenkt *).

Daß die Energie, durch welche ihre Vorfahren so berühmt wurden, in den Griechen keinesweges erloschen ist, beweisen noch täglich mehrere Grie-

*) Auch Menschenhaß und Reue ist kürzlich ins Griechische übersetzt worden.

Griechische Völkerschaften. Das Beispiel der Mainotten (vormalige Spartaner) ist bekannt. Ein anderer Stamm der Griechen, die Sullioten, weniger bekannt als jene, aber nicht minder tapfer, bewohnt einige Dörfer mitten zwischen den Felsen von Epirus, unweit des alten Dodona, umgeben von den der Poesie angehörigen Flüssen Acheron und Kozyt. Mit 1500 waffenfähigen Männern vertheidigt dieser Stamm seine Freiheit gegen einen der mächtigsten Pascha's der Europäischen Türkei. Wird die Gefahr groß, so gesellen sich auch die Weiber zu den Männern, und helfen einen Feind bekämpfen, der, troß seiner Ueberlegenheit an Zahl, doch fast stets überwunden wird. Hier fallen Begebenheiten vor, deren sich das alte Lacedämon nicht zu schämen brauchte. In einem lebhaften Gefechte fiel ein junger Anführer der Sullioten; sein Tod erschütterte die Krieger: sie vergaßen zu kämpfen, und sammelten sich klagend um den Leichnam. Da kam schnell die Mutter des Todten, bedeckte ihres Sohnes Gesicht mit einer Schürze, nahm seine Waffen und — seinen

Platz

Platz an der Spitze des kleinen Heeres, jagte den Feind in die Flucht, eilte zurück, entblößte das Gesicht des Sohnes wieder, und rief mit unterdrücktem Schmerz: „Ich habe deinen Tod gerächt!“

Ende des Ersten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Kleine Romane, Erzählungen, Anecdoten und Miscellen

Bd.: 1

(1805)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940612-3